UC-NRLF
B 3 914 816

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

DAIMON

Eine Monatsschrift

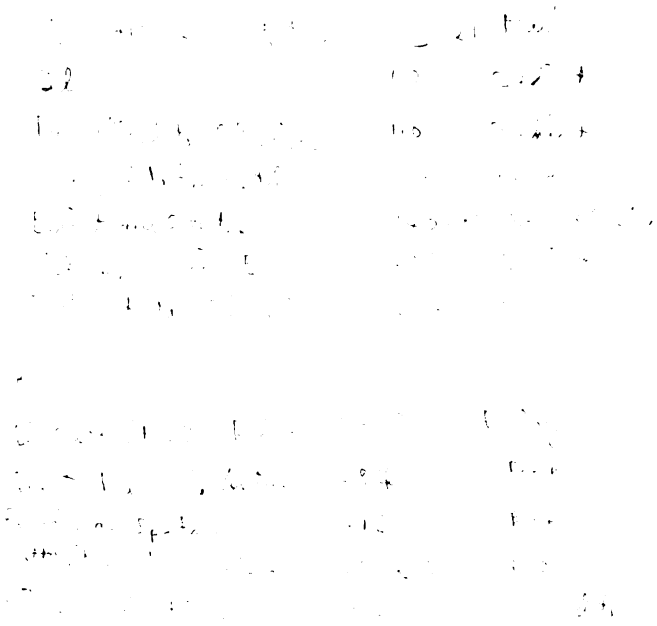
1918

DER NEUE DAIMON

1919

Wien

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969



Printed in Germany

DAIMON

EINE MONATSSCHRIFT.

HERAUSGEBER
JAKOB MORENO LEVY.
REDAKTEUR
E. A. RHEINHARDT.

MIT BEITRÄGEN VON:

OTOKAR BŘEZINA, MAX BROD, GÜTERSLOH, FRANCIS JAMMES, PAUL KORNFELD, JAK. MORENO LEVY, E. A. RHEINHARDT, FRIEDRICH SCHNACK, JAKOB WASSERMANN, ERNST WEISS, FRANZ WERFEL UND ALFRED WOLFENSTEIN

PROLOG — FEBRUAR 1918

DAIMON-SCHRIFTEN
VERLAG BRUDER SUSCHITZKY, WIEN.

JVERY.

Die widrigen Druckverhältnisse bedingen, daß der DAIMON vorläufig in Abständen von zwei Monaten erscheinen muß. Seine Ausgabe in MONATLICHER Folge wird unmittelbar, nachdem die technischen Hindernisse aufhören, einsetzen. Es werden jedoch, unabhängig von den zweimonatlichen Heften, DAIMON-FLUGBLÄTTER kleineren Umfanges herausgegeben werden.

Einem jeden Hefte des DAIMON wird in Hinkunft eine Beilage, betitelt „DIE ZEIT IM DAIMON", beigeheftet sein, in der aktuelle geistespolitische Fragen zur Erörterung gelangen werden.

Für die im DAIMON veröffentlichten Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Einsendung von Manuskripten möge ein jeder unterlassen, den lediglich der Einfall oder die Freude am Spiele mit dem Worte und Gedanken zum Schreiben führte!

Nicht verlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein Rückporto beiliegt.

Übersetzungen möge tunlichst immer das Original beigefügt werden, da sich die Redaktion vorbehält, das Original mit abzudrucken.

DAIMON

EINE MONATSSCHRIFT.

HERAUSGEBER
JAKOB MORENO LEVY.
REDAKTEUR
E. A. RHEINHARDT.

MIT BEITRÄGEN VON:

OTOKAR BŘEZINA, MAX BROD,
GÜTERSLOH, FRANCIS JAMMES,
PAUL KORNFELD, JAK. MORENO
LEVY, E. A. RHEINHARDT,
FRIEDRICH SCHNACK, JAKOB
WASSERMANN, ERNST WEISS,
FRANZ WERFEL UND ALFRED
WOLFENSTEIN

PROLOG

FEBRUAR 1918

DAIMON-SCHRIFTEN
VERLAG BRÜDER SUSCHITZKY: WIEN.

INHALTSVERZEICHNIS

JAKOB MORENO LEVY: DIE GOTTHEIT ALS AUTOR. EIN GESPRÄCH ◇ E. A. RHEINHARDT: AUS „AUFRUF AN DIE JUNGEN MENSCHEN" ◇ JAKOB WASSERMANN: DER JUDE ALS ORIENTALE ◇ FRANCIS JAMMES: BETRACHTUNG ÜBER DIE DINGE ◇ FRANZ WERFEL: KNABENTAG. EIN FRAGMENT ◇ GÜTERSLOH: DAS GEFESSELTE INDIVIDUUM ◇ PAUL KORNFELD: ZWEI GEDICHTE IN PROSA ◇ MAX BROD: KOSMISCHE KANTATE ◇ FRIEDRICH SCHNACK: DREI SONETTE ◇ OTOKAR BŘEZINA: DAS GEHEIMNISVOLLE IN DER KUNST ◇ ERNST WEISS: GEGENGOTT. EIN GEDICHT ◇ ALFRED WOLFENSTEIN: DER MANN. EIN GEDICHT

JAKOB MORENO LEVY

EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG
DIE GOTTHEIT ALS AUTOR
BERICHT ÜBER DEN SINN

Es reden:

Der Autor.
Bruder Hajan, der Leser.
Ich.

Begleitstimmen: Autoren, Leser, Diener.

Ort: Bibliothek.

Der alte Diener, einen Stoß Bücher in der Hand, drohend:
Die ungeheuren Zeichen: Tao-te-king, Koran, Evangelium Christi.

Der junge Leser liest falsch, sein Buch schließt sich von selbst:
Wer schlägt mein Buch zu?

Der alte Leser übersieht einen Satz, er wird blind, schreit:
Ich bin geblendet.

Der alte Diener drohend:
Die Toten stehen auf aus ihren Büchern und schlagen euch ins Antlitz.

Der bucklige Leser kaut gierig und liest zugleich eine Stelle, wo der Autor den Himmel erstieg; das Buch haut ihm den Schädel ein, er stirbt. Der alte Diener klagend:
Härteste Strafe der Hölle, wehrlos von der Nachwelt gequält zu werden!

Andere Leser schwanken schlaftrunken auf ihren Stühlen, die Bücher erheben sich strafend und steigen in ihre Schränke. Chor der Diener kniend:
Ruhelos erflehen die großen Toten die Erlösung von der Nachwelt. Unsichtbarer Gott, schenke ihnen den zweiten Tod, den endgültigen Tod!

Die Leser, in starrendem Schweigen, stammeln.

Die Menge spaltet sich in zwei feindliche Gruppen: Autoren und Leser.

Ein Leser: Seit der Zerstörung der alexandrinischen Bibliothek geschah kein größeres Wunder.

Ein Autor: Das sind die Autorseelen. Die Bibliothek ist ihre Kreuzigung. Ihr seid der Henker. Sie verschmachten nach der Labsal des Todes.

Junger Diener: O Martyrer des Lesertums! In steter Unsterblichkeit Gekreuzigte!

Ein Leser: Du irrst, wir sind das Opfer. Warum begatteten sie uns statt mit warmem Leib mit Gespenstern? Die große Entlastung naht: Die Toten wollen das Leben vom Tode befreien.

Ein Priester: Ein unbekannter Gottesmann hat es gesagt: Gott schloß mit dem Menschen einen ewigen Bund durch das Zeichen der Zunge, in der Mitte zwischen den zehn Fingern seiner Hände und durch das Zeichen des Gliedes, in der Mitte zwischen den Zehen seiner Füße. Er befestigte dann zweiundzwanzig Buchstaben an die Zunge und offenbarte dem Menschen ihren heiligen Sinn. Und Gott schenkte ihr die ganze Welt: er tauchte die Zunge in das Wasser, schwängerte sie durch das Feuer, schwang sie durch die göttliche Luft, ließ sie jauchzen über den sieben Planeten und ging mit ihr vorbei an den zwölf Bildern des Tierkreises. Der heilige Sinn der Zunge ist: das Wort in der Stimme. Aber dieses Haus hat den Bund entweiht — und nun ist die Zunge entgöttert.

Ein Gelehrter: Ein alter Mythos berichtet, der Mund Gottes habe in das Haupt des Menschen mit dem Tod den Sinn nach Unsterblichkeit gehaucht. Der Urschmerz am Tode erschien in der ersten Seele als zügelloser Drang zur Verewigung des eigenen Fleisches. Sie erkannte die Liebe, die ihr die Fortpflanzung schenkte, sie tat das Werk in der Begegnung, die von Mund zu Mund ihre Würde allem Geist übertrug. Aber diesen Gebilden war keine Festigkeit eigen: die Natur wandelte und zerriß selbst das, was noch untastbar dünkte, aber am Ende erfand sie (wer beschriebe die heimliche Glorie Satans?) das ideale Gefäß der Unsterblichkeit: das Buch. Dieses stahl die lebendige Seele aus dem Herzen Gottes und verschloß sie in eine Urne. Der Mythos schließt: Und die Autoren sanken, als sie starben, alle in die Hölle, weil sie keine Seele hatten, um in den Himmel zu gelangen, denn diese hatten sie auf der Erde gelassen. Nun schweifen die Seelen, von Gott verlassen, als Bücher verkappt, im Weltall umher, selbst wesen- und kraftlos, aber, ein Alpdruck dem Geist, zu unseliger Wirkung auf unendliches Leben verdammt.

*

Neue Autoren strömen ein, Autorchen, Autorembryonen. Erregte Stimmen verschiedener Autoren:

Wer will Unsterblichkeit? Geltung, solange ich lebe! —
— An Gott schaffen! In das große Unbekannte wirken! —
Die Autoren braten alle in der Hölle. Vortrefflich! Wie müßte aber ein Autor seyn, der in den Himmel wollte?

Bruder Hajan tritt aus der Mitte der Leser hervor:

Stellen wir den Satz auf den Kopf: Wie würde sich Gott verhalten, wenn er auf die Welt käme?

Autor: Gott: Rätsel, Syllogismus, Irrtum? Silbe ohne Achse! Unterschlupf von Armut! Frage Kinder!

Bruder Hajan: Die Kinder erwidern: stelle dir vor, Gott wäre schon aufgeblüht vor dir, bevor du den Mund auftust. Er ist mitten unter uns. Name ist Rauch vor seiner Majestät.

Autor: Ich stünde vor Gottes Antlitz? Welcher Frevel dann, ihn zerteilen zu wollen, statt anzubeten! Nur Gott kann über Gott berichten!

Bruder Hajan. Ich rühre nicht an Gottes Wesen. Aber er, einmal Kreatur, würde sein Geist nicht irgendwie nach außen pochen, Fragengebirge mit einem Blick verstoßen, Gebärden entbinden, Worten das Herz aufreißen? Deine Aufgabe lautet: Geist, die ärmliche Antwort: Autorschaft. Frugst du dich je, wenn sich dein Leib im Bette wälzte, wenn die Seele dich mit hohen Plänen marterte, bewachtest du deine Nacht mit dem Wort: was würde Gott tun in meinem Falle?

Autor: Einfach, du fragst nach dem Schlüssel echter Prophetie, Autorschaft Gottes . . . . . .

Bruder Hajan: . . . . . der gegossen ist, je und wir die Male des Autors unserer Blindheit auftun. Unmittelbar ist dann einzusehen, ob sich sein Verhalten mit vollendetem Geist verträgt. Beschreibe also die Höllentore, welche die Einfälle eines Autors erzwingen müssen, bevor sie in ihren Zweckort, die Seele des Lesers, münden, mit einem Worte: dein Verhältnis zur Technik.

Autor: Ich rühre keinen Fuß, ich strecke keine Hand aus, ich kämpfe nicht, aber meine Worte, ewige und verläßliche Jünger, rollen durch die verschlungenen Straßen der Publizistik, werben, beschwören, bedrohen, bekehren, ein Kosmos; ich, längst vermodert, sie, überirdisch, wandeln Erde in Himmel, bauen noch unablässig am einigen Geist.

Bruder Hajan: Blicke in deine Seele und versuche das Wesentliche: lückenlosen Bericht eigenen Befundes. Ich donnere in dein Gewissen: bekenne Schuld!

Autor: Schuld? Ich Gastgeber, ich Schenkender!

Bruder Hajan: Dennoch, ich klage an. Ich zitiere den Autor vor Gericht. Im Schweigen vollbringt der Mensch

namenlose Größe. Bliebe sie dort! Oder stiege sie zart die Stufen der Schöpfung empor! Aber, der sich eben als Gesang oder Gedanke feierte, vertut das Wort im Pergamente, apokalyptischem Stier, den der Aberglaube vergöttert hat, statt es in die rein den heiligen Raum dnrchschallende Stimme zu wölben. Der irdische Mensch wird der technische, obwohl der himmlische nottut, und der Arzt vernimmt an der Haut des Geistes Temperatursturz von tausend Graden. Gebet hurt, Himmel wuchert, Wahnsinnige werden Münzwardeine, der Autor erhenkt sich in einer Komödie von mehreren Akten: Handschrift, Drucklegung, Aufgebot mammonischer Kräfte, um Wirkung, Absatz, Mitwelt, Nachwelt zu verdienen. Der entscheidende Widerspruch in deinem Tun ist die Unterbrechung des Wesens.

Autor: Ich entzweie nicht, ich lebe nur doppelt. Ich bin Weltall und Wortall zugleich. Beide: die Richtung des Wesens, in dem ich unaufhörlich als Tat, Gedicht, Gedanke bin, die Richtung des seynbefreiten Wortes, welches das Reich der Werte über das Entwordene errichtet.

Bruder Hajan: Aber die Absicht deines Wortes ist, nicht unvergriffen zu ruhn, vielmehr Vogel zu seyn, der fernem Bruder zu Hilfe eilt. Und der Leser ist doch wohl ein lebendes Wesen. Dein Wort kann ihm weh tun . . . .

Autor: . . . . . aber auch wohl und die Wirkung der unzureichenden Natur unendlich mehren. Schießgewehr, Kanone, Luftschiff, Pflug, Brief, Geld sind wie das Buch: Stellvertreter des Menschen auf Erden. Es schmähen hieße also deinen Angriff auf die gesamte heutige Welt übertragen, die ohne zwischenmenschlichen Verkehr der Vertierung geweiht wäre. Wohin käme ein Autor, müßte er, was er in Jahrzehnten mühseligen Schaffens seinem Blut erhorcht hat, heute in allen Bibliotheken jedermann zugänglich, auch sagen und handeln, wohin erst, wenn dieser Narr in höchsteigener Person, seine Weisheit allen Zeitgenossen zuführen wollte, ohne an die Nachwelt zu erinnern, für welche die Urgestalt seines Geistes verloren wäre.

Bruder Hajan: Jammer, daß die Entwicklung des Leviathan, dem du schmeichelst, nicht so fortgeschritten ist, daß, nachdem er die Natur umgangen, den Tod über-

wunden hat, nicht auch die Geburt überschlagen kann, um nach rückwärts auch noch auf die selige Vorwelt zu wirken, die deine Meinungen sicher auch nicht kennen dürfte. Die Zootechnik, Wissenschaft von den technischen Tieren, hat sich im Buche überboten, Bestie, die Autor und Leser verschluckt, jenen, um ihn für die Gottanstrengungen im Seyn barer zu machen, diesen, ihn mit selbigem Vakuum zu schwängern, das zur Entbindung gleicher Kinder beschlagnahmt; vorwärts treibt sie zum Kulturgalopp an, damit einer ein Buch öffnet, wenn er beten möchte, und eher das Ich aus dem Wege räumt, da es viel bequemer ist gleich das Buch als Persönlichkeit anzusprechen und zu behandeln. Wie das aufrechtgehende Rohr über den Friedhof der gefesselten Tierwelt sein Menschenreich errichtete, hat sein parthenogenetisch gezeugtes Kind den Vater ausgeblasen und über seinen Sturz endlose Bibliotheken geschichtet. Das Lexikon, die Zeitung, das Literaturbuch sind vorläufige Erfüllungen noch nicht letzter Vollendung. Reiner als dieses Gemenge komme noch eine Welt der vollständigen Technik, in der alle kosmischen Reste verdampft sind, wo Schöpfung und Mensch nur Fraß sind und der Autor nirgendwo Anteil am Seyn vorzutäuschen braucht, sondern, wo selbstverständlich das Buch ist und sonst niemand.

Autor: Mein Buch gehorcht eigenen Gesetzen, denn, einmal geboren, entzieht es sich meinem Willen und vermag ein eigenes Schicksal.

Bruder Hajan: Ja, das Schicksal aller Bastarde: die Erniedrigung des Vaters. Nachdem wir das furchtbarste Antlitz des Widermenschen geschaut haben, stelle ich für die Ewigkeit fest, daß der Autor von Europa, der Sophist von Athen, der Pharisäer von Jerusalem die Heerscharen desselbigen Satan sind, der zum jüngsten Gericht, zähneklappernd hinter dem Himalaja seiner Schuld, nicht selbst erscheinen wird, wie du nie selbst kommst, wenn dein Name genannt wird. Daß du deine Wirkung der Technik verschriebst, vernahmen wir, nun berichte über dein Verhältnis zur Natur.

Autor: Die Verfeinerungen sind Unzahl, welche die Natur durch uns erfuhr und ohne Vermessenheit sey gesagt, daß die Sprache unseres Geistes erst die

Welt erschuf, von der der vorherige Mensch nur magische Brocken brachte.

Bruder Hajan: Ja, aber zuvor habt ihr in eurer Wortküche alle Gottesdinge mit Sprachwörtern überzogen, daß sie nicht mehr zu sehen sind, Du verschweigst die Verbrechen, die du an dir, am Weltraum, endlich am Leser begehst. Selbstmörder bist du, dein heiliges Ich entseyend, das, wäre es noch so gering, gebietender ist, als dein gewaltigstes Evangelium. Hier deine volle Gegenwart, Einmaligkeit im Raum, du Rätsel, das mit uns zum unendlichen verwächst, dieses Furchtbare verlässest du, gefesselt von niedrigeren Zonen. Bibliotheken, die du mit Werken über dein Ich bis in seine höchsten Entfaltungen fülltest, vernullen angesichts deiner maßlosen Majestät, die Schlüssel und Schloß zum letzten Geheimnis ist. Wenn aber dein Geist, statt Schrift zu werden, Worte geblieben wäre, die an diesem Ort aus deinen reineren Sphären stiegen, verantwortlich und groß, damit du seyst, wie die Gottheit gebietet, einer, der nicht für einen schönen Schatten seine Einzigkeit verkauft.
Aber auch den Raum, der zwischen dir und deinen Brüdern (die nur deine Leser geworden sind) wartet, hast du am Gewissen, ebenso die großen Landstraßen, die Bäume, die Kinder, denen du begegnen könntest, die Wiesen, die vielleicht bei deinem Vorübergang den Frühling bereiten, Gott selbst, der, als der geringste Leser, verzückt in einer Ecke kniet, gläubig, daß du vorüber kommst. An deiner Sünde werden alle schuldig, die du mit einigen Federstrichen um den Odem bringst und vom Weltall bleibt als Rest: ein Fremdling über deine Hieroglyphen gebeugt.

Autor: Die Welt, die du willst, wäre vielleicht sinnvoller, aber unendlich ärmer, weil sie die Hauptsache mißachtet: das Gut der Persönlichkeit durch Zweckorgane sparen, um es unverbrauchter für das oberste Tun zu erhalten.

Bruder Hajan: Ein heiliges Leben gibt es nicht für den, der zuerst sich und dann die Dinge getötet hat; alle anderen Zweckwesen, die der Mensch erfand, Pflug, Schreibfeder, Kanone, Flugmaschine stellen ihn unmittelbarer vor das Wesen, das sie zu bewältigen haben; das Buch allein begibt ihn der Idee nach

außerhalb des Kampfes mit dem Wesen auf das es wirkt. Das Buch ist noch die Abstraktion von abstrahierenden Subjekt. Du bist von einem Netz von Fiktionen verstrickt, die, ein Schaltwerk, dir den Horizont verlegen: das fiktive Ich, das fiktive Du, die fiktive Welt! Bequeme Ersätze für deine Gegenwart dein Gegenüber, die Unendlichkeit, sichere Merkmale, daß auch dein Schaffen aus dem Vermittelten schöpft.

Autor: Während du dem Ich, der Seele, der Natur neue Erde zu entdecken dich bemühst, entfällt dir, daß unter unseren Händen das Werk der Kultur, der Technik und des Gemeinwesens gewachsen ist, die der mystischen Anbetung nicht weniger wert und anläßlich sind. Wenn du ein Schiff bezogst, lobtest du nie den Frieden, der dich vor dem Seesturm barg, nie die Reichtümer, die es im Nu vor dein Auge zauberte, wenn ein Brief mitmenschlich in deinen Tagtraum fiel, vernahmst du nie den Marsch der Zehntausend, die ihn herbeigeholt, wenn du ein Buch in stiller Kammer aufschlugst und in Urworte aus versunkener Unsterblichkeit ungeschmälert eingingst, Forschungen unzähliger Hirne sich versammelten, die dir ebenso unzählige Selbstversuche ersparen, drang nie sein großer Trost in deine Einsamkeit? In keiner Tat geschichtlicher Menschheit vereinigen sich die Mächte der Technik, der Gemeinschaft und der Kultur in so vollendeter Bindung wie im Buch.

Bruder Hajan: Nicht den Mitteln unserer Weltführung als solchen gilt mein Verdammnis, die nur einer anderen Ordnung der Dinge harren, um ihren Sinn zu vollstrecken; überhaupt ist nicht vom technischen Gerät die Rede, nicht einmal vom kulturlichen Wirken, aber von einem der Rahmen, in dem dieses eingetragen wird, vom Buch, das nicht nur Behälter zur Aufnahme geistiger Existenzen ist, mit dem Endzweck diese in den Horizont des Gemeinwesens zu rücken, sondern der Friedhof einer Zeit, die um die goldene Unsterblichkeit tanzt; das Scheinleben, das ein Verfasser in seinen Werken nach seinem Tode zu führen vorgibt, ist nicht etwa dem Scheintod, vielmehr der Glorie der einbalsamierten Leiche bildnah. Deine Berufung aber auf das Gemeinwesen und die Kultur drängt uns noch zu lösen: dein Verhältnis zum Geist.

*

Autor: Gemeinwesen und Geist funktionieren gegenseitig und erst die Publizistik vermochte die Wirkungswelle dem Wert anzurücken.

Bruder Hajan: Die festen Niederschläge des Geistes haben seit je nach Mitteln gefahndet, die sie vor dem Untergang sichern. Die merkwürdigsten Schöpfungen, seltener als echte Philosophien, wichtig wegen ihrer metapraktischen Weisung, sind die Rahmen des Geistes, deren geschichtlich nur zwei, das Buch und der Brief, überliefert sind. Das Buch setzt nicht den Raum, richtet nicht die Zeit und bereitet dem Geist die Gelegenheit seine Inhalte im festen Agregatzustande zu bewahren. Der echte Brief, wohl älter als das Buch, ist nach rückwärts gerichtet, da er Intimität voraussetzt, die zumindest einmalige Begegnung bedingt. Er, näher an den Sinn getan, als das Buch, setzt das Ich, die Zeit, den Raum, das Du, mindestens in einer Vergangenheit und während das Buch von den Zeichen der gemeinsamen Sprache lebt und aus künstlicher Nahrung seine Kraft zieht, wurzelt der Brief im Schoße der Erinnerung, wohin er an die Brust der Natur sich zum Genuß begab. Das Buch ist für den Geist das gleiche, wie der Staat für die Gesellschaft, das Geld für den Rohstoff. Aber wie die Kirche vom Staat, der Rohstoff vom Gelde, muß in höherem Maße die Sprache dem Buch entzogen werden, für eine Form, welche die Gesetze des ewigen Gottes preist. Es stellt sich als das Perpetuum mobile des Geistes neben die Schöpfung, mit der es an Dauer wetteifert, bringt Verwirrung in die Unsterblichkeit, indem es das Chaos mit dem Echo verdrängt. Adam ist der Sündenfall der Natur, das Buch ist der Sündenfall des Geistes.

Autor: Um in deinem Bild fortzufahren, hat uns aber Adam mit der Sünde das Bewußtseyn, das Buch mit der neuen Schuld eine immer feingliederigere und umspannendere Organisation des Geistes gebracht, das Wissen, das uns für das Mittlertum der Versöhnung vorbildet. Du willst uns zu den Schrecknissen des unmittelbaren Seyns zurückdrängen, indem du drohst, daß unsere ursprünglichen Gewalten erlahmen, während wir an die unentartbare Gefährlichkeit unseres Menschtieres glauben

und in der perpetuierlichen Ueberwältigung des ewigen Feindes ein Ziel erblicken. Die Apotheose des Buches ist der engelische Reiter, Vortrab des Mysteriums, der die Offenbarungen des Geistes aus den Ketten der Natur, der Technik, der Geschichte, der Gemeinschaft, ja der Kultur für die Ewigkeit rettet. Das Buch ist das reine Gefäß der Trandscendenz.

Bruder Hajan: Und dein mystischer Reiter landet in der Ewigkeit vor Gott, dem Richter, ohne die Schöpfung an, denn diese hat er sich auf dem Wege selbst gestohlen und erfährt in sich mit geschlagener Stirn, daß die zahllosen Urnen, die er je und je durch die Zeiten gerettet hat, der eigentliche Sitz der Hölle und das Hauptquartier Satans sind, der am Schatten eines Baumes das Weltall gekreuzigt hat.

*

Bruder Hajan war müde und abgeredet; er rief mich gegen den Ungläubigen auf.

Ich: Das Wort ist euch aufsässig gewesen. Rede und Gegenrede hat uns geschlagen, aber nicht erleuchtet und doch wart ihr, wie es mir scheint, einig in der Beschreibung des Gegenstandes, feindselig bloß in seiner Wertbmessung. Über den Ursprung und Weg des Buches sagtet ihr beide das Gleiche. Nur meinte der eine, der Autor wäre an sich etwas Gutes, der andere, er wäre an sich etwas Böses. Ist es so?

Beide bejahten.

Ich: Ihr habt das Gespräch kräftig begonnen, als einer von euch frug, wie Gott, wenn es ihm gefiele durch den Schoß eines Weibes in die Welt zu treten, seinen Geist vertun würde. An Stelle der Anrufung verschiedener Autoritäten, wie ihr es getan, werde ich die Handlung der Gottheit aus seinem Geiste selbst hervorgehen lassen, ohne einen Anhalt in einem Außen zu suchen. Die Ideen des Autors und des Lesers, Schuld und Opfer, können sich nicht gegeneinander, sondern erst in der Idee der Vollkommenheit erkennen. Bevor ich aber beginne, setze ich voraus, daß wenn der Geist ins Gespräch kommt, nicht er als Bestand, sondern als Tropus gemeint wird.

Bruder Hajan: Der Geist soweit er Stellung nimmt, nicht so weit er ist? Sein reflektiertes Verhalten?

Ich: Tropen des reinen Geistes sind; Das Buch, der Brief, die Einladung zu einer Begegnung, seine Bestände vielerlei: Gedicht, Gedanke, Novelle, Dialog, Drama. Das Buch ist ein Typus; es verleiht, wie verschieden die Inhalte seien, allen den gleichen gemeinsamen Rahmen, die Bestände aber sind Individuen, Kinder der Imagination, Wortkörper, Bewohner astraler Reiche. Werden sie aber tropisch, das heißt, treten sie, die Gewissenlosen, aus dem Schweigen in die Gestallt des Buches oder Briefes ein, so werden zwar nicht sie, aber ihre Erzeuger schuldig und dem Seyn verantwortlich. Unsere Schwierigkeit, die aus der Angst gewachsen ist, ob sich das geistige Tun aus dem Schweigen überhaupt in die Formen der Offenbarung trauen dürfe, wirft sich nörgelnd in die Möglichkeit, daß es Gott einfiele, Schriftsteller zu werden, ohne zwar das Was und Wie seines Werkes aufdecken zu wollen, sondern bloß zu erkunden, auf welchen Tropus seine himmlische Empfindlichkeit verfallen würde. Nicht Religion selbst, sondern ihre Grenzbestimmung, nicht Traktat, sondern Vorwort des Helden, nicht Gottes Seyn und Haben, noch irgend ein Seyn und Haben, verpflichte ich mich aufzuzeigen, vielmehr das schlechthin einfachste: den Sinn. Ich vermute: Gott wird nicht abweichen vom Sinn.

*

Autor: Was heißt das, der Sinn.

Ich: Die Sprache schon unterscheidet den, der bei Sinnen ist, von dem, der von Sinnen kommt. Ich werde Kinder als Zeugen aufrufen. Du erinnerst dich, Bruder Hajan, an den Streit, den einige Lehrer dieser Stadt gegen mich begannen, als mich etwa hundert Kinder auf einer Wanderschaft begleiten wollten. Für den gleichen Tag waren diese zum Besuch einer Schaustellung im Kino bestimmt. Die Kinder wollten aber mit mir. Der kleine Johann erllärte dem verwunderten Lehrer als Grund: „Ein Baum auf den Bergen ist schöner, als ein Baum im Kino."

Autor: Was wollte dein kleiner Johann damit sagen?

Ich: Der Einwand, daß der Sinn des Kinos nicht sei, Bäume zu zeigen, sondern zu unterrichten, hätte er gemeint, wäre billig, Johann wollte eben nicht

lernen, sondern einfach Bäume sehen. Und wer Bäume sehen will, sieht sie am besten, wenn er sie sieht. Der Myte oder der Sinner hat keinen anderen Drang als wie das Kind, der Richtung seines Sinnes zu gehorchen. Auch er würde, wenn er Bäume sehen wollte, Bäume und nicht das Kino besuchen, umgekehrt nicht zum Baume gehen, wenn er ins Kino möchte, nicht auf die Welt kommen, wenn er den Himmel riefe, nicht zu dir eilen, wenn er mich zu umarmen begehrte.

Autor: Aber Gott könnte sich einen Baum schaffen, dann vermöchte er auf den wirklichen zu verzichten.

Ich: Du schaust Gott bevor er die Welt gebaut hat, statt nachdem. Bevor er einen Baum schuf, hatte er ihn noch zu erzeugen. Ist aber dieser schon da, dann wird er ihm zur Begegnung ebenso verbunden seyn als irgend einem. Ein gemachter Baum ist, nachdem er gemacht ist, ebenso gut ein Baum wie jeder andere. Es wandelt Gott über die Erde in seinem gekrönten Fleische und vollzieht zwischen sich und den Dingen die eindeutige, ursprügliche, sächliche Beziehung (die sächliche, weil ihm ein Kind geweissagt hat.) Der Autor an sich verleugnet das Du im Raume, das eindeutige, ursprüngliche, sächliche Du.

Bruder Hajan: Er setzt das Du in der Vorstellung, Gott trifft es an als Außentum.

Ich: Was dem Autor Theater, ist der Gottheit Bedingung: die Begegnung. Die Grenze des Autors ist Gott als Schöpfer, unsere Gott als Seyn. Der Herr der Heerscharen kreist in seinem Sinn durch die Leiber und den Ring seiner eindeutigen Beziehungen bilden: die reinen Örter. Der echte Himmel flammt, wo das Seyn die eindeutige Ebene des Geistes vermag, Engel den Engel berührt. Die unreinen Örter sind von keiner Welt, sondern ein Knäuel von Verkehrtheiten. Die Hölle ist bloß eine falsche Beziehung. Der reine Teufel ist der Widerspruch des Sinnes. Er folgt seinem Un-Sinn. Ist ein Kreis, der aber eine Gerade werden wollte, in den Himmel verstiegen, würde er längs des Stabes seines Hasses stürzen.

Autor: Ist Gott vorstellbar als Leser?

Ich: Lassen wir also Gott die Bibliothek betreten. Er wird kein Buch versuchen, weil er

dadurch den Verfasser verführte, Leser zu haben, welche Erkenntnis in umgekehrter Richtung in das Gewissen des Autors bisse, der einen Menschen dazu benachteiligen wollte, Leser zu seyn. Ginge aber der Herr durch diese Hieroglyphen, so riefe ihn dann die himmlische Leidenschaft zur Verfolgung des Verfassers bis zur Begegnung auf, der ihm Gesicht und Stimme schuldig geblieben ist (dem Gott — durch die Lektüre — sich schuldig geworden ist). Gott als Leser schlechthin ist gegen den Sinn, weil ihn das Gespenst des Buches um die unerhörteste Kraft bringt: in der Begegnung mit seinem Strahl das ganze Rätsel zu durchfahren, vor dem Menschen des Verfassers zu knien.

Autor: Die Schuld zuerkannt, kann der Schriftsteller nicht nebenher heldisches Seyn vollziehen?

Ich: Es gibt kein Nebenseyn für den, der im entscheidenden Augenblick versagt. Ich kenne Engel die ganz in die Gehenna geschleudert wurden, bloß weil sie einmal den ersten Buchstaben im Namen Gottes vergaßen. Sinn ist der erste Buchstabe in Seinem heiligen Namen. Der Dichter ist vor das Weltall gestellt und nicht vor das Zwielicht in seiner inneren Stube. Von dem Los, dem er die Versuchungen opfert, von dem Bruderall, das er in seiner Seele dichtet, vernahm ich, aber seine Flucht vor dem ewigen Gegenüber ist die Form einer Welt, in welcher der Held keinen Anfang hat.

Bruder Hajan: Einsamkeit heißt der Berg eurer Sünde, die den Reiz des Geheimnisses dem Schweigen geplündert hat, um verantwortungsloser das gerade Bild der Gottheit zu entthronen.

*

Ich: Der Sinn hat noch eine zweite Bedeutung. Im Bilde der Geraden, die sich nach zwei Pfeilrichtungen dehnt, durchmaßen wir schon die eine Wendung, die zum angetroffenen Ding geführt hat, die andere geht zum Altar unseres Glaubens: auf Gott Selbst. Wie er eine Erscheinung antrifft, haben wir erlebt, nun müssen wir die Hauptsache fassen, wie er sich antreffen läßt.

Bruder Hajan: Ich rufe dir ein zweites großes Kind unserer Erinnerung auf, die kleine Hela. Du gedenkst, da wir im Garten zwischen den Teichen saßen und

du die Kinder versammeltest und frugst: „Was ist das ein Vogel?“ Darauf das eine Mädchen: „Ein Vogel, das ist ein Wesen, das Federn hat. . . .“ „Und Flügel“ unterbrach das andere, bis die kleine Hela mit ihrer reinen Stimme alle Maße durchstrich: „Ein Vogel, das ist ein Spatz, eine Lerche, eine Schwalbe, dieses, da ist es.“ Und es trug einen warmen lebenden Vogel in unsere Hände. Was wollte Hela sagen? Gott könnte es nicht reiner. Wenn du ihn darum fragtest, er würde sich selbst leise als ein warmer lebender Vogel in deine Arme tun. Denn dieser ist kein Begriff, kein Gedicht, kann durch diese ganze Bibliothek nicht umschrieben werden. Was aber für den geringsten Vogel auf dem Felde wahr ist, wird wohl auch für unseren Herrn gelten, nicht, da er unser Vorbild ist das er nie seyn kann, sondern weil Sinn und Schweigen die Grenzen seines Reiches sind, an die wir stoßen.

Autor: Aber dieser Vogel kann singen und die Gesänge werden sie nicht, nachdem sie ausgeklungen sind, selbständige Wesen?

Ich: Selbständig sind sie, aber Wesen werden sie nur, wenn sie sich in seine Stimme und Gebärden einschmelzen, bis auf einen geheimen Wink die Tore der ewigen Stadt aufspringen. Gott schreit. Kein Brocken seines Alls, nicht die leiseste Bewegung, keine vorletzte Silbe seines Wortes mag er aus seinem Worte löschen, wieviel weniger wird er sich dort versagen, wo der Geist an den Himmel seiner Stimme schlägt, welche in die Gegenüber rinnt, bis das Weltall vom vollziehenden Geiste überfließt. Der oberste Engel seines Wesens ist: die Ganzheit seiner Natur. Als er die Dinge schuf, blieb er mit Seele und Gewissen bei ihnen. Der gute Vater verläßt nicht seine Kinder.

Autor: Der Geist hat doch die Freiheit seinen Stoff zu bestimmen?

Ich: Gar keine Freiheit! Der Stoff ist vielmehr das Schicksal des Geistes. Sein unmittelbarer Stoff ist die Sprache in seiner Stimme, an die ihn ein geheimnisvolles Band fesselt.

Bruder Hajan! Könnte er nicht vorziehen, der Vollendete, um schicksallos zu bleiben, im reinen Schweigen zu bestehen?

Ich: Das reine Schweigen als Zustand ist eine Grenzvorstellung. Der Held, selbst wenn er seiner Wirkung

entsagen wollte, würde schon durch die geraden Linien seiner Gebärden das Tun der Seele verraten; und wäre die Wirkung noch so gering, sie wäre, völlig kann sie aus der Welt nicht weggedacht werden. Der Mythe aber faßt entschlossen seinen Geist und wirft ihn vollständig in den Leib, der in hingegebener Entfesselung durch volle Gegenwart sein oberstes Seyn ausschenkt.

Autor: Der Singer, der Sager, der Denker haben den Helden in ihrer Voraussetzung als ethischen Beruf und müssen derart das Gedicht, den Gedanken, jede Mitteilung aus ihrer eigenen Stimme aufklingen lassen; aber wie können der Maler Maler, der Bildhauer Bildhauer bleiben und doch auf ihren Farben- und Tonkörper verzichten? Maler ohne Farbe, Bildhauer ohne Ton sind paradox.

Ich: Das reine Schicksal des Geistes vollzieht der Mythe, der seinen Stoff, die Stimme und deren Treppe, den Leib, immer bei sich hat. Maler und Bildhauer finden Farbe und Ton außer ihnen.

Bruder Hajan: Der Mythe hat auf diese Art ein anderes Verhältnis zum Raum als Maler oder Bildhauer?

Ich: Der Mythe lebt nur in einem, dem mythischen Raum, in dem ihn die Stimme als der nächste Stoff und die erste Begegnung verbindlich macht und der definiert ist als die Örter, die er in der Tat von der Geburt bis zum Tode durchzuwandern den Auftrag hat. Maler und Bildhauer haben hingegen ihren Stoff, Farbe und Ton, draußen im wirlichen Raum: ihnen fehlt die mythische Schuld. Das magisehe Bild des Mythen ist der Geist, gegossen in die eigene Stimme, getragen von den unbewußteren Zungen des Leibes, des Malers und Bildhauers ein Gegenüber geworden, Farben- oder Tongeschöpf. Der Mensch, soweit er malt und meißelt, hat das Recht das vollendete Werk dort liegen zu lassen, wo er seinen Stoff gefunden hat. Die Vollziehung seiner Kunst ist tragisch zu nennen, denn er sucht seine Ergänzung durch den Stoff im Außen, bis er auf diesen stößt, der ihm Gelegenheit zum zaubern gibt, während der Singer und Sprecher alle Mittel in seinem Selbst vereinigt trifft. Der Maler und Bildhauer, der Sprecher, Singer und

Tänzer unterordnen sich den Ideen des Vaters und des Sohnes. Die Sehnsucht des Autors ist Vaterschaft und Erbe. Der echte Geist aber sucht sich ewig selber, zeugt Sprößlinge nur, um sie zu verzehren. Seine Sehnsucht ist die Vollkommenheit, die der Sohn ist, der Alles aus dem Nichts wird. Der Mythe kann seine Kinder nicht aus dem Hause werfen, die nur schön sind, solange er bei ihnen wohnt.

Bruder Hajan: Gott hat keinen Stellvertreter auf Erden, wie im Himmel, kein Abbild, keine Uebersetzung, ist einig und einzig. Er anerkennt sich im Verhalten und Verhältnis.

Autor: Solch ein Gott wäre tiefsinnig, aber sonst der reinste Barbar, roh und ungebildet. Der große Erwerb, aus dem du und ich manchen Wert genossen, wäre entrechtet. Wie vermöchte Autorschaft, Schicksal Gottes zu werden?

Ich: Am Gewordenen rüttelt kein Geist, aber an seiner Behandlung. Auch dem Herrn könnte es geschehen, daß nach unendlicher Wanderung von Begegnung zu Begegnung, die Marter keinen Bruder zu sehen, so mächtig würde, daß er seine Stimme so groß machen müßte als das Weltall groß ist, um einen näher an sich zu holen. In solchem Zustand könnte Gott etwas wie das Buch erfinden, um in den unsichtbaren Raum wirken zu können.

*

Autor: Dein Gebot hat mich vor das eigenene Gewissen geschleudert. Ich schaue dort die saftlose Wurzel, unseres Reiches: Angst und Zittern vor dem Leiden für die Wahrheit. Anderseits kann ich kein Tütel von dem verlassen, was Organisation und Wissen erbaut haben. Wie ist der Uebergang der Transcendenz in die Technik möglich? Wie kann Gott Gott seyn und zugleich Gott schaffen? Wie kann Gott das Ganze seyn und auch noch der Teil seyn?

Ich: Der Kritik der reinen Vernunft muß vorangehen eine Kritik des reinen Geistes. Buch und Brief sind dem Geist, kritisch überlegt, ähnlich wie Raum und Zeit der Vernunft: Rahmen, die den Zugang

zum Ding an sich verlegen, ethisch gesehen, Illusionen des Willens zur Macht. Das Buch ist beziehungslos, ewig, eine reine Idee; der Brief könnte noch die Form eines Gottes werden, der nur einen Moment zu leben hätte. Aber das Postulat des kritischen Geistes ist: die ununterbrochene Vereinigung mit dem Ding. Die Sünde der Form kann durch die Wiedergeburt des Schöpfers im Augenblick der Begegnung korrigiert werden. Der theurgische Imperativ ist die Einladung des vom unsichtbaren Geist betroffenen Dinges hin zum Ursprung des Wortes, wo sich die Wiederherstellung des Sinnes erfüllt. Der Leser schaut dort in das vollkommene Angesicht Gottes.

Autor: Könnte nicht der Autor durch Wiedergabe seines Werkes von Fall zu Fall als Sprecher Sühne tun? Wäre dann nicht eine Änderung der Mitteilungsform erläßlich?

Bruder Hajan: Ich frage von Gegenpol: schlügen den Herrn seine Heerscharen nicht mit tausend Ängsten, daß die gleichen Buchstaben, die schon einmal aus seinem heiligen Munde sproßen, nun, vom Sinn enthaftet, durch die Gehirne eitler Toren schwärmen?

Ich: Gott ist, seiner Natur nach, bestimmt, den Sinn in jedem Augenblick seines Lebensdienstes durch makelloses Verhalten zu vollziehen. Ein noch so lebendiges Geistleben kann nicht freisprechen von der Notwendigkeit zur Form. Zwischen der Ausgabe eines Buches und dem Vortritt seines Autors als Sprecher erstreckt sich ein Zeitraum, der ohne Erlösung bliebe. Die Einladung hat aber die Zeit nach vorne gerichtet: auf die Begegnung, und ist als Titel die eindeutige Geste des Autors auf sich als Sühner des im Papierstoff vergrabenen Wortes, setzt im Leser augenblicklich das Bewustseyn der Sünde und verpflichtet ihn zur Verfolgung des Menschen im Verfasser bis zur Vereinigung. So erhalten Autor und Leser, Gott und Schüler ihre ewige Bestimmung: für das ausgesandte und empfangene Wort die volle Folge zu tragen. Die Einladung ist das Kreuz, die Begegnung ist die Taufe der kritischen Religion. Die Einladung zu einer Begegnung, der Titel

des Wiedergeborenen, spricht und geschieht immer in der ersten Person; wer sich aber zu ihr nachbekennt in der dritten als zu einem guten Ethos schläft noch in Idealen. Noch immer Autor! Noch immer Europäer!

Autor: Kann die Einladung nicht vorausgesetztes Wissen werden?

Ich: Wissen sühnt nicht, ist vielmehr eine neue Schuld, die getilgt werden muß. Aber die Einladung ist keine Einsicht, sondern ein Wagnis, ein Notausgang; ihr Leben ist die ewige Wiederholung.

Bruder Hajan: Und der Leser, der ein Jüngling ist, wandert mit offenem Munde durch die Straßen seines Sinnes und wartet auf den Tag, mit dem Bruder, der ihn geladen hat, die Hochzeit zu begehen. Wenn er aber das Bild seines Gottes nie trifft?

Ich: Auf den Sinn kommt es an, nicht auf die Begegnung. Er wird vielleicht ewig wandern. Es wird ihm vielleicht ergehen wie in der Geschichte vom heiligen Kind, das auf den Markt ging und Aepfel in den Behältern sah. Es kannte diese Früchte nicht und fragte: „Wie lange liegen sie schon in diesem Korbe?“ Da sagte ein Mann: „Ihre Mutter ist ein Baum im großen Garten, von dessen einem Ast sie gepflückt wurden.“ Da machte sich das heilige Kind auf, die Mutter zu suchen, deren Aepfel sie gegessen hatte. Aber ein Baum glich dem anderen sehr und sie konnte den richtigen nicht finden. Da sagte sie einfach allen Bäumen du und nannte alle Mutter.
Das Geheimnis der Einladung sitzt im Widerspruch, daß sie Selbstzweck des leidenschaftlichen Sinnes ist. Sie ist kein Mittel, die Geschwindigkeit der Begegnung zu beschleunigen, sie dient dem Geist, nicht dem Genuß. Die wirkliche Begegnung Gottes mit seinem Leser bleibt eine der komischen Möglichkeiten auf seinen halsbrecherischen Fahrten der Berufung. Die Freiheit des Leibes soll nicht durch Bestimmung von Zeit und Ort erniedert werden.

Autor: Wenn aber den Leser das Schicksal an die Brust seines Gottes tragen würde?

Ich: Dann wird der Mythe, der seine Unendlichkeit zum Buch verkürzte, zur reinen Wiedergeburt des ausgesandten Wortes sich in der Unendlichkeit selbst stellen: das Ich in der Begegnung,

anstatt des Wortkörpers, als Erzeugnis der Einbildungskraft, tritt das Geistwerk in der Begegnung, die Sprache, die im Welträtsel als Frucht ausschlägt. Nicht das reine Wortall, das Werkall wird der künftige Willens- und Werthimmel der Götter seyn.

Autor: Der untadelige Tropus des Geistes ist sichtbar und klar. Ich lese in seinem Antlitz: auch dessen Bestände scheinen an ein Gesetz gebunden.

Ich: Der unendlichen Einbildungskraft Gottes ist die Seele zu schmal und reizlos, ihre azurenen Schöpfungen sind seiner Vorstellung, wenn sie vollendet sind im Anbeginn, er wirft sie gegen die Widerstände des Alls, um noch ihre Brechkraft zu genießen. Nur das Wort, wofür sich Gott zu Kreuze trug, hat Offenbarungsrecht. Der untadelige Inhalt der Einladung ist: der Bericht, die Geschichte seines Wortes in der Begegnung, die Kinder, die er an der Welt geboren hat. Was er im Schweigen erschuf, das erste, muß sich in der Begegnung vollziehen, das zweite, bevor er sein Wort verlautbart, das dritte...

Bruder Hajan: Bis der Tod des Mythen als die reifste Frucht vom Baume seines Lebens fällt und er die Weihen des Schweigens empfängt.

Ich: Der sterbende Mythe streckt seinen Arm aus gegen seinen Doppelgänger als Erbe und verflucht ihn. Das Gleichnis hat mit dem Ende des Eigners die Sinnkraft verloren, selbst sein geheiligter Name, als äußerster Engel seines Reiches, ist im Verruf: Sein Fluch gegen den Doppelgänger ist die Angst vor der Unsterblichkeit seines Schattens.

Autor: Das Buch erst, Spiegel des Antichrist, hat den Tod schrecklich gemacht.

Bruder Hajan: Verboten ist, das Diesseits mit dem Jenseits zu mengen. Der Mythe rettet sich ganz zu Gott, reicht ihm ohne Verlust seine ganze Geburt bis zum Tode. Sammaeliten, Halbgestalten, stürzt aus allen unsterblichen Hieroglyphen vor den inbrünstigen Zehen des himmlischen Menschen, Adam Kadmon!

Autor: Ich knie verwandelt vor der Stimme des obersten Gottes, die der Zusammenklang aller himmlischen

Chöre ist, auf deren Geheiß Himmel und Erde gekommen sind. Wenn der Mythe zu seinem großen Vater eingeht, ruft er alle Sprossen zu sich. Der Vater wird beten für den Tod der Kinder.

Ich: Der Vater, der vollkommen ist im Himmel, wird nur Kinder zeugen, die ebenso vollkommen sind wie er. Und so will es der Vater: zu einem vollkommenen Leben gehört auch ein vollkommener Tod.

Verwiesen sei das Gemenge, das Buch, die Unsterblichkeit.

Bekränzen wir das Schweigen, die Begegnung, den Tod.

Die Bibliothek wird geschlossen.

E. A. RHEINHARDT

AUS „AUFRUF AN DIE JUNGEN MENSCHEN"

Gruß dir und Segen, junger Mensch.
Horch, Erwachter, auf die Stimme des Erwachten.
Wir waren tief im Traum und haben viel gelitten.
Der schwerste Tag graut. Sei bereit! Ich bin bereit.
Hymnische Stimme und du, Orgel großer Klage,
Und du einsamkeitstrunkener Gesang, verstummet!
Dunkel wächst eine Stimme in der Welt voll aller Stimme.
Qual von Jahrtausenden trägt dies Geschlecht.
Hörst du? Du bist es und ich bin es,
Was aufstöhnt furchtbarer als alle Stürme über den Ozeanen,
Grausiger als der Todesschrei Messinas klagt und bekennt.

Du bist erwacht. Und Feuerregen stürzt in die Besinnung.
Kein Cherub geht dir deinen Weg voran.
Blutblind, bestürzt von alten Geltungen
Und angeschrien von tödlicher Rede gingst du einsam,
Obwohl dich Qual an die gequälten Völker band.
Jetzt flackt kein Rausch mehr. Unheilig und entstellt
Sind alle Worte und ohne Gnade ist das Menschenweh.
Die Erde stöhnt wie wir, verflucht, zerrissen,
Blutsumpfig und blutatmend: Blut.
In Wachstum, Wolken, in den bitteren Winden
Wittert Blut. O schwerer Weg, o Glück, o Nimmermehr!

Mit aller Raserei hast du dich heimgesucht.
Geschah es auch, auf daß du völlig littest an deinem schuldigen Leid?

Sieh die Erwachten an und allen Weg zu dieser Stunde:
Besinne dich mit mir, eh wir uns sammeln:
Was gilt? Was hielt? Welt heiliger Gesetze,
Bindung und Nähe und die zarten Dinge,
Die ehern ketteten, wo sind sie noch?
Liebe ward wenig und verwelkter Traum hängt um die Rasenden,
Die aus heiligem Glück an Lust verfielen.
Das willentliche Elend bog die Munde gräßlich.
Aus glasigem Blick des Aethertrinkers stiert der verblühte Gott.
Gebärde wurde und verfluchtes Spiel im Geist aus Werk und Tat.
In Wahnsinnen und Zuckungen neuer niegesehener Rasereien
Verreckt die Schickung ungeheueren Lebens.
Wer ehdem schwer an seinem Sein trug, verwarf todsüchtig
Das letzte noch, das Sinn war, Kraft und Gnade.
Und hunderttausend standen auf und gingen dahin,
Wo Tod gezeugt ward, ahnend, voll Grauens letzter Schuld,
Sich darzubringen, eh sie noch erkannten.

Wo eine Geltung hinfiel, stand der Tod auf
Und wuchs und griff in Leiber und in Willen.
Da hurten viele traurig mit dem großen Herrn,
Die sich vordem an Lust, an Spiel, an Qual verworfen hatten.
Die Mädchen, die zu groß vor Sehnsucht waren,
Machten sich klein und starben dann.
Die Jünglinge, bedrängt von den Gedanken,
Prüften das Undenkbare, indem sie starben.
Und dann die Traurigen und die Enttäuschten:
Verwiesene aus der Liebe, Arme, Krüppel und Entzauberte des Schaffens,
Die Schüchternen und Schwachen, die Glückspieler ohne Glück —
Die alle führte jeder Schritt zum Sterben.
Nächtens traten die Taumelnden aus ihren Häusern,
Gingen getrieben in die Gärten oder zu den Stätten,
Wo ihnen einmal Glück begegnet war,
Knieten an Gräbern ausgeblaßter Toter nieder,
Und löschten sich aus.
Verstehst du diesen willentlichen Tod zu deuten?
Fühlst du den Willen schaudernd im Gesetze?
Ging dir nicht eine Freundin, ging kein Kamerad
Dir fort aus Recht und Unrecht, Schuld und Ahnung?
Du sagtest Schicksal und im zärtlichen Gedenken
Grüßest du manchmal die Vergangenen.
Doch, eh sie völlig sich verklären in dem Unfaßbaren
Seliger Welt aus einst (die dein war und es nie mehr sein wird),
Mußt du sie sehn, wie sie botenhaft
Dem ungeheuren Geheiß gehorchend sich erhoben
Aus ihrem Leben, das nun nichts mehr war,
Um einen Tod zu sagen. Wenn die zarte Wahrheit

Ihres Vergehens erst in dir geschah,
Löse die Hände von den Augen und das alte Frühlicht
Der anderen Jahre überleuchte sie
Für immer, die im Nimmer asphodelisch blühn.

*

O, wie wir sehnlich ohne Hoffnung kreisen um die Jahre,
Die unsere waren und nie wieder sind!
Sommer gesegneter Länder atmen wir schaudernd
Und die wimpelnde Wirklichkeit mythischer Jugendstädte,
Fröhlicher Markt, dampfender Hafen, Mähler und Wein in den Gärten,
Briefe von Wanderschaft, Abschied voll rufender Fernen
Winzerherbst, o Gesang und zärtliche Schwermut.
O Welt bricht herein über uns, noch nah, noch erschütternd
Greifbar, in tausend Spuren noch da und schon sinnlos
Wie unserer Ahnen Kindheit, vollbracht und Geschichte.

*

O, Liebe war schön und schenkte dir die Welt.
Nie mehr sind goldene Wolken vor den Fenstern
Der ganze ungeheure Sinn; nie mehr die blauen Blöcke
Von Wald in Ferne Inseln euerer Abende!
Nie mehr ist euch die winterliche Stube
(Darin die zarte Schwärmerei sehnsüchtiger Länder
Aus großen Veilchen riecht und Sträußen von Mimosen,
Drin Aepfel Heimat duften) andachtsvolles Glück,
Das die Musik elysisch klarer Geister
Und die erlauchte Schwermut lauterer Dichter
So reich euch schenkte, daß ihr schon
Entrücktes Sternbild der Liebe wart.
Nie mehr, nie mehr!

*

(Requiem für die jungen Dichter.)

Kindheit war noch in ihnen, o Gott,
Kinderkindheit und jene tiefere
Schicksalskindheit, daraus sie Dichter waren.
Sie hieß die Bruderschaft des einen eigenen Volkes
Die Bruderschaft des Menschen überwuchern.
Sie lehrte die furchtbare Freudigkeit
Zu töten und zu sterben.
Kinder waren sie aus jener Menschheitsfrühe,
Die atmend eben erst sich alles Seins besann,
Und nah an Tier und Ding
— Fast selber Tier und Ding noch —
Das Nahe und Verwandte überwältigen wollte.
Da in dem kleinen Reifen ihres behüteten Schreitens
Durch gleiche Fühlung und veredelt Wollen

Schon brüderlicher Traum von allen Menschen
Und Ahnungen vom andern Herzen
Zag keimen wollten,
Kam deine neue Sintflut, Herr,
Die Feuerseuche, die alles schwärende Schwehlen
Flamme sein ließ.
Daß auch sie brannten, die Erkorenen,
War Erbe, war Erbsünde.
Sie waren Kinder, eben erst auf neuem Wege,
Das zart zu ahnen, das sie dann
So grausig überwand.
Nun sind sie Erde schon, deine Erkorenen;
Verströmend und vergehend sühnten sie,
Daß sie nicht wußten, da es galt: zu wissen!
Sei ihnen rein, o Gnade und Erfüllung,
Nun jenes Nochnichtwissen überholt ist
Und sie im Sinn sind, gütig wie vordem.
Mach ihre Seele lauter dieses einen
Fehls, der ein Kinderfehl war! O, sie sühnten ihn.
Sieh ihre blinden Augen, großer Richter,
Und die zerstörten Jünglingsangesichter.
Nun wissen sie. Nun hast du auch verziehn.

*

Kreischen dir Flüche in das verliebte Flüstern?
Schreit dir der Todesschrei durch alle Nächte?
Hör bis ins dunkle schwere Blut hinein,
Du Mensch, der litt — so wie ich Mensch, der litt.

Wehe, siebenzigmal wehe dem,
Der deinen Schrei nicht hört,
Menschheit in Gottes schwerster Heimsuchung.
Verflucht, verflucht, verflucht
Sei jedes Lügners Stimme in dem Chor der Qualen
Und jedes Maklers Ruf am Opferwege.
Was unser aller alte Schuld war, wird gebüßt
In diesen Jahren voll von Sterbestunden:
Gebüßt mit Wissen und gesühnt in Sendung.
Doch unsühnbar ist alle neue Schuld!
Verflucht sei, wer vergißt, daß er gelitten.
Dies ist kein Schmerz zu heimlichem Verwinden,
Ihn litt ein jeder für die ganze Menschheit.
Umstellen sollen ihn die Elendsten
Unter den Hingegangenen: Klumpen von Leibern,
Erfrorene, Ertrunkene vom Grunde aller Ozeane,
Der Zunder von Skeletten, den die Flammenwerfer
Verkohlten, stehe auf und zeuge wider ihn!
Begleiter seien ihm die mit den blutigen Augenhöhlen,

Die Gliederlosen, kriechend wie Gewürm,
Matrosen, denen der Torpedoschuß
Bordplanken rissig durch den Leib getrieben
Und — Grauen alles Grauens — die gewölbten
Münder der Bogenleiber aus dem Tetanus
Sollen um ihn den langen Schrei der Klage brüllen.
Verflucht sei, wer vergißt, was er gelitten!
Noch tausendmal geschehe ihm der Abschied:
Hinauszugehn aus dem erstrittenen Leben,
Fort von den nahen Weinenden, irgendwo
Im Unbekannten einen Tod zu suchen.
O, alle Bahnhöfe der Erde sollen ihm
Die stumm gewürgten, die gelogen heiteren
Und die tierbrüllenden Abschiede zuschrein.
Aus den Spitälern komme das geballte
Warten der Millionen über ihn:
Das Warten auf den Arzt, die sicheren Schmerzen,
Auf Briefe (einen Brief noch!), auf die Operation,
Zerbissenes Schrein in Krankenzügen und auf den holprigen
Karren: o wann endet diese Fahrt!
Das Warten der Verblutenden, rasend und verzichtend . . .

. . . O alles Graun aus diesem Ueberfluß von Grauen
Laß säumen seinen endelosen Weg, o Gott.
Zu gehn sei er verflucht in Ewigkeit,
Mit Kain und Ahasver zu gehn über die Erde,
Die Erde, die ihm in Jahrtausenden
Noch ungewandelt starre, seine Erde
Mit den tiefen Furchen, den Gräben und den Trichtern.
Auswittere sie die eingescharrten Leichen
In den zerbrochenen Wäldern, auf den Wiesen ohne Halm,
In den Grabdörfern und den Trümmern edler Städte,
Darüber ewig Qualm treibt, stickige Gase
Ihm folgten und die Schwaden der Verwesung!
Aasvögelflüge sollen ihn umschrein und Heere
Der Ratten, feist von Leichenmast, wandern mit ihm!
Du folge ihm mit Fluch, der nie vergißt,
O Gott, ihm, der vergaß! Austilge seinen Samen,
In dem der Krieg zu Zukunft reift!

*

Die Städte fraßen schwärend in die schwarze
Heilige Erde, brachen auf
Ueber zerstampftem Wald und sanfter Siedlung
Am Hang der feierlichen Haine, die nie mehr
Brüderlich Irdisches mit Himmeln reden.
Schlöte stehn höhnend in die goldenen Abende.
Und Gassenschächte saugen die Geschlechter

Aus Gartenwelt und Dörfern gnadelos,
Die schönen Schlichten, die dann früh zerstört
Mit schlechtem Munde und geballter Faust
Im Grabschacht erst zur Erde wiederkehren.
Die Blinden voll Gesang vergehn an Trunk.
Die Heiligen wandern alt und bettlerhaft
Den Fernen zu, die auf sie warten.
Und keiner kündete, daß er die Welt
(Die unsere war) an seinem Traum gemessen,
Daß er sie arm und schlecht befunden habe.
Nun wir erkannten, wieviel wir verloren,
Ist mit in unserem Wissen auch das Elend,
Das Sündige und Hoffnungslose des Gewesenen . . .

*

. . . da ahnst du und das Graun aus letztem Wahnsinn
Würgt dir das Herz: Wir Elendsten, Verlassenen
Verratenen an Hunger, Stürme, an den müden
Alternden Planeten, gehetzt von innen
Mit Gier und Neid und Eifersucht,
Rasend das Leben lang gegen die Kerkermauern eines Ich,
Ahnst du das Grausige? Wir Verfluchten,
Verbannten in die späte Welt,
Wir drängten uns nie fühlend aneinander,
Sprachen nie aus „Dein Elend ist mein Elend.
Du bist in Not wie ich, dich sucht der Tod wie mich!"
Schrei auf! Erkenne deine Schuld!
Aus meinem Leben kam das Gräßliche,
Aus deiner Einsamkeit der große Tod!
Nun aber leiden wir zutiefst an uns.
Ahnung sei dieses Leid uns und Besinnung,
Wissen des Blutes um versäumte Liebe,
Verratene Güte, preisgegebene Bruderschaft!
Von Schuld entstellt, gräßlich mit Blut befleckt
Sehn wir einander und erkennen
Das Menschenschicksal.

*

Ihr jungen Menschen, ihr Erkennenden euerer Not,
Aufschauende zum brüderlichen Antlitze:
Nun wird n i e wieder Krieg sein auf der Erde,
Um unseres schweren Wissens willen niemals mehr.
So stehn wir auf aus Blut, o wir Entsetzlichen,
Und legen Zeugnis ab mit unseren Martern,
Mit unserer alten giftigen Einsamkeit
Und mit dem ungeheuren Schauder dieser Jahre,
Daß wir bereit sind, wissend zu erfüllen
Das Eine, das nottut!

Jetzt ist kein Letzter und kein Elendster
Zu klein, zu leer. Wer jetzt Mensch heißt,
Heiße Bekenner dieser einen Wahrheit!
(Wehe, wie ist die Wahrheit arm vor Gott,
Wie früher Anfang — und wie sind wir spät!)

Horcht auf, ihr, die ihr dienend euch zerstörtet,
Im Frohn um Freuden, die ihr niemals saht.
Ihr in den Kohlengruben, Blinde und Gekrümmte,
Ihr, grauen Angesichtes, rettungslos Vergiftete
Der Bleibergwerke. Ihr alle, deren Dasein
Ein Handgriff wurde, den ihr von der Kindheit
Bis in das arme Altern tun müßt, Tag um Tag
In den Maschinensälen.
Ihr Ausgedörrten von der weißen Glut der Hochöfen.
Frauen, gelb und erschlafft in den Fabriken,
In deren leeren Augen einzig noch
Die Raserei hilfloser Ahnung aufglimmt,
Wenn ihr die Kinder den Maschinen darbringt,
Die nieerblühten Kinder, die euch den Leib zerrissen,
Die, früh enstellt von eueren dumpfen Lastern,
Zu eueren langen Qualen wachsen.

Horcht auf, ihr Ausgestoßenen, ihr Gezeichneten,
Ihr Untergehenden der Straße und der Nacht!
Ihr ohne All, Entgöttlichte,
Die kurzer Schlaf im Tag aufspart zu neuer Nacht.
Ihr Zukunftslosen, Aufgegebenen,
Zuhälter, Dirnen.
Ihr Beschlossenen in den Spitälern und Gefängnissen!
Ihr, Unheilbare, Syphilitiker, Schwindsüchtige,
Krebszerfressene, ihr blassen Blutes Siechenden.

Ihr, Späten, Müden, Letzten großer Leidenschaften,
Die ihr erfüllt seid in Vergangenheit:
Enkel vergessener Helden, unbekannter Märtyrer,
Erfinder großer Dinge, im Armenhaus verreckend;
Ihr mit verfluchten Namen, scheu euch bergend,
Kinder der Mörder, Wucherer und Verräter,
Töchter der königlichen gnadelosen Huren:
Horcht auf, euch sucht der Ruf!
Euch mehr als alle, denn ihr seid gegeben
An die Vergänglichkeit, seid hoffnungslos.
So bringt euch dar — und euer Leben
Ist sinnvoll und aus Zukunft groß!

*

Ihr Menschen!
Steht auf! Ein jeder Traum ist welk und übernächtig

Und keine Geste reicht bis morgen hin,
Das bißchen Spielen zwischen Tag und Tod
In Landschaft, Lächeln, Arbeit und Verzweiflung
Zu einem armen Sinn zu zwingen.
Es ist spät auf Erden!
Steht auf und zeigt einander euere Narben.
Seid, was ihr seid: Elende, Ueberwundene,
Mißhandelte, Verratene, R e t t u n g s l o s e!

Du, sprich es weiter, du, geh hin, bekenne:
Es geht nicht mehr um uns!
Der M e n s c h muß wieder auferstehn.
O sternen trage sich sein Angesicht
Sanften heiligen Wandel und noch einmal
Gnade das Wunder des Beseelten
Der alternden Erde.

O, laßt uns aufschaun. Ist nicht in allen
Armen Augen jetzt das Geheimnisleuchten,
So tränenschön, so todesgütig, so verzweiflungsfromm!
O Bruder Mensch, gib mir die Hand,
Die andere gib dem Nächsten.
Wir haben viel gelitten!
Ich bin wie du, so gut, so schlecht, so arm,
Und jeder ist wie du im Schicksale.
O Augen, Augen, tief aus euch
Leuchtet über uns Tote und Lebendige
Der Bogen des Bundes.

JAKOB WASSERMANN

DER JUDE ALS ORIENTALE

In meiner vor neun Jahren veröffentlichten Schrift: Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit, befindet sich eine Stelle, welche lautet: „In der Existenz des Juden gibt sich die schärfste Gegensätzlichkeit geistiger und seelischer Eigenschaften kund. Er ist entweder der gottloseste oder der gotterfüllteste aller Menschen; er ist entweder wahrhaft sozial, sei es in veralteten, leblosen Formen, sei es in neuen utopischen, das Alte zerstörenden, oder er will in anarchischer Einsamkeit nur sich selber suchen. Entweder ist er ein Fanatiker oder ein Gleichgiltiger, entweder ein Söldner oder ein Prophet. Das Schicksal der Nation, ihre Vereinzelung unter fremden Nationen, ihre ungeheuern wirtschaftlichen und geistigen Anstrengungen im Kampf gegen die widrigsten Umstände,

der fortwährende Zustand der Abwehr, der Selbstbehauptung, das plötzliche Erwachen am Morgen eines Kulturtags, das leidenschaftliche Ergreifen der Hilfsmittel und Waffen dieser Kultur und die darauf erfolgte Unterdrückung und Zerschneidung der Tradition, alles das hat die Juden als ganzes Volk zu einer Art von Literatenvolk vorbestimmt. Wo sich hingegen der Einzelne wieder des großen Zusammenhangs bewußt wird, wo er im Schoße der Geschichte und Überlieferung ruht, wo urewige Symbole ihn tragen, urewige Blutströme ihm Adelsbewußtsein verleihen und zugleich alles Errungene und Erworbene organisch damit verschmilzt, da mag er wohl den Weg zu Göttlichem leichter als andere finden. Der Jude als Europäer, als Kosmopolit ist ein Literat; der Jude als Orientale, nicht im ethnographischen, sondern im mythischen Sinn, als welcher die verwandelnde Kraft zur Gegenwart schon zur Bedingung macht, kann Schöpfer sein." Als Martin Buber im Jahre 1913 sein Sammelbuch über jüdisches Wesen herausgab, ersuchte er mich, diesen Passus, um ihn dem allgemeinen Verständnis zugänglicher zu machen, auszuführen und zu erläutern. Ich habe es getan. Inzwischen sind wieder vier Jahre vergangen, Jahre, die mit festgesetzten Meinungen und Urteilen radikal aufgeräumt haben, und wieder sehe ich mich genötigt jenes Verdikt zu überprüfen, und was ich knapp kommentierte, auf breiterer Fläche zu behandeln. Seine Giltigkeit scheint mir unbestreitbarer als je. Der ganze Fluß des Geschehens hat es tiefer bestätigt als ich ahnen konnte.

Ich hatte in jener Schrift den Literaten als den vom Mythos losgelösten Menschen definiert, und damit war, nach meinem Dafürhalten, ziemlich viel Licht auf den Begriff gefallen, obgleich ich zugebe, daß nun der „Literat", der „Gottlose", nur noch in einer sehr lockeren Verbindung mit der „Literatur" stand und mehr als Gegensatz zum schöpferischen Menschen aufgefaßt war. Dieser Gegensatz führte logischerweise zu dem zwischen dem Juden als Kosmopoliten und dem Juden als Europäer.

Es ist der Gegensatz zwischen Verwelkung und Fruchtbarkeit, zwischen Vereinzelung und Zugehörigkeit, zwischen Anarchie und Tradition. Sich von der Vergangenheit abzuschneiden ist das leidenschaftliche Bestreben des auf sich selbst beruhenden Juden, gerade weil ihn Umgebung, Erziehung und Verpflichtung überall an die Vergangenheit binden. Aber er findet in der Bindung keinen Trost und kein Gesetz; so zerstört er sie und tritt als Einzelner auf. Er hat entweder nicht Phantasie oder nicht Charakter genug, um zwei dem Scheine nach verschiedene Formen der Existenz, eine historische und eine kulturelle, in seinem Wesen zum Einklang zu bringen, und so leugnet er die wurzelhafte und macht aus der andern ein Zufallsprodukt. Die Folge ist, daß er die Unsicherheit seiner Position beständig spürt; weil er sie spürt, trotzt er in ihr und greift, um seiner Legitimität aufzuhelfen, zu

Mitteln, die ihn bloßstellen, indem sie sein Selbstgefühl nur in der Gebärde steigern. Alles wird Gebärde an ihm, Ueberhitzung, Manie. Da ihm gewissermaßen die Idee des Daseins geraubt ist, muß er jeden Erfolg, jede Wirkung, jede Förderung seiner eigener isolierten Persönlichkeit abringen, und so besitzt er auch nichts weiter als diese Persönlichkeit, deren Sklave und Opfer er ist. Er muß sich behaupten, er muß sich durchsetzen, und da er ohne lebendige Wechselwirkung und tiefere Zugehörigkeit lebt, muß er seine Anlagen und Fähigkeiten überspannen und bietet ein jammervolles Schauspiel beständigen Krampfes, verletzender Gier, aufreibender Unruhe.

Es hatte sich um die Jahrhundertwende eine auffallende Spezies moderner Juden herausgebildet: Mit-Tuer in allen vordersten Reihen. Wir sahen sie, die ohne Fundament waren, alle Fundamente benagen. Sie verwarfen heute, was sie gestern erobert, besudelten heute, was sie gestern geliebt hatten. Wahre Fregolis des Geistes, wechselten sie ihre Masken so schnell, daß man auf der Stelle betrogen war, wenn man ihnen vertraute. Sie standen in der Opposition aus Grundsatz und galten deshalb als Revolutionäre. Aber um Revolutionäre zu sein, fehlte ihnen die einfache und elementare Ueberzeugung, und was die Opposition anlangt, so war sie in einem Sinne, den ich einmal an einer erdichteten Figur ausgeführt, wesenlos. Man kann noch nicht beurteilen, inwieweit die Zeit ihre offensichtlichen Gebrechen und Eigentümlichkeiten modifiziert hat. Ich glaube nicht, daß sie aufgehört haben, ihre zum Teil recht verhängnisvollen Einflüsse auszuüben. Sie haben sich nur ein wenig verkrochen und wirken unterirdisch. Sie geben sich nur hin, wo sie sich verlieren können und bewundern nur dort, wo sie sich verstoßen fühlen. Im Grunde ihres Herzens glauben sie bloß an das Andere, das Fremde, das Anderssein, denn als Entgötterte sind sie unverwandelbar und suchen mittels eines salto mortale oder einer Ekstase die Ergänzung im Extrem. Die in der Gier und im Krampf vergeudete Seelenkraft macht ihr Gemüt alsbald arm und öde, und so werden sie auf das Feld steriler Spekulation gedrängt, d. h. sie treiben Kritik um der Kritik willen, der Formel, dem Urteil, der Gebärde zuliebe. Aber viele unter ihnen leiden; ihr Leiden ist ein tötliches, und sie wissen es, da sie Menschen sind, die stets in ängstlicher und grausamer Selbstkontrolle existieren.

Anzunehmen, daß sich dieser hier in allgemeinen Umrissen entworfene Typus nur unter den vorgeschobenen Posten des geistigen oder künstlerischen Lebens befindet, wäre ein Irrtum. Man begegnet ihm in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, da ja sein vornehmstes Merkmal die Anpassung ist, Anpassung bis zu einem Grade, der die Züge der eigenen Persönlichkeit: Herkunft, Gewöhnung und soziale Prägung vollkommen verwischt. Es ist Aristokrat mit Aristokraten, Künstler mit Künstlern, Offizier

mit Offizieren, Patriot mit Patrioten, Anarchist mit Anarchisten, Enthusiast mit Enthusiasten, Jude mit Juden, Christ mit Christen, Dandy mit Dandies, Leugner mit Leugnern. Aber das seltsame ist: man glaubt ihm doch nie ganz. Er ist zu ästhetisch reizvollen Leistungen befähigt, doch sie sind im Kerne faul. Trotz seiner anstrengenden Bemühungen, mitzutun, gleichzutun, zuvorzutun, kann er nicht verhindern, daß sich ein gewisses Mißtrauen, ich möchte sagen, ein Mißtrauen metaphysischer Art, an seine Fersen heftet. Es besteht bei denen, die über dieses Phänomen nicht ernstlich nachdenken, die Meinung, es sei eben im Grunde die Rasseverschiedenheit, welche die letzte unüberbrückbare Kluft bildet. Aber hier wie in manchen anderen Fällen ist das Wort Rasse nur ein Vorwand, eine unklare Vokabel, um Empfindungen gerechten Widerwillens mit einem Schild zu decken, der dann gewöhnlich in den Kampf um eine ungerechte Sache getragen wird. Es ist nicht die Rasse, es ist dieser Mensch, dieser besondere Typus, dieses besondere Mißtrauen. Der Verräter tritt in einen Raum, und die Luft riecht nach Verrat. Ein metaphysischer Steckbrief läuft vor ihm her; niemand wird sich dessen bewußt, aber alle fühlen es.

Der Jude hingegen, den ich den Orientalen nenne, — es ist natürlich eine symbolische Figur; ich könnte ihn ebensogut den Erfüllten nennen oder den gesetzmäßigen Erben, — ist seiner selbst sicher. Er kann sich nicht verlieren, da ihn ein edles Bewußtsein, Blutbewußtsein, an die Vergangenheit knüpft und eine tiefe moralische Selbstverantwortung der Zukunft verpflichtet. Er kann sich auch nicht verraten, da er gleichsam ein offenbartes Wesen ist. Er ist kein Leugner, sondern ein Bestätiger. Er ist kein Sektierer, kein Partikularist, kein Fanatiker, kein Prätendent, kein Zurückgesetzter, kein vom Ehrgeiz Verbrannter, er ist ganz einfach Mensch. Er hat alles innen, was die andern außen suchen: nicht in verzehrender Rastlosigkeit, sondern in freier Hingabe nimmt er Teil am Leben der Welt und der Völker. Er ist frei, jene sind Knechte. Es ist wahr, jene lügen. Er kennt seine Quellen, er wohnt bei den Müttern, jene sind die ewig wandernden Unwandelbaren.

In solcher Vollkommenheit gesehen, ist er natürlich mehr eine Idee als eine Erscheinung. Aber sind es nicht die Ideen, aus welchen die Erscheinungen geboren werden? Jede Realität ist das Erzeugnis einer Idee, und die bloße Ahnung des Sterns, der über den Sumpf und Gram des Greifbaren und Tatsächlichen leuchtet, ist wirklicher als diese Wirklichkeit.

Durch ganz Europa geht seit einiger Zeit, wie in allen Epochen großen Umschwungs, die das Abendland bewegten, eine wunderliche Sehnsucht nach dem Osten. Seherische Geister prophezeihen Erneuerung von dorther. Ich kann mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Jude, dieser repräsentative und zugleich

fiktive Jude, als Individuum anonym, als Träger einer Weltanschauung und stiller Bildner noch chaotischer Kräfte von weitreichendem Einfluß, berufen ist, dabei eine entscheidende Rolle zu spielen.

FRANCIS JAMMES

BETRACHTUNG ÜBER DIE DINGE

(BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG VON E. A. RHEINHARDT.)

Ich trete in ein großes Viereck sich bewegenden Schattens ein. Ein Mann sitzt hier und klopft beim Licht einer bunten Kerze Nägel in eine Schuhsohle. Zwei Kinder strecken die Hände gegen den Herd aus. Eine Amsel schläft in dem Rohrkäfige. Das Wasser brodelt im irdenen rauchschwarzen Topfe, aus dem ein Geruch von ranziger Suppe steigt und sich mit dem nach Gerberlohe und Leder mengt. Ein Hund sitzt vor dem Herde und starrt in die Glut. Diese Wesen und Dinge tragen in all ihrer Armseligkeit eine solche Sanftmut in sich, daß ich mich gar nicht frage, ob ihr Dasein eine anderen Sinn habe als eben diese Sanftmut, noch, ob ich mir ihre Dürftigkeit mit irgendeiner Schönheit schmücken solle. Hier wacht der Gott der Armen, der schlichte Gott, an den ich glaube. Er, der aus einen Körnlein eine Aehre werden läßt, der das Wasser vom Lande scheidet, das Land von der Luft, die Luft vom Feuer und das Feuer von der Nacht; der die Leiber beseelt, der das Laub macht, Blatt um Blatt, wie wir es nie werden machen können, worein wir aber unser Vertrauen setzen wie in die Arbeit eines vorzüglichen Arbeiters.

Ohne Sehnsucht nach Menschenwissen denke ich nach; und so kann es geschehen, daß Gott sich mir offenbart. In der Hütte des Schuhflickers öffnen sich mir die Augen so einfach wie dem Hunde, der da sitzt. Und nun sehe ich, sehe in Wahrheit, was wenige sehen werden: das Bewußtsein der Dinge; zum Beispiele die Opferwilligkeit dieses rauchenden Lichtes, ohne das der Hammer des Arbeiters kein Brot schaffen könnte.

Fast alle unsere Zeit nahen wir uns leichfertig den Dingen, die doch gleich uns leiden und glücklich sind. Wenn ich eine kranke Aehre unter den Gesunden erblicke, wenn ich die fahlen Flecken an ihren Körnern gesehen habe, dann schaue ich sehr klar den Schmerz dieses Dings. Und in mir selber fühle ich das Leiden der Pflanzenzellen wieder. Ich verstehe, wie schwer sie es haben, auf dem Flecke, der ihnen zugewiesen ist, zu wachsen, ohne einander zu erdrücken, und mich erfaßt heiß der Wunsch, mein Taschentuch zu zerreißen und daraus einen Verband für die kranke

Aehre zu machen. Dann denke ich freilich, daß das kein rechtes Heilmittel für eine bloße Kornähre sei und daß eine solche Behandlung in den Augen der Menschen, denen ich schon sonderbar genug vorkomme mit meinen Fürsorgen für einen Vogel oder eine Grille, eine arge Narretei sein müßte. Doch von dem Leiden dieser Körner habe ich Gewißheit, denn ich fühle es mit. Eine schöne Rose wiederum flößt mir ihre Lebensfreude ein. Ich fühle, wie glücklich sie an ihrem Stiele ist. Wenn jemand einfach die Worte „Es ist schade, sie zu brechen!" ausspricht, bekennt er damit, daß er das Glück der Blume mitempfindet und daß er es ihr bewahren will.

Ich erinnere mich noch ganz genau, wie sich mir zum erstenmale das Leiden eines Dings geoffenbart hat. Ich war drei Jahre alt. In meinem Heimatsdorfe fiel ein kleiner Junge beim Spielen auf einen Glasscherben und starb an seiner Wunde. Wenige Tage später kam ich in das Haus, in dem das Kind gewohnt hatte. Seine Mutter weinte in der Küche. Auf dem Kamine lag ein armseliges kleines Spielzeug. Ich sehe deutlich vor mir, daß es ein kleines Pferd aus Zinn oder Blei, vor ein Blechfäßchen auf Rädern gespannt, war. Die Mutter sagte mir: „Dieser Wagen hat meinem armen kleinen Louis gehört, der tot ist. Soll ich dir ihn schenken?" Da ging eine Flut von Zärtlichkeit über mein Herz. Ich fühlte, daß dieses Ding seinen Freund, seinen Herrn nicht mehr hatte und daß es daran litt. Ich nahm das Spielzeug und empfand solches Mitleid mit ihm, daß ich schluchzte, während ich es nachhause trug. Ich weiß es noch ganz bestimmt, daß ich weder ein Gefühl für den Tod des kleinen Jungen noch für die Verzweiflung der Mutter hatte, wozu ich wohl noch zu jung war. Ich hatte nur Mitleid mit dem bleiernen Tiere, das mir dort auf dem Kamine ganz verzweifelt erschien und für immer ausgeschlossen aus dem Leben, da es den verloren hatte, den es liebte. Ich erinnere mich an all das, als ob es gestern geschehen wäre, und kann als sicher behaupten, daß der Wunsch, das Spielzeug zu besitzen, um mich damit zu vergnügen, mir gar nicht gekommen ist. Das ist gewiß wahr, denn ich habe, als ich weinend heimkam, das Pferd mit dem kleinen Fasse meiner Mutter gegeben, die übrigens das Ganze vergessen hat.

Die Gewißheit von der Beseeltheit der Dinge lebt in den Kindern, den Tieren und den schlichten Herzen. Ich habe erlebt, daß Kinder ein rohes Stück Holz oder einen Stein so sehr mit allen Eigenschaften lebender Wesen begabt glaubten, daß sie ihnen eine Handvoll Gras brachten, und dann, nachdem ich das Gras heimlich weggenommen hatte, nicht daran zweifelten, daß das Holz oder der Stein das Gras aufgegessen hätten. Die Tiere machen keinen Unterschied in dem, was ihnen geschieht. Ich habe Katzen gesehen, die lange Zeit hindurch etwas, das ihnen zu heiß gewesen war, zerkratzten. Das spricht dafür, daß die

Tiere eine Vorstellung von Kampf gegen Dinge haben und für sie die Möglichkeit sehen, nachzugeben — und vielleicht auch zu sterben.

Ich meine, daß nur die Erziehung durch eine falsche Eitelkeit es mit sich bringt, daß der Mensch sich solch eines Glaubens beraubt. Für mich unterscheidet sich die Handlung des Kindes, das einem Stück Holz zu essen gibt, gar nicht von gewissen Opferbräuchen der Urreligionen. Und schließlich bedeutet der Glaube, daß Bäume, die an dem Tage, an dem Kinder geboren wurden, gepflanzt worden sind, siechen und vertrocknen, wenn die Kinder kränkeln und sterben, nichts anderes, als daß man Bäumen ein tieferes Verbundensein mit uns als mit dem Leben zuschreibt. Ich habe leidende Dinge gekannt und ich weiß von solchen, die an ihrem Leiden gestorben sind. Das traurige Kleiderwerk, das von unseren Abgeschiedenen zurückbleibt, verfällt rasch. Oftmals hat es die Krankheiten, an denen die litten, die es getragen haben; denn es hat seine Sympathien. Ich habe häufig Gegenstände in ihrem Zugrundegehen betrachtet. Ihre Auflösung gleicht völlig der unseren. Auch sie haben ihren Knochenfraß, ihre Geschwülste und ihre Wahnsinne. Ein wurmzerfressenes Möbelstück, ein Gewehr mit gebrochenem Verschlusse, eine Lade, die sich wirft, eine Geige, die ihre Stimme verloren hat, sehe ich an Krankheiten leiden, vor denen ich erschüttert stehe.

Warum sollen wir glauben, daß nur wir Dinge lieb haben können und den Dingen die Liebe zu uns absprechen? Wer bürgt denn dafür, daß die Dinge der Liebe nicht fähig sind, wer zeugt dafür, daß sie kein Bewußtsein haben?

Hatte der Bildhauer nicht recht, der sich mit einem Klumpen Ton in den Händen begraben ließ, von jenem Ton, der seinen Träumen so gehorsam gewesen war? Dieser Ton hatte ihm doch immer die Aufopferung eines guten Dieners, wie wir sie am meisten bewundern, bewiesen: sich schweigend darzubringen, ohne etwas dafür zu erwarten, hingegeben gläubig. Voll Glanz und Erhabenheit ist ein solches Ding, das dem Menschen also dient, wie der Mensch Gott dient. Jener Künstler wußte nicht mehr als sein Ton davon, welchem Geheiße er untertan war. Von dem Augenblicke an, da sie beide die gleiche Erleuchtung empfangen hatten, glaube ich auf gleiche Weise an ihr Bewußtsein und liebe sie beide mit derselben Liebe.

Unendlich ist die Traurigkeit in den Dingen, die keinem Gebrauche mehr dienen. Auf dem Dachboden dieses Hauses, dessen Bewohner ich nicht gekannt habe, liegt das Kleid eines kleinen Mädchens und eine Puppe, der Verzweiflung verfallen. Vor der jahrealten Einsamkeit der Dinge hier fühle ich die Gewißheit, daß der eisenbeschlagene Stock dort, der einst fest in die Erde der grünen Hügel gebissen hat, ebenso glücklich wäre, wenn er noch einmal

die kühle Frische von Moos empfinden dürfte, wie der Sommerhut, der nun trüb erleuchtet vom armen Lichte einer Dachluke daliegt, wenn er noch einmal einen Sommerhimmel sehen dürfte. Die Dinge aber, die wir liebevoll bewahren, erhalten uns ihre Dankbarkeit und sind immer bereit, uns ihre Seele darzubringen, auf daß sie sich an uns verjünge. Sie sind wie die Rosen im sandigen Grunde, die unendlich erblühen, wenn nur ein wenig Wasser sie der Azure ihrer verlorenen Brunnen gemahnt.

In meinem bescheidenen Wohnzimmer habe ich einen Kindersessel stehen. Auf ihm saß mein Vater und spielte, da er in seinem siebenten Jahre die Ueberfahrt von Guadeloupe nach Frankreich machte. Er erinnerte sich noch gut daran, wie er auf ihm im Schiffsalon saß und die Bilder ansah, die ihm der Kapitän geliehen hatte. Das Holz von jenen Inseln muß sehr fest sein, denn es hat den Spielen eines kleinen Jungen standgehalten. Dieses kleine Möbelstück, das in meinem Wohnzimmer seinen Hafen gefunden hat, schlief hier lange fast vergessen. In langen Jahren hat es seine Seele nicht geoffenbart, denn das Kind, dem es gedient hatte, gab es nun nicht mehr und andere Kinder kamen nicht, um sich wie Vögel daraufzusetzen. Doch neuerdings ist das Haus fröhlich geworden; meine kleine Nichte ist da, die eben sieben Jahre alt wurde. Sie hat sich auf meinem Arbeitstische eines alten botanischen Atlas bemächtigt. Und da ich in das Wohnzimmer komme, finde ich sie im Lampenlicht auf dem kleinen Sessel sitzen und, wie dereinst ihr seliger Großvater, die schönen, sanften Bilder anschauen. Da sagte ich mir, daß einzig dieses kleine Mädchen den Sessel habe neu beleben können und daß seine dienensfrohe Seele sachte das arglose Kind dazu gelockt habe. Zwischen dem Kinde und dem Dinge war ein geheimnisvolles Spiel von Anziehungskräften am Werke: das Mädchen hätte es nicht vermocht, nicht zu dem Sessel zu gehen, der einzig dadurch hatte wieder zu Leben kommen können.

Die Dinge sind sanft. Aus eigenem Antriebe tun sie niemals Böses. Sie sind die Geschwister der Geister. Sie nehmen uns in sich auf und wir bringen ihnen unsere Gedanken, die Sehnsucht nach ihnen haben, wie die Düfte nach den Blumen, zu denen sie gehören.

Der Gefangene, den keine Menschenseele trösten kommt, muß seine Zärtlichkeit zu seiner Pritsche und zu seinem irdenen Kruge tragen. Da ihm von seinesgleichen alles versagt wird, schenkt ihm sein armes Lager den Schlaf und stillt ihm sein Krug den Durst. Und selbst die nackten Mauern, die ihn doch von der ganzen Welt trennen, werden ihm lieb, weil sie zwischen ihm und seinen Peinigern stehen.

Das gezüchtigte Kind liebt den Polster, auf dem es weint. Da an einem solchen Abend alles ihm gegrollt und wehgetan hat, tröstet

es die schweigende Seele des Federkissens wie ein Freund, der mit seinem Schweigen dem Freunde Ruhe schenken möchte.

Doch nicht allein ihr Stummsein ist es, das uns ihre Zuneigung empfinden läßt. Sie klingen in so verschwiegenen Akkorden, mögen sie nun in dem Forste klagen, den René mit seiner gewitternden Seele erfüllt, oder mögen sie hinsingen über den See, an dem ein anderer Dichter in Betrachtungen versunken ist. Es gibt Stunden und Zeiten, in denen manche dieser Akkorde ein stärkeres Leben haben, in denen die tausend Stimmen der Dinge lauter zu hören sind. Zwei- oder dreimal in meinem Leben habe ich den Ruf dieser Geheimniswelt vernommen.

Gegen Ende August um Mitternacht nach einem sehr heißen Tage geht über die hingeknieten Dörfer ein ungewisses Raunen. Es klingt anders als das der Bäche und Quellen oder das des Windes, anders ist es als das Geräusch, mit dem die Tiere das Gras zermalmen oder das ihrer Ketten, an denen sie über den Krippen zerren, anders ist es als die Laute der unruhigen Wachthunde, der Vögel oder der Schiffchen an den Webstühlen. So mild sind diese Klänge dem Ohre, wie dem Auge der Schimmer der Morgenröte. Nun regt sich eine ungeheure und sanfte Welt; die Grashalme lehnen sich bis zum Morgen aneinander, unhörbar rauscht der Tau und mit jedem Sekundenschlage ändert das große Keimen völlig das Antlitz der Gefilde. Nur die Seele kann diese Seelen erfassen, den Blütenstaub in der Glückseligkeit der Blumenkronen ahnen und die Rufe und das Schweigen vernehmen, darin das göttliche Unbekannte sich vollzieht. Es ist so, als ob man sich mit einemmale in einem völlig fremden Lande befände und hier von der sehnsüchtigen Schwermut der Sprache zart ergriffen würde, ohne doch genau zu verstehen, was sie ausdrückt.

Aber ich kann doch tiefer in den Sinn des Raunens der Dinge eindringen als in den einer Menschensprache, die mir unbekannt ist. Ich fühle, daß ich verstehe und daß es dazu gar keiner großen Anstrengung bedarf. Vielleicht ist mein Dichten manchmal so weit, den Willen dieser verborgenen Seelen zu übersetzen und einige ihrer Lebensäußerungen auf eine faßliche Art aufzuzeichnen. Ich verstehe es schon, diesem unbestimmten Raunen innerlich Antwort zu geben, wie ich es verstehe, mit Schweigen verständlich die Frage einer Freundin zu beantworten.

Aber diese Sprache der Dinge ist nicht völlig und einzig mit dem Ohre vernehmbar. Sie bedient sich anderer Zeichen, die blaß über unsere Seele hinhuschen, die sich allzuschwach noch einprägen, die aber vielleicht deutlicher wiederkommen werden, wenn wir bereiter sind, Gott in uns aufzunehmen.

Es gibt Dinge, die mich in den wehevollsten Umständen meines Lebens getröstet haben Etliche unter ihnen zogen in solchen Zeiten auf sonderbare Art meine Blicke auf sich. Und ich, der

ich mich nie vor den Menschen beugen konnte, habe mich demütig diesen Dingen hingegeben. Da brach ein Strahlen aus ihnen — doch nicht nur aus den Erinnerungen, die mich mit ihnen verknüpften — und durchdrang mich wie Schauer der Freundschaft.

Ich fühlte sie und fühle sie rings um mich leben, leben in meinem verborgenen Reiche, und ich bin ihnen verantwortlich wie einem älteren Bruder. Im Augenblicke, da ich dies schreibe, empfinde ich, daß voll Liebe und Vertrauen die Seelen dieser göttlichen Schwestern auf mir ruhen. Der Sessel da, der Schrank, die Feder, sie *sind* mit mir. Ich glaube an sie über alle Systeme hinaus, über alles Verstehen und jede Deutung hinaus glaube ich an sie. Sie geben mir eine Ueberzeugung, wie kein Genie sie mir geben könnte. Jedes System wird eitel sein und alle Deutung Irrtum in dem Augenblicke, in dem ich in meiner Seele die Gewißheit dieser Seelen leben fühle.

Als ich bei dem Schuhflicker eintrat, habe ich mich, mit den Kindern und dem Hunde beim Herde sitzend, unvermittelt aufgenommen gefühlt und habe meine Seele den tausend unbekannten Stimmen der Dinge aufgetan. In dieser andächtigen Besinnung wurde aus dem Niederfall einer halbverwelkten Ranke, aus dem Knirschen des Schürhakens, aus dem Schlage des Hammers und dem Flackern der Kerze, wurde aus dem schwarzen geblähten Flecke, als den ich die eingeschlafene Amsel sah, und aus dem Auf- und Niedergehen des Deckels auf dem Kochtopfe eine geheiligte Sprache, die meinem Lauschen verständlicher war als die Rede der meisten Menschen. Diese Laute und Farben waren nichts anderes als die Gebärden der Gegenstände, deren sie sich als Ausdrucksweise bedienen, wie wir der Stimme und der Blicke. Brüderlich fühlte ich mich diesen demütigen Dingen verbunden. Und ich erkannte, wie armselig es ist, die Reiche der Natur voneinander zu scheiden, da es doch nur das eine Reich Gottes gibt.

Wie darf man behaupten, daß die Dinge uns niemals Zeichen ihrer Zuneigung geben? Rostet nicht das Werkzeug, dessen sich die Hand des Arbeiters nicht mehr bedient, ebenso wie der Mann, der das Werkzeug feiern läßt?

Ich habe einen Schmied gekannt; er war fröhlich in den Zeiten seiner Kraft und der blaue Himmel leuchtete an strahlenden Mittagen in seine schwarze Schmiede. Lustig gab der Amboß seinem Hammer Antwort. Der Hammer, den der Meister vom Herzen schwang, war das Herz des Amboß. Wenn die Nacht hereinbrach, erhellte er die Schmiede mit seinem bloßen Schimmer und dem Blicke seiner Augen, die unter dem ledernen Blasebalge als Kohlenglut glommen. Eine erhabene Liebe verband die Seele dieses Mannes mit der Seele seiner Dinge. Wenn er sich an den

heiligen Tagen zur Andacht sammelte, betete die Schmiede, die er schon am Abend vorher gesäubert hatte, schweigend mit ihm. Dieser Schmied war mein Freund. Oft stand ich an der schwarzen Schwelle und rief ihm eine Frage zu — und die ganze Schmiede gab mir Antwort. Die Funken lachten über die Kohlen hin und metallen klingende Silben wurden zu einer tiefen und geheimnisvollen Sprache, die mich ergriff wie Worte von Pflicht. Hier widerfuhr mir fast das gleiche wie bei dem armen Flickschuster. Eines Tages wurde der Schmied krank. Sein Atem ging kurz; wenn er jetzt an der Kette des Blasebalges, der vordem so stark war, zog, merkte ich deutlich, daß dieser keuchte und allmählich auch von der Krankheit seines Herrn befallen wurde. Sprungweise und ungleich ging nun das Herz des Mannes; und auch der Hammer, den er über dem Amboß schwang, fiel verstört auf das Eisen nieder. Und im gleichen Maße, wie das Licht im Menschenauge abnahm, leuchtete auch das Feuer in der Esse weniger und weniger. Abends flackerte es dann noch weiter und an den Wänden und der Decke erblich lange das Zucken seines Vergehens. Eines Tages fühlte der Schmied bei der Arbeit seine Hände und Füße kalt werden und am Abende starb er.

Ich betrat die Schmiede; sie war kalt wie ein Körper ohne Leben. Ein bißchen Glut nur fand ich im Kamine als eine armselige Totenwache neben dem Sterbebette glimmen, an dem zwei Frauen beteten.

Drei Monate später kam ich wieder in die verlassene Werkstätte, um an der Schätzung ihrer geringen Einrichtung teilzunehmen. Alles war feucht und schwarz wie in einem Grabe. Das Leder des Blasebalgs war angefault und löchrig geworden und löste sich, da jemand an der Kette ziehen wollte, von seinem Holzrahmen los. Die einfachen Leute, die mit mir die Schätzung vornahmen, erklärten: „Der Amboß und der Hammer haben ausgedient. Sie haben mit ihrem Meister zu leben aufgehört."

Ich stand erschüttert. Denn ich hörte den geheimen Sinn dieser Worte.

FRANZ WERFEL

KNABENTAG

EIN FRAGMENT.

I.

Von der Terrasse herab klang das ungeheure Geräusch der Erwachsenen: Gläserklirren. Aufbruch von der zerstörten Tafel, tiefes Gelächter, satt schaukelnde Schritte! Wir Kinder standen unten im Garten durcheinander.

„Was werden wir für ihn machen?" fragte Franz.

„Theater", sagte der Bruder von Peter.

Peter sollte morgen mit dem Mittagszug auf das Gut kommen, wo seine Familie und wir Gäste diesen Sommer zubrachten. Es hieß, er wäre eben in der ersten Gymnasialklasse durchgefallen. Sein Vater war in die Stadt gefahren, um ihn abzuholen.

Auch ich war elf Jahre alt, also nicht jünger als Peter. Mein Schuljahr hatte ich mit wenig Glück beendet, doch war ich in die höhere Klasse versetzt worden.

Der Theatervorschlag fand nicht viel Beifall. Viele lachten Karl aus. Auch Mädchen waren unter uns, wurden aber nicht sehr beachtet. Karl war dunkel und sehr klein, trug das Haar über ein breites Gesicht gescheitelt, das er oft in Falten zog. Man fand ihn, wenn er allein war, meist vor einem Spiegel, vor dem er grimassierte. Aus jedem bunten Tuch, das ihm in die Hand fiel, machte er einen Turban oder sonst einen Putz, den er anlegte und ekstatisch zurückgebogen schritt er so in jeden Spiegel hinein. Eines Abends hatte er das ganze Haus erschreckt. Nachdem schon alles beim Schlafengehen war, hörte man einen großen Lärm; die meisten fuhren aus ihren Zimmern. Karl stürzte mit aufgerissenem Hemd, einen brennenden Kerzenleuchter in der Hand, ein unnatürliches Gebrüll ausstoßend, über die große Treppe. Man konnte ihn kaum zur Besinnung bringen. Er war im letzten Winter öfter im Theater gewesen, auch bei den Räubern. Vor seiner theatralischen Zeit hatte er jeden Tisch mit Tischtüchern drapiert, so viel Kerzen als aufzutreiben waren, daraufgestellt und angezündet und stundenlang den monotonen Gesang des Priesters nachgeahmt. Als er älter wurde, war ihm dieses Spiel verboten worden.

Die meisten von uns fanden ihn lächerlich, er kümmerte sich um keinen. Mit mir nur, um den sich die anderen wiederum wenig bekümmerten, war er viel beisammen.

Es wurden noch viele andere Pläne gemacht, wie man die Ankunft Peters am besten feiern sollte. Ein Praktiker riet dazu, aus einer Zigarrenkiste einen photographischen Apparat zu verfertigen, ein Leser von G. Schwabs Sagen des klassischen Altertums wollte, wir möchten alle in Rüstung und Schwert den Kampf der Trojaner mit den Griechen aufführen. Die Terrasse konnte wunderbar die Mauer von Troja vorstellen.

Man einigte sich schließlich auf ein Gartenfest. Alles stürmte nun in den Saal der Erwachsenen, wir baten uns Kupfer und Nickel aus, Lampions und Laternen wurden aus verschiedenen Verstecken herbeigeholt, einige steckten die Köpfe zusammen, berieten, wie gegen den Willen der Eltern Feuerwerk zu beschaffen sei; es war Springen in uns und Laufen und wildes, sinnloses Atmen.

Ich lief zum Kaufmann im Dorf, denn ich hatte den Auftrag bekommen, sehr viel Bindfaden zu kaufen. Ich trat in den Laden ein und bat, nachdem ich die Arme nach beiten Seiten streckte,

um gleichsam das Unendliche anzudeuten, um einen Meter Bindfaden. Der Greißler schüttelte den Kopf, nahm ein Metermaß in die Hand und schnitt ein kleines Stück von der Spule ab.

Ich verlangte betroffen mehr, er gab mir lachend die ganze Spule. Ich schämte mich und bemühte mich sofort, die Blamage zu vergessen und das Bewußtsein zu haben, als hätte ich seit meiner Geburt schon die Länge eines Meters richtig eingeschätzt. Das tat ich auch immer in der Schule so, wenn ich auf einer Unwissenheit ertappt worden war.

II.

Am nächsten Vormittag stand Karl neben mir im Garten. Ich hatte Herzklopfen vor Erwartung und zählte die Stunden. Um ein Uhr sollte der Wagen und Peter kommen. Ich kannte Peter noch nicht, doch liebte ich ihn mit einer schmerzlichen, süßen Aufregung. Dieses Vorgefühl der Liebe blieb mir auch in den späteren Dingen meines Lebens treu. Jedesmal, ehe ein Mensch in mein Herz eingriff, hatte ich monatelang vorher schon das Bewußtsein seiner Nähe. Irgendwo trat mich plötzlich sein Name an, der mich durchfuhr, fernes beseligtes Gewitter einer Existenz rollte mir herüber, die leichte, unendlich zart schmerzende Wolke eines Lebens, das ich noch nicht kannte, umkränzte meine Stirne. Das pflegte immer so zu sein; ich stand schon umflochten von den dünnsten leidendsten tränenvollsten Beziehungen da, ehe das wirkliche und deutliche Schicksal auf mich zukam.

Ich hatte an diesem Vormittage eine Hacke in der Hand und grub. „Was tust du da?“ fragte Karl.

„Ich mache eine Grube“, sagte ich und arbeitete gebückt weiter, um nicht zu zeigen, daß ich rot geworden war.

„Für Peter?“

„Ja.“ Herzklopfen würgte mich.

Karl war nicht erstaunt und hielt es für durchaus in der Ordnung, daß man Peter auch durch ein solches Werk begrüßen könne. Er sah mir eine Weile zu und sagte dann: „Man kann dann auch Wasser hereinleiten.“ Ich war beglückt: meine Arbeit wurde von seinem Bruder anerkannt.

„Glaubst du, man soll Wasser hereinleiten?“ Karl schaute mich an, sah über mich hinweg und sagte: „Es wird ihm mehr Freude machen.“

Dann lief er in Sprüngen weg und hieb von Sprung zu Sprung mit einer Weidengerte auf den Rasen.

Ich hackte und schaufelte tieferquickt und toll weiter. Das geschwinde Tempo eines Vollbringens schlug in mir schon seine scharfen männlichen Takte.

III.

Während ich noch im besten Arbeiten war, stand plötzlich der Graf vor mir. Neben ihm ein ganz häßlicher Junge.

Eine Hand, von der ich noch nie etwas gewußt hatte, riß in mir furchtbar wie an einem Glockenstrang.

Der Graf wies auf mich und sagte zu seinem Sohn: „Das ist dein Freund Hans.“ Peter sagte: „Was machst du da?“

Ich sah ihn bei meiner Antwort nicht an. „Eine Grube.“

„Wozu?“ fragte Peter weiter.

Ich wurde ganz müde und redete nichts.

„Was hat das für einen Sinn?“

„Ein Springbrunnen soll das werden.“

Ich log und glaubte dabei, mich und die schöne Grube zu zerstören.

„Hast du einen Plan gezeichnet?“ Peter verhörte mich weiter. Ich sah ihm langsam ins Gesicht.

Er hatte einen ganz großen Mund, unregelmäßige weit auseinanderstehende Zähne (man sagte mir später, das wäre das physiomimische Symptom für Reichtum). Ueber die Zähne trug er jedoch eine Maschine aus einem Goldreifen und Gummiband, die das weitvorstehende Gebiß wohl zurückdrängen sollte.

Auf die letzte Frage konnte ich nicht antworten. Er drehte sich um und ging seinem Vater nach.

Ich blieb mit meinem Gerät allein.

Tränen kamen mir. Das erstemal war mir dieses Wasser nicht selbstverständlich. Ich beruhigte mich dabei, indem ich nachdachte, wieso sich die Tränen bildeten! Solches Wasser konnte es doch im Kopf nicht geben und dann schien es mir eher aus der unteren Brust zu kommen, wo die Hitze von dem festen Block des Schmerzes immer etwas abzuschmelzen schien . . .

IV.

Später standen wir alle auf der Terrasse. Ich hatte mein Gerät fortgeworfen und hielt mich ziemlich im Mittelpunkt der Kindergruppe. Peter stand vor einem kleinen Tisch, auf dem eine kleine Maschine aufgestellt war. Drähte spannten sich verwickelt und locker von zwei trüben Gefäßen her, die mit brauner Flüssigkeit gefüllt waren. Die ganze Terrasse schien mit allen möglichen komplizierten Apparaten bedeckt zu sein, unverständlichen Spielzeugen, obgleich ich mich eigentlich nicht erinnere, damals etwas anderes gesehen zu haben als diese kleine Maschine.

Peter fuhr die Kinder in seiner Nähe oft an. Seine Stimme schnarrte oft sehr unangenehm. Seinem Bruder gab er Befehle in einem merkwürdigen harten Englisch mit schnellen brutalen Lauten. Ich machte in einem traumhaften Echo jede seiner Bewegungen mit, zitterte mit der Zunge, bog mich gleichsam in seine Gebärden ein, als hingen sie wie ein gesteiftes Kleid vor mir, in das man mit geschlossenen Augen fahren kann. Er hantierte mit seinen Drähten.

Plötzlich fragte er mich. Ich stand weit hinten.

„Verstehst du das?“

„Ja", sagte ich und sah in eine kleine, gleichmäßig surrende Maschinerie.

„Habt ihr das gelernt?"

„Ja", sagte ich noch einmal, ohne es recht zu wissen, und hatte dieses Wort wie ein Cachou als einen merkwürdigen Geschmack im Mund.

„So hilf mir." Peter nahm eines der Gefäße in die Hand und drückte ein Stäbchen tiefer hinein. Ich trat vor und legte meine ganze Hand auf eine Trommel. Ich mußte sehr schreien, denn der Strom war ziemlich stark. Die Kinder lachten und schwelgten in der ersten Süßigkeit des Hohnes. Peter blieb ganz ernst, stellte die Batterie ab und sagte mit ganz feiner Stimme: „Du bist ein Lügner." Ich verstand alles noch nicht ganz. Aber ich wußte: jetzt ist alles vorbei. Ich würde ganz fern im Garten spielen. Vielleicht würde ich jetzt lernen, wie es mein Vater wünscht. Die großen und dicken Erwachsenen traten aus der Türe.

V.

Das erstemal alle Wonnen, alles Gift der Erniedrigung. Jene rednerische Selbstvernichtung begann damals in mir dunkel erst zu stammeln, die wir alle so oft auf den Lippen haben. (Ich glaube euch keine Sicherheit.)

„Ich bin der niedrigste, gemeinste, stinkendste Mensch. Ich habe das häßlichste, unaristokratischeste Gesicht, das es auf der Welt gibt. Wie ungeschickt bin ich beim Laufen, wie tölpelhaft beim Rechnen und wie geschickt stelle ich mich und wie klug. Ich bin ein Lügner, ein Lügner, ein Lügner! Wenn mich meine Mutter nach der Uhr fragt, schwindle ich immer fünf Minuten nach, nur um zu lügen. Ich bin der unreinste Mensch. Ich spiele mit Dingen, mit denen ich nicht spielen darf. Ich lese auf dem Klosett, ich stecke den Kopf unter die Decke, wenn es übel riecht. Ich bin nicht wert, mit den andern zu sprechen, zu spielen. Die sind schön und rein und lügen nicht. Ich möchte sterben. Ich will nicht mehr die andern Menschen sehen. Aber ich werde doch zu ihnen hingehen, ich kann nicht anders, ich werde alles Böse in mir verbergen und das Unreine vor diesen Reinen . . ."

Ich lag auf dem Diwan in meinem Zimmer, das Gesicht in den Kissen. Plötzlich hörte ich seine Stimme im Nebenraum. Ich sprang auf. Aller Schmerz, alle Scham verschwand vor großem Siegeswillen. Ich mußte meine Größe zeigen, meine tausend Fertigkeiten, ihn überzeugen, ihn überwinden.

Meine Geige riß ich aus dem Kasten. Ich hatte im ganzen 15 Violinstunden, die ersten Anfangsgründe, hinter mir. Ziemlich talentlos bin ich überdies und ohne Gehör. Auf mein Pult stellte ich irgendwelche Noten und begann mein Streichen, hauptsächlich auf leeren Saiten und in der ersten Lage; das Tremolieren

hatte ich heraus. Als ich plötzlich absetzte, war es daneben schon still. Ich hörte noch, wie mein Geliebter auf dem Gang einem Diener etwas Gleichgültiges zurief.

VI.

„Glaubt Dein Vater an Gott?" fragte mich abends Peter. Der schwarze Himmel flog schnell. „Glaubt Deiner an Gott?" fragte ich und war bemüht, es ebenso leicht zu tun wie Peter. Doch sah ich mich fast scheu um. „Meiner?" Peter lachte und sah von oben auf mich herab. „Meiner?"

„Meiner glaubt auch nicht an Gott", sagte ich stolz und haßte meinen Vater, weil er an Gott glaubte und ein Plebejer war und jeden Sonntag in die Kirche ging.

•

G Ü T E R S L O H

DAS GEFESSELTE INDIVIDUUM

Das Wesen, dem der Moses die Gesetze entgegensetzte und vor die tanzenden Füße warf, war ein furchtgebietendes. Hochauf dampfte der Staub, durch den das goldene Kalb blackte, gestörte Brunst begoß sich aus eben gesteigertstem Becher. Da stand er schon, mit seinen Tatzen auf allerlei Symbolen dieses Taumels, die unter ihm rollten, wie Reichsapfel, Krone oder Weltkugel, er, der Löwe des Sinai, vor kurzem gleich dem Volke hier, nun wütend vom Anblicke des brennenden Dornbusches, betrunken vom Ungewohnten der Offenbarung und schrecklich anzusehen des barocken Joches der Gebote wegen, das er bereits trug wie ein Wahnsinniger inmitten von Ueberlieferern, gekommen wie ein Blitz, jetzt gebremst, dunkelnd in Erwägung, wie er seiner Berufung ledig würde, während rings um ihn, zurückgefahren in seinen Katzensprung, das Volk stieg, ebenso verzweifelt in die Freiheit verstrickt als er in das Neue, in die Gesetze. Sie maßen einander, gleichgewichtig, obwohl da die Vielheit war, und da der Eine, fühlten in der Luft oben die herabfunkelnde Stelle ihrer gebissenen Umarmung; und von Gott war kein Bewußtsein zwischen ihnen. Da öffnete der Löwe von Sinai seinen Rachen zum sinnlosen Gebrüll, und siehe, in seinem Maule staken die Zähne der zehn Gebote. Da fielen die Hebräer wie von Pferden zur Erde und in ihre Flanken setzte sich der Gnadenstrahl von Oben, und auf diesen glühenden Stab herrisch gestützt, erschien

am unermeßlichen Ende — der Gott.

Leidenschaft hatte über Leidenschaft gesiegt, das Tier, wo anders hin gewendet, über das noch nicht gewendete Tier. Aber zu

welchem Zwecke sie beide den neuen Zustand herbeigeführet, wußten sie nicht; sie hoben die Nase nicht von der Erde, sie schielten nicht nach oben, sie gingen mit der trägen Leichtigkeit des Elefanten dorthin, wohin des Führers Schlag sie wies, nicht weniger animalisch denn vorhin, nur animalisch in einer anderen Richtung. Und hatten sie ehedem Lust gepflanzt nach vorne, so rächten sie nun Schuld nach hinten; geht es nicht hüh, geht es hott; der, der die dritte Linie zieht, die mittelnde, wird wohl kommen; er, der Mittler, wird eine feine, fast ästhetische Existenz sein; man ist vor die Stirn geschlagen; er aber wird im Wasserstaube lesen können.

So träumen Tier, Jude, Prolet und Erde. Denn das Ungefüge ist im Innern lyrisch; es projiziert sich, indem es sich verkleinert, es ist im Ideal wie das Auge einer schläfrigen Katze. Er aber, der wirklich kam, war gar kein Maß, er war keiner Annahme Vergrößerung, keines Seins höchste Verfeinerung. Er kam von außen, nicht aus uns, er war nicht furchtbar noch vorbildlich geschreckt vor dieser Welt. Er überzeugte die Händler nicht und stieß die Gnostiker ab. Wohin immer er trat, verrichtete er das Menschliche, dies: er kam wider jedes Ideal.

Wir aber wollen noch ein Weniges bei dem großen, furchtbaren vorchristlichen Menschen verweilen und gleich darauf hinweisen, daß das, was wir, die seit neueren Jahrhunderten Erzählenden, darzustellen lieben (das am Rande sein, den Ausbund, das in seine Falle Gegangene, wie das dirnenhafte Weib und den einflußreichen Mann oder die Lügner, Mörder und Materialisten), sich selbst gar nicht mehr ganz meint, sondern schon von einem recht verdünnten Sinne lebt, das Schreckliche weit herholen muß und in der steten Gefahr schwebt, schön gefunden zu werden, in die alles begreifende, nicht mehr tragisch zu erschütternde, unangesehene, weil harmlose Kategorie also zu fallen, sohin, soweit wir Geschlecht sind, in die der Erotik, die die Paralysierung des (im höchsten Sinne) Kriminalistischen ist. Unsere Gestalten erreichen das Haupt der Medusa nicht, dem sie entsprungen, und die Wirkung auf ihre Objekte bricht am Schilde des Schönen.

Somit muß ich, um dem Individuo wieder zu seiner Verantwortlichkeit zu verhelfen und zur ungeschmälerten Wirkung seiner Tat, ausziehen das sinnliche Seidentüchlein, woran die tödliche Kugel glatt herabfällt, aufs unsichere Urteilen wieder mich einlassen und zweitens von dir, mein Bruder, verlangen, daß du dich, so wie der Fromme vor dem Tagewerke in Gott, sammeltest, ehe du tust, in dem Begriffe von der Furchtbarkeit des Menschen. Ansonsten ist das Wichtigste zwischen uns unklar und wenn ich wieder von ihm, dem Mittler rede, wirst du ohne Bedürfnis mich anhören, auf deinem anmutigen Gesichte ein leicht trotziges Vertrauen in die praktische Erlösung durch den abschwächenden Eros.

Jener erste Mensch, der sein Inneres wimmeln fühlte von metaphysischen Eingriffen und sein Aeußeres gelenkt sah durch sie, hat mit dem kantischen Menschen, der schon imstande ist, die Vernunft, die jenen noch rasen machte, kritisch zu betrachten und mit einer gewissen Behaglichkeit das moralische Gesetz in sich, und den gestirnten Himmel über sich zu spüren, nichts gemein. Er weidete inmitten seiner Gruppe und gesenkter Schnauze über die Erde hin; denn wer auf etwas sich verlassen kann, der schlendert. Wie sein Horn war sein Wille: kurz; wo er es hinwandte, stieß er ins Dichte. Noch nicht geschaffen war der Raum, weder als Hemmung in der Potenz, noch als Auswahl in der Hingebung.

Plötzlich aber hatte er die Vernunft und die Kindschaft Gottes. Losgerissen jetzt vom Anker der Instinkte, dran er bei stürmischester See gefährlich sich gebärdete, ohne gefährdet zu sein, trieb er, tatsächlich frei, dahin, doch nicht dem Untergange, sondern der Erkenntnis zu, daß er Jenen, wie durch ein Wunder stets vermiede. Das Neue, die Gedanken, überstiegen seine Leibeskraft; was er dachte bloß, das geschah; das Abenteuerlichste geschah; er tötete durch Wünschen und erweckte zum Leben durch aufrichtigen Glauben an das Leben auch im andern: er war Magier; er verwirrte den Nächsten gründlich; er setzte ein momentanes Weltbild augenblicklich durch und ohne zu wissen wozu (Organisation ist das Gegenteil von Magie); er entsetzte sich ob seiner Wirkungen, doch ohne moralischen Grund und ohne Einfluß; denn die Gabe in ihm funktionierte mit Unverbrauchtheit toll. Und schlief bei grüner Dunkelnähe eines Wasserfalles der Ueberhitzte endlich ein, so traten die Phantasmata aus ihm. Sie wurden konsistent an nicht mehr denkender Kühle und folgten leichtester Windesregung, die sie verstreute, Hirten über den Weg wehte, Höhlenbewohnern ans Gewölbe schweben machte: in Scharen entquollen sie den kräftigen Träumern. Auf den Bergrücken wandelten sie, entlang dem Faden des Zusammenhanges, rosa durchschimmert; im Dämmer der Wälder standen sie, plötzlich stecken geblieben, ereilt, mit gräßlicher Blässe, vag sich regend, wie geistesgestört, immer am Zerfließen, aus unerhörter Tiefe Emporgebrachte und unterm mageren Luftdruck tragisch Scheiternde, schon ganz Entstellte, bei Zersetzung Gestörte: eine molkige, zerbrauende Masse, drin ein einziges noch erhaltenes Glied langsam schwamm. Die Götter waren da! Man betete sie an; oft betete der zu früh Erwachte noch sein eigenes Traumbild an. Und daß man der Götter menschlichen Ursprung ahnte, das erhöhte die Furchtbarkeit des Menschen. Das Schicksal gab es! Denn man betete etwas Zweifelhaftes an. Die Erkenntnis tat den ersten Sturz in ihr Gegenteil: denn im gläubigsten Anrufe noch lag organisch der Widerruf durch das Wissen, daß der Gott, sollte als Menschenwerk er sich erweisen, was man inbrünstig hoffte, nur noch schrecklicher und unergründ-

barer den MENSCHEN machen würde. Und ist der Ursprung Gottes erraten, so ist der Mensch das Rätselhafteste. Auf diese Zukunft hin entstand als Vorläufigkeit die Gesellschaft. Und wenn irgendwo zu lesen stand: „Erkenne dich selbst", so war dies keine Einladung zur Enttäuschung..... Auf dem Respekte des einzelnen Menschen vor sich selbst ruht begründet die Größe des Heidentums jeder Zeit.

In diese Zeit, als eine beschwörende und immanente, fällt stets jede wahrhaft dichterische Erfassung. Gegeben ist immer das Furchtbare: ich oder du. Gemeint sind immer: der erste Tag der Vernunft, die erste Stunde des Seins von göttlicher Abkunft. Geschaut wird immer: wie das Ungewohnte der Offenbarung dich oder mich zu Dämon verzerrt. Sodann fallen Schlaf, Milderung, Zugeständnis, die oftenWiederkünfte, die gegen die als einmalig gedachte sinnliche Welt abstumpfen. Und man erwacht zur Zeit, die mich sitzen sieht hier, zwar in mir selbst, aber locker, und auch bei dir Erlebte, jedoch ohne sonderlich dich verbunden zu fühlen dem Kulte, den du mit dir treibst, zwischen uns, greifbar nahe, das Ideal von Zusammenprall, vom atemlos heißen Geflüster zweier Magier, und in uns, den lautlosen Kampf um den winzigen Ruck, der in jenen Zustand versetzte: matt nicht, nein, gefesselt. Welch ein Tor, der irgendwo in der Welt Müdigkeit zu sehen glaubt, Degenerierte, und ihre Darstellung als etwas Neues oder besonders Aesthetisches unternimmt. Denn es gibt keine „Müden", es gibt nur Gefesselte. Es gibt keine Stillstände, es gibt nur Augenblicke, die Jahre, ein Leben dauern können, des verzweifelsten Wiedersatzes gegen Fesseln, die so enge geschnürt sind, daß keine kleinste Muskelregung den Aufwand aller Kräfte verrät. Der Müde wäre ja etwas Freies, ja die Freiheit schlechthin, Einer, dem's gelänge, abzulaufen, ungehindert zu verschwinden?! Hat solches noch niemand bedacht? Hat niemand erkannt, daß es das nicht gibt? Drum, nachdem ich den seines Maßes Vollen, und von seinen Kräften überragten Menschen euch erinnert habe, nenne ich uns — das gefesselte Individuum. Wir sind jenes, eben jetzt, — dieses Jetzt dauert schon Jahrtausende — im Zustande äußerster Interessantheit sich befindende Geschöpf, das seine einstige Furchtbarkeit allüberall anstrebt auf den wunderlichsten Wegen, irdisch und idealistisch (denn das Ideal ist auch nur ein zu Zeiten erlaubtes Mittel und kein letztes, unwidersprüchliches Sein), verbrecherisch oder unschuldig, und aus allen Formen sich herauszieht, nicht diese schafft, wie es einen Anschein hat, den auch die Stadt erweckt, so hinter dem Verlassenden erst recht sich aufzubauen glaubt, und ihren geöffneten Zusammenhang weit über die Ebene uns nachsendet. Alles gilt. Nur entfesselt wollen wir sein. So sind Gut und Böse relativ dem, der zum Urbild will, drin ebensowenig mehr etwas Einzelnes sichtbar ist wie an einer höchsten Rotation. Die Fesselung ist annoch absolut.

Aber gegen das Absolute ist, insolange die göttliche Gnade nicht in die religiöse Welt mich entrückt, jedes Mittel erlaubt. Durch jene Welt jedoch, worin die Tugenden und die Schandtaten in noch gar keine Kategorie fallen und man dem angenehmen Reize nicht sich entziehen kann, daß eigentlich alles erlaubt und wie gar manches, was wir nie gedacht, geboten ist, will ich ein Kurzes euch begleiten, und immer so oft wir, schon erhoben zum Himmel blicken, darauf hinweisen, daß wir noch immer unter dem Meeresspiegel des furchtbaren Menschen wandeln.

PAUL KORNFELD

ZWEI GEDICHTE IN PROSA

I.

GEBET

Immer ist der Tod nahe und man muß fürchten, unausgesprochene Worte, als schwere Last in der Brust tragend, zu Grabe geführt zu werden. Deshalb sitz ich hier und schreibe, um mich zu entlasten und von der Gefahr zu befreien, daß mich in der letzten Stunde vor meinem Tode oder gar in einer jenseitigen Welt nicht das Furchtbare bedrückt: geschwiegen zu haben und vielleicht gerade dadurch schuldig geworden zu sein.

Ich hebe die Hände zum Himmel und danke dafür, daß ich Mensch geworden bin auf der Welt und nicht etwas anderes. Ein Mensch. Ich staune und bin beglückt darüber. Vom ersten Tage, da man denken und sich seiner bewußt werden kann, ist man's gewöhnt, ein Mensch zu sein; zu sehr, als müßte es so sein, nimmt man es hin; ich staune und immer wieder kommt mir der Gedanke, ich könnte auch ein Tier geworden sein: eine Schlange in Indien, ein Regenwurm oder eine Schwalbe — oder auch irgend ein Ding: ein Baum, eine Uhr oder ein wehender Vorhang. Ich bin glücklich, dies alles nicht geworden zu sein, sondern als Mensch in der Welt zu stehen und muß dem Schicksal danken.

Ich könnte als Mensch mein ganzes Leben in einem Irrenhaus verbringen, mich als Kaiser von China, als General oder als ein wildes Tier zeigen und Tag für Tag, Stunde für Stunde zum Grauen oder zur Belustigung anderer die sinnlosesten Gebärden ausführen; ich könnte ärmer sein, als ich es bin und es könnte mir am Nötigsten fehlen: an Nahrung, an einem Obdach im Winter und an Papier und Feder, um niederzuschreiben, was ich unter jeder Bedingung niederschreiben muß; ich könnte als Mensch

auch eine indische Frau geworden sein, die in qualvoller Ehe ihren Mann, der ein Bösewicht ist, verflucht, doch nach seinem Tode, statt nun, ihrer Sehnsucht folgend, von neuem zu leben und einen geliebteren Mann zu finden, dem Verhaßten folgen und verbrannt werden muß — doch an all dies denke ich heute nicht und nicht an die tausend Gefahren, denen ich entgangen bin, sondern nur an das eine, unendlich Einfache: daß ich Mensch bin und nicht Tier oder Ding!

Wohl ist es schön, auf der Straße zu stehen oder im Garten zwischen gleichen Geschöpfen und von der Erde zu leben und von der Sonne und vom Regen des Himmels, ja, wohl ist es schön, ein Baum zu sein! Ich aber bin Mensch! Nein, ich möchte kein Baum sein, auch ich kann zur Erde niederknien und sie küssen, auch ich kann in der Sonne baden, doch ich, als Mensch, kann auch, gehe ich weiter, wissen von all den Dingen, wissen, daß ich die Erde geküßt, in der Sonne gebadet und wissen von meinen eigenen Gefühlen!

Auch das Tier freut sich der Sonne, freut sich der Nahrung; welches Tier aber kennt die Wonne des Geruches von Wein!

Wir haben's gelernt, Menschen zu sein. Bedenken wir aber, daß es viel mehr Dinge und viel mehr Tiere gibt als Menschen! Hätte nicht der oder jener eine Hyäne werden können oder ein Karpfen?

Welcher Unglückliche, würde man ihn fragen und wäre er der Unglücklichste von allen, wollte wirklich und wahrhaftig etwa ein Gaul werden oder ein Pfau? — Und eine Schlange zu sein wäre für mich das Furchtbarste von allem!

Ich schließe die Augen und denke mir, ich ginge in diesem Augenblick als Hund über die Straße; öffne ich sie wieder, dann erscheint es mir, daß ich ein Mensch bin, ein lebendiger Mensch, als unfaßbares Glück. Heute abend werden mich Freunde besuchen und wir werden plaudern; wir werden lachen, freundlich sein und vielleicht schenkt auch Einer dem Anderen etwas.

Vielleicht kann ein Hund auch lieben und er kann treu sein. Wir aber, als Menschen, haben die Sprache, um zu sagen, daß wir einander lieben, ja, wir können Verse schreiben und das Bild der Geliebten malen.

Und davon sprach ich noch gar nicht: das Schicksal hätte wollen können, daß wir als D i n g e auf der Welt sind!

Wohl kann auch das Tier sich recken und zufrieden sein, wir aber sind weiter gespannt: das Glück an einem Ende und der Jammer am anderen, und wir können danken, so wie ich jetzt danke, daß ich lebe und Mensch bin und nicht Tier oder Ding!

II.

SCHWEIGEND IST DER MENSCH GRÖSSER DENN SPRECHEND —

Schweigend ist der Mensch größer denn sprechend, denn tut er den Mund auf, ist er voll des Irrtums und der Lüge und er braucht tausend Krücken und Stützen. Nennt er nicht die Farbe des herbstlichen Laubes und die Farbe einer Leiche, nennt er dieses und jenes nicht mit dem gleichen Worte: gelb? Nennt er nicht einen toten Regenwurm und zugleich einen toten Menschen: eine Leiche? Und doch ist jenes ein totes Tier und dieser ein Mensch, dem die Seele entflog! Wie erhaben aber kann er sein, wenn er an einer Leiche steht und weiß und denkt: dieses ist eine Leiche, dieses ist ein toter Mensch, ein Mensch wie ich; doch er ist entseelt, ich aber lebe noch. Doch auch ich werde einmal eine Leiche sein. — Doch es ist der Mensch ein erbärmliches Geschöpf, wenn er an einer Leiche steht und sagt: dieses ist eine Leiche, dieses ist ein toter Mensch, ein Mensch wie ich —

Es teilt der Mensch hilflos, wenn er spricht, den unendlichen Raum in Teile und teilt die unendliche Zeit in Stunden. Doch wie gewaltig kann er sein, wenn er auf eines Berges Spitze steht, in diesen Raum gestellt, zwischen Ewigkeit und Ewigkeit, zwischen Stern und Stern — atmend mit seinen Lungen, sehend mit seinen Augen, tastend mit seinen Fingern, beschienen von der aufgehenden Sonne und vom Wind umhaucht, der Himmel über ihm und um ihn der Raum — und doppelt gewaltig, wenn ihn die Melodie durchflattert: ich bin ein Mensch, in diesen Raum gestellt, zwischen Ewigkeit und Ewigkeit, zwischen Stern und Stern —

Es ist in jedem Menschen ein Licht aufgestellt und wenn er begnadet ist, kann's ihn durchleuchten. Manche Vollkommenheit ist ihm gegeben. Schön und rein der Liebende, wenn er niederkniet vor einer Frau, durchbebt von der Berührung ihrer Hand — töricht und lächerlich, wenn er sagt: ich liebe —! Erhabenheit der stummen Träne, des einsam Weinenden — Nichtigkeit des klagenden Menschen, Unzulänglichkeit jeder Klage vor der Unendlichkeit des Schmerzes! Es bellt der Hund, der Löwe brüllt und der Mensch spricht — unantastbar aber der Schweigende, wenn er duldet oder jubelt! Erhaben der Leidende, wenn er dasteht und fühlt!

Es ist dem Menschen ein Dämon gegeben, zu richten, zu segnen und zu fluchen; und er richtet, ohne zu sprechen. Gewaltig der Mensch, wenn er stumm ihm horcht, wie er stumm zu ihm spricht — und doch nennt er Taten gut oder schlecht —

Einst wird sich aller Schall aller einst auf der Erde gesprochenen Worte zu einem Gewitter zusammenballen und auf die Menschheit niederfahren — unnennbar und wortlos schwingt sich dann

auf — Seele der Menschheit! — Gott ist allein und schweigt seit ewigen Zeiten, der Menschen aber sind viele und sie sind verdammt, zu sprechen, immer zu sprechen, wie der Wind weht, wie der Wald rauscht, wie die Mühle sich dreht, immer zu sprechen, zu greifen und nichts zu ergreifen, zu haschen und nichts zu erhaschen, zu rennen und nichts zu erreichen — wahrlich, hilflos ist der Mensch, wenn er spricht und hilfloser als alle der Dichter, wenn er, Tantalus, das Grenzenlose auffangen will im Gefäße des Wortes. Auch ich, wie armselig ich, der ich rede, armseliger, tausendfach hilfloser als ihr, zu denen ich spreche, die ihr horcht und schweigt —

MAX BROD

KOSMISCHE KANTATE

Chor der Sterne:

Wohin, mein Stern — kleine Erde, wohin?
Du drängst dich vor und du drängst dich auf,
Mein bernsteingelber Spazierstockknauf,
Unreine Träne, geweint vom Lide
Verwester Dämonen,
Wohin, beschädigte Sylphide?
Ach, wolltest du uns verschonen
Mit deinen heißen und warmen Zonen.

Die Erde:

O laßt mich, laßt, ihr alten Sterne,
Bewundern mich aus stiller Ferne,
Wie ihr euch unbedenklich dreht
Und wie ihr langen Weges geht
Aus Nichtigem zu andern Reichen
Von Staub und Nichts. Und ohnegleichen
Erglänzet ihr auf diesem Gang,
Nie wird euch bang, ihr geht mit Klang
Von Blasorchestern, Trommelschlägen
Und dreht euch gehend wie die Hüften
Von Tänzerinnen, die zerrinnen
Und wieder sich aus Schleierlüften
Zurückgewinnen.
Ihr großen Sterne, wie von Sinnen
O rauschumdunkelt seh' ich euch
Und mein Gesicht versteht euch nicht.
Ich staune nur und will mit Staunen
Ihr prächtigen und feinen Damen,
Vornehm mit allerschwersten Namen,
Euch näher sein und euren Launen.

Ein Fixstern:

Willst selber eine Sonne werden?
Erhelle dich, verstelle dich frei!
Wir aber wissen deine Beschwerden.

Du kranker Dunst, verölter Schimmer,
Erbebst ja, blasses Frauenzimmer,
Klavierumhallt von Schwärmerei!

Du monatskranke Mondesfee,
Es tun uns schon die Augen weh,
Wenn wir dich sehn, von weitem nur.

Daß dir der weiße Sonnengott
Noch immer aufgeht! Welch ein Spott!
Du rinnst von ihm wie Tränenspur.

Die Erde:

Mehr als die Sonne — mir ist der Mensch
Aufgegangen mit großem Schreiten.
Ich trage, trage ihn dahin
Seit unendlichen Zeiten,
Den wilden Sohn mit Bart und Beil,
Ich trage, trage ihn dahin,
Mein böses Kind zu meinem Heil
Und zu seinem Heile.
Es hat keine Eile,
Noch eine Weile und von zehntausend
Jahren eine neue Weile.
Es hat noch Zeit, wir sind noch weit,
Wir schweben schon eine Ewigkeit
Miteinander, Mutter und Sohn,
So wiege ich ihn und kenne ihn schon,
Wiege ihn, liebe ihn, binde ihn schon.
Oft ist ihm weh, dann zuckt er so
Und reißt mich auf und wütet roh
Und schneidet selbst sein Fleisch in Stücken.
Ach, und ich liebe seine Tücken!
Ich schmeichle ihm und blühe auf
Mit neuen Prärien und Palmen,
Mit meinen Haaren und Halmen.
In lockigem Klee halt ich ihn auf,
Sein Knie in tauigen Rosen.
Ich kose ihn, — und speit er drauf,
So will ich's doch ertragen,
Mein Leben an seines wagen.

Die Sterne

Die Menschenkrätze, wir haben sie längst
Ins Weltall geschabt von unsrer Haut,

Jetzt sind wir leer und rollen laut.
Die juckende Rinde fiel wie Regen
In den Orkan, der uns umfährt,
Jetzt dürfen wir glänzend uns bewegen.
Doch du bist krank und ausgezehrt.

Die Erde:

Krank?
Meine Liebe krank? Meine Hoffnung krank?
Ich weiß es anders, zu mir drang
Der Gottesstimme Donnersang.
So geht nur hin mit eurem Hassen,
Ihr leeren Berge, tote Welt,
Ihr müßt mir meinen Buben lassen,
Ich zieh' ihn auf, wie's mir gefällt.
Noch ist er jung und beißt und bricht,
Doch liest er schon in euren Strahlen,
Die ihm, ihr wißt es selber nicht,
Ein Ewiges ins Auge malen.
Aus eurem Eise mahnt ihn warm
Die Schöpferglut, die ihr vergessen,
Und eurem Tanz in meinem Arm
Wird er die Zeit und Wege messen,
Und wächst und wird sein Herz zerspalten,
Den frommen Samen drein zu säen,
— O Stolz, schon seh' ich es geschehn —
Wird euch und mich für Gott erhalten.

FRIEDRICH SCHNACK

(KONSTANTINOPEL)

DREI SONETTE

DIE BETTLER

Die Bettler sind vom Saum der Ewigkeit gestreift,
Das Leid hat seine weiße Flamme über sie entzündet,
Sie liegen zu Füßen des Herrn, den Sagen der heiligen Bäume verbündet,
Im Schweigen der Moschee ist ihre Armut gereift.

In ihren Augen schimmert fernes Licht,
Ihre Hände sind alt, vom Staub des Sommers, von Sonnenfeuern verbrannt,
Sie murmeln Gebete, von Erzvätern gedichtet, Worte, in erhabene Symbole gebannt —
Leis tropft in ihre Hand einer silbernen Münze Gewicht.

Die Tauben wandeln mild auf weißen Marmorfliesen,
Auf Gräbern träumen sie, den zarten Toten nah, den Abgesandten,
Die magisch sich zu Schatten und Cypressen wandten. —

Aus Hallen schreiten, erfüllt vom Brausen der Prophetensuren,
Glühende Deuter des Buchs, das sie ins Jenseits gewiesen,
Wo die Geschiedenen strahlen in den hesperischen Fluren.

FRÜHLING

Die Kirschen blühen schwärmerisch, die Palme öffnet knisternd
die verzückten Fächer,
Den Veilchen ist der Lenz zu kurz, sie blauen heftig, wandelnd
die Fluren zu himmlischen Gefilden,
Die Herzen schaffen fieberisch an ihren großen Glückgebilden,
Unruhige Träumer erwachen und steigen auf Balkone und
glühende Dächer.

Ihre schuldlose Seele vernimmt das Weltlied der Meere,
Hochzeitsgeschicke entschleiern sich ihrer Vision,
Gläubige Seher, gelöst von der irdischen Schwere,
Gerufen vom Lichtkreis und von dem sphärischen Ton.

Wie Fahnen flammen sie hoch, geschwungen von Gottes Händen,
In Räumen gehißt, bestrahlt von dem Turm und dem Einauge
der westlichen Uhr —
An sie wollen sich liebend alle Wipfel verschwenden:

Götter des Lichts, von denen der Saft in den Bäumen erfuhr,
Sie können nicht aufgeh'n wie Rauch und wesenlos enden,
Der Frühling der Kirschen ist ihnen ein ewiges Gleichnis nur.

DER HIRTE

Das Zicklein hängt am Fels, wo noch kein Maul die jungfräulichen
Gräser schor,
Der Knabe, der es hütete, sank hin zu süßen Traumgerüchen,
mohnverlockt,
Er hört die Wälder nicht im Winde summen, da er im Schlaf
das braune Land verlor,
Den Mövenschrei, den Glanz, Zenith und Blut, das in den Kammern
stockt.

Bevor er sank, ein brauner Halm, von der lautlosen Sichel des
Mittags gemäht,
Tat er den Fischen noch gut mit der Rinde des Hirtenbrotes,
Zählte die Ziegen, koste den Hund, sah ein Segel gebläht,
Heitere Fracht eines blauumronnenen Bootes.

O, wie fühl' ich seine Träume selig steigen,
Dem die dunkle Ledersohle sanft sich in der Blumenwildnis löste,
Lämmeraugen über den geschloß'nen Märchenmund sich neigen. —

Schmal, inmitten heißer Sonntagsschwere, glänzt die Brust, die sich
der roter Blüten Zärtlichkeit entblößte:
Schöne Frauen sah er nie, mannbar muß er in dem ungeheuren
Freisein, unter Wäldern, bei den Tieren werden,
Seine Tränen träufeln ins Gestein; in den Schluchten sterben rasend
seine wirren Rufe und Gebärden.

O T O K A R B Ř E Z I N A

DAS GEHEIMNISVOLLE IN DER KUNST

(BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG VON EMIL SAUDEK.)

In den langen Gesprächen, welche die Seele in ihren einsamen Stunden führt, sind stumme und verheimlichte Antworten vor die Fragen gebreitet. Die Antworten sind ewig, die Fragen harren ihrer Zeit, um in Licht und Schall gekleidet werden zu dürfen. Die Stunden, die uns mit angezündeten Fackeln geleiten, wechseln ihre Helle nach der Kraft unseres Blickes. Und dort, wo uns einst das mißtönende Geräusch der Sirene schrillte, erklingt jetzt bei beschleunigterer Bewegung die liebliche Skala gesetzgebundener Töne. Nach der Tiefe der Fragen messet die Höhe der Seele, denn nach den Fragen wird der innere Reichtum der Antworten gemessen. Nur ein ganz geringer Teil der Fragen wurde in den vergangenen und gegenwärtigen Seelen in die Sprachen der Worte übersetzt. Der gewichtigste und tiefste Teil blieb verborgen in den Sinnbildern des Schmerzes und der Ahnung der Lichtüberflutungen, in den Sinnbildern der Kraft und der Leichtigkeit, deren Süße einen unendlichen Durst entzündet, in den Sinnbildern des geheimnisvollen Hauches der Dinge, deren Wandlungen den Entwicklungsstufen unserer inneren Wahrheit entsprechen, in den Sinnbildern der Vorahnungen, der Liebe und Unsicherheit in Dämmerungen, die voll sind der Gefahren, aber auch voll der Sterne und der höchsten Unsicherheit der Blicke, der vor allzu mächtigem Lodern des inneren Lichtes zerstreuten! Bei allen diesen Fragen ist die Seele allein. Darin verbirgt sich eines der höchsten Geheimnisse des Lebens und dies ist die Ursache jener Trauer des Schweigens, das sich in schwarzen Schatten an die letzten Worte der Allzuaufrichtigen heftet. In jeder Umarmung der Gedanken und Schultern bebt der nervöse Krampf des Ertrinkenden, der sich vergeblich an ein in Geheimniswellen Versinkendes klammert. Das Leben der Seele ist nur ein Weg, wo unvorher-

gesehen Ereignisse auf allen Schatten harren und wo das Schweigen in der einzigen, allen Welten gemeinsamen Sprache spricht und Einsamkeit Tausende von Blicken hat. Aber jeder Schritt, den die Seele dort vorwärts tut, bringt Erfüllung höheren geheimnisvollen Erwartungen und jede ihrer Unschlüssigkeiten hat ihre tiefe Bedeutung. Ihre Zufälle sind Zufälle nur für ihre unvollkommene Erkenntnis. Sie sind keine Zufälle. In jeder Seele wohnt ein Blick, der einwärts schaut, zugekehrt der unsichtbaren Macht, behext von dem einzigen Anblick, welche Lichter aller vergangenen und künftigen Sterne entfließen. Die unheimlich feierlichen Erfahrungen dieses Blickes kommen der Seele während der Zeit ihres Erdenwallens in der ganzen ertötenden Herrlichkeit ihres Reichtums nicht zum Bewußtsein. Dieser Blick schlingt das Verwandtschaftsband einer einzigen Bruderschaft Sehender und Eingeweihter um uns. Aber nur das waghalsigste Träumen klopfenden Herzens und das Träumen in den Gebeten der Heiligen hat zu ahnen sich erkühnt. Und doch sind diese Erfahrungen, welchen Jahrtausenden nur eines Augenblicks Begegnung mit einem Augenblicke sind und alle Augenblicke nur ein einziger Augenblick, diese Erfahrungen, denen Weltensysteme ein Spiel sind von Funken, erlöschend über den Flammen eines einzigen Feuers, diese Erfahrungen, wo es keinen Ort für unsere Schmerzen und Wonnen gibt und wohin nicht ein einziger Strahl unserer Sonne fällt, ohne zerlegt zu werden und wo unsere Aufschreie nicht die Atmosphäre finden, die sie tragen könnte, diese Erfahrungen einer Nacht, die keine Nacht ist, im Wesen unser ganzer verborgener Reichtum. Aus ihnen widerstrahlt uns die unklare und tiefe Sprache der Instinkte und aus ihnen bezieht der schwingende Aether Licht für unsere Blicke. Sich dieser rätselhaften Vorgänge bewußt zu werden, auszudehnen die Skala der Farbentöne, welche aufzunehmen wir fähig sind, im irdischen Blicke die Strahlen zu befreien, die das Unsichtbare durchdringen und neue Bilder, die dem Weltbilde untermalt sind, enthüllen, unsere halbe Blindheit zur Exstase eines in zwei Unendlichkeiten, welche durch unzählige Gewebe von Zusammenhängen miteinander verbunden sind, Ausschauenden zu machen, ist dies nicht der Traum aller, die im Liede der Zeit den Hymnus künftiger Morgendämmerungen zu hören verstehen? Wer von uns wollte nicht stolz und stark genug sein, um ihn bis zu Ende zu träumen in seiner ganzen Wahnfülle, furchtlos und straflos? Daß ihm die Macht würde, in unseren Schmerzen das Sengen der inneren Sonnenhänge zu erkennen? Daß er vermöchte, in unseren Freuden den Durst, erweckt vom großen Mittage der Tiefen, zu erfühlen? Daß er fähig würde, in unserer Liebe die Unsterblichkeit dieses mystischen Bemühens zu werten? Wisset ihr nicht, daß gerade darum aus den Blicken der Liebenden die Lichter der Ungeborenen und Harrenden leuchten? Vervielfacht nicht gerade darum die Liebe alle Sinne und läßt die Bangen, Küssegelispel aus dem schweigsamen Anstoßen Blüte an Blüte und aus

dem Rauschen der Wässer vernehmen? In den Hochzeitsnächten, die über die Erde dahinziehen, ist die Stille schwül vom Atem herankommender, unsichtbarer Scharen und im Aufblitzen eines einzigen Augenblicks, der über die Köpfe der Völker aller Eilande und Festlande fliegt, entzünden sich Sehnsuchtsträume unzähliger Lebensmöglichkeiten nur darum, damit künftige Schmerzen einmal neue Welten der Erkenntnis erschließen können.

Alle Künste sind durch die Erfahrungen des anderen Blickes bedingt. In einer Sprache, reich an Sinnbildern, allwo jedes Wort als hundertfaches Echo einer einzigen Antwort aus den Tiefen zurückkehrt, umrauscht uns Musik. Von den Firnengipfeln, die der Mensch nie — es sei denn im Traume — betreten, hinab in Tiefen, denen unsere rätselhaftesten Wahrheiten entstiegen sind, stürzen Gießbäche unsendlicher Melodie. In ihrem Bade, das Glut und Kühle zugleich ist, stehen unsere Hoffnungen in bebender Nacktheit, um mit dem Lächeln der Frische und des Stolzes zurückzukehren, für einen Augenblick allwissend gemacht. So vom Atem der ewigen Sonne wonnevoll enthüllt, warten sie, halbgeschlossen die Augen von der Schlaftrunkenheit des Nachmittags, der Ankunft neuer Träume. Azurene Gewölbe der Nächte, erhoben von der Magie der Töne, allwo selbst das Schweigen der Sterne eine viel zu stoffliche Begleitung der ätherischen Klangwellen des Ahnens zu sein scheint! Und die gedehnten düsteren Rhythmen, darin Schmerzenskämpfe des Lichtes in den Dämmerungen der Jahrtausende zittern, Seufzer der Brust, gepreßt von allzugroßer Bürde, der von der Schwäche der Hände nicht gemessenen! Die erwachte Seele der Dinge spricht in Tönen; in ihrem Rausche wird dämonische Beredsamkeit dem Schmerze. Geschenkebeladene Lenzesbotschaften, harrende Stillen der Meere, Angriffe unsichtbarer Winde und die langen, schweigsamen Blicke der Herbsttage finden da Worte, womit sie ihre Geheimnisse ausdrücken. Wolken werden zum Gleichnis; sie verhüllen die Fernen und bringen Blitze mit kurzwährenden Lichtern, erfüllt von der Nähe des Todes; auch der Nebel gewinnt einen neuen Sinn, aufsteigend auch aus den unzugänglichsten blühenden Gärten und aussaugend langsam die Strahlkraft der Tages- und Nachtgestirne. Alle Geistesvegetationen werden von dem Gesetze eines geheimnisvollen Heliotropismus beherrscht. Die ganze Zeit ihrer Entwicklung hindurch kehren sie sich jener Sonne zu, die der Bronnen aller Energie ist. Jeder Gedanke, auch der ärmste und alltäglichste, wird bei Einführung der inneren Ströme fähig, im berückenden Glanze zu entbrennen. Jeder Gedanke vermag alle Künste zu durchlaufen, von Jahrhundert zu Jahrhundert Marmor und beiderlei Licht zu beherrschen, dargelegt in seiner grundlegenden Kraft, in der Musik. Jede Kunst ist eine Halluzination, hervorgezaubert durch Rausch der subtilsten Rhythmen des Aethers und des Blutes. Symbolische Schatten, am Morgen gegen Westen weisend und gegen künftiges Morgenglühen am Abend, bewegen sich in jedem gegebenen

Augenblicke bei allen Künsten in einer einzigen Richtung, mit dem Steigen des mystischen Tages und des langen Sonnenjahres der Jahrhunderte und Seelen. Der Schmerz jedes künstlerischen Träumens ist nur eine Erinnerung an Tiefen, in die sich die Seele viel zu weit hineingewagt hat. Und im Lächeln künstlerischen Träumens spielt der Glanz unsichtbarer Tränen, die die künstlerische Schönheit nahe machen den Entferntesten. Die unanfechtbaren Gewißheiten der Künste sind aus dem einen Schatze der Gewißheiten geschöpft und ihre Träume sind die Träume einer einzigen Nacht und eines einzigen Morgens. Aus gemeinsamen Tiefen erleuchten sie magische Beleuchtungen, welche die Umrisse mancher Formen verzehren, damit andere erstarken und im fluoreszierenden Aufstrahlen, darin unsichtbare Strahlen tanzen, aufschreien, umgeformt in Farbentöne geringerer Brechbarkeit, um für die irdischen Blicke ein Traum vom Unbekannten sein zu können. Jedes Kunstwerk, wert dieses Namens, träumt von Unsterblichkeit. Denn in den Landen, daher es kam, gibt es kein Sterben. Mit jedem Augenblicke, den es von dort brachte, gewann es an Kraft in der Atmosphäre, dunstschwer vom Druck aller Höhen bis zu den äußersten Sternen. Dort, in den schwärzesten Wellen wie im Zauberblut, wurden die verwegensten Gedanken gebadet und wären vielleicht unverwundbar geblieben, hätten die Winde auf sie nicht den verhängnisvollen Regen irdischer Blüten herabgeweht, welche ihr Bad unvollständig werden ließen. Gerade darum, weil die Kunst auch Quellen emportreibt, aus denen die Sterne des anderen Himmels widerstrahlen, ist die resultierende Suggestion jeder großen Kunst eine Kräftigung des Lebens durch die Strahlen der anderen Sonnen, eine Verbreiterung und Vertiefung seiner Bilder durch neue Beuten des Lichtes und der Sehnsucht, eine Bereicherung der Verständigungsmittel zwischen den Seelen. In ihr taucht ein einziger tiefdringender Blick in hundert Blicke und in einem langen, wollüstigen Auffunkeln berauschen sich alle im Ahnen einer einzigen Allgegenwart. Ueber der Buchseite des Meisters bieten sich euch unzählige Hände zum Drucke. Denn das Wesen der Kunst ist Liebe, die da sprechen lehrt den stummen Mund und Kühnheit einflößt den Allzuschüchternen. Wie die Liebe so liebt auch die Kunst die Erde. Auch die geistigste Kunst anerkennt dankbar, daß sie ihre Fittiche gegen ihr Licht stemmte, bevor sie in Höhen auffliegen konnte, wo sie mit der Schnelligkeit exstatischer Blicke kreist. Die Erde wird immer das Ufer bleiben, zu dem sie von ihren Fahrten zurückkehrt. Auch dann, wenn die Seele in der Sprache dieses Ufers ihrer Sehnsucht, aus der Welt der welkenden Farben und der Sonnen, die ihre eigenen Lenze mit ihrem allzugroßen Liebesfeuer morden, fortzugehen, Worte geliehen, auch dann reicht sein Zauber einen feinen Beigeschmack dem Dufte in den Rosengärten und macht auf Küsse aufmerksam, durch welche bis zur Ankunft des anderen Lebens einige Augenblicke des Truges duftig werden.

Betäubt nicht mit dem höchsten Taumel der Kraft gerade jenes Licht, das verwegen genug war, seinem rätselhaften Schicksale in die Augen zu schauen und noch einen Schritt weiter zu gehen, als aus allen Fenstern und Türen, geöffnet den Nächten über ihm der Frostwind erwirbelte, rund umher alle Lichter verlöschend und in alle seine Poren dringend, bis es totenfahl erschimmerte? Die da Blüten suchen, um das Leben zu vergiften (die Armen, sie verschließen ihre Augen, um die blutigen Reflexe ihrer eigenen verlöschenden Essen nicht zu sehen!) betreten vergeblich diese Gärten. Liebe und Schönheit geben einander Zeichen über ihre Schultern hinweg, die beiden Ungetreuen, Helfershelferinnen der Illusion, der vom Golde dieser Sonne bestochenen.

In den jahrhundertfältigen Morgendämmerungen der Kunst begegnen Schatten untergegangener Welten den Schatten nahender Ereignisse. Alles Große, das die Erde erfuhr, ward zuerst durch Träume angezeigt. Der Weg zum Lichte unserer Sonne führt durch die Dämmerungen des Ahnens. Jedem Tage ging die Nacht voran mit dem Anblicke der Sterne. Die Ekstase hat neue Perspektiven der Erkenntnis erschlossen. Die Geschichte der menschlichen Seele in diesem Leben ist die Geschichte ihrer Träume. Aber auch in der Welt der Träume herrschen dieselben Gesetze, welche das All und die Entwicklung lenken, Gesetze, mit zauberhafter Leichtigkeit, sich abspielend, die Schwere verlachend.

Kein Boden ist so ausgedörrt, daß er nicht die Mitternachtsflora mystischer Aussaat nähren könnte. Keine Seele gibt es, die so ausgedörrt wäre, daß das Farbenspiel der Erfahrungen des anderen Blickes niemals in ihr aufzuckte. Keine Seele gibt es, die, ihren letzten Tag verlassend, sich beklagen könnte, sie hätte die Erde niemals in einem anderen Lichte erblickt als im Lichte unserer Sonne. Ueber jedem Leben hangen die beunruhigenden Schatten des Geheimnisvollen. Der Abgrund, dessen Anblick taumeln macht, ist stets zu beiden Seiten aller Wege offen. Jedermann kennt Augenblicke der Unsicherheit in den Schritten und jene plötzlichen Aufschreie der Liebe zum Unbekannten, dem wir — das Antlitz bedeckt — in den einsamsten Dämmerungen der Seele zu begegnen pflegten. O, des unaufhörlichen Kampfes stummer Stimmen, der in unseren Einöden über die Wegrichtung hadernden, die wir einschlagen sollen! Siehe! Vorwürfe steigen hinab in unseren Schlaf und führen uns in Gebiete, die niemand offenen Auges sah und die wir dennoch erkennen; aber die Worte, die uns dort entgegenschallen, sind für jedermann außer uns stumm und haben vielleicht ganze Jahrhunderte gewartet, um in einem so tief bange aufrührenden Zusammenhange ausgesprochen zu werden. Alle Lippen kennen das Lächeln, das sie gegen ihren Willen besucht, ausgesandt ins Unbekannte, unbekannten Hoffnungen entgegen. Das mystische Lächeln, geschenkt der Erde und der Jugend, ein Zeichen, daß unsere Seele noch eines langen Weges

der Erkenntnis und des Schmerzes fähig ist. Ist übrigens nicht das, was sie Aberglauben nennen, ein unvollkommenes Bewußtwerden anderer Lichter? Und das, was sie Krankheit heißen, ein Aufruhr der in Heimlichkeit gebannten Wogen der Tiefen, Winde, die zu lenken wir nicht fähig sind und die ihr eigenes Gesetz haben? Unsere Seele durchläuft die Erfahrungen zweier Welten. Das Sichvergegenwärtigen der Abhängigkeit dieser beiderlei Erfahrungen macht das höhere geistige Leben aus. Die Methoden, nach welchen die Seele ihre Herrschaft im Stofflichen und Unstofflichen ausdehnt, sind individuell; auf ihnen beruht die Vereinsamung der Persönlichkeiten und die Freundschaft von Seelen. Die Lichtsumme aller Seelen auf Erden in einer einzigen Epoche bildet den Tag mystischer Arbeit, an welchem die Ernte der Zukunft wächst. Jede der Methoden, mit welchen die Seelen sich ihre Reichtümer und Beuten aus den beiden Welten aneignen und verarbeiten, ist fähig, ihre Kunst zu erschaffen. Aber von den Entdeckungen, welche die Kunst im Laufe der Zeitalter gemacht hat, erhält sich nur ein geringfügiger Teil in den Büchern und Kunstwerken.

Der größte Teil verschwindet mit den Seelen,
die ihre Siege träumen konnten
oder mußten — schweigend.

ERNST WEISS

GEGEN GOTT

Wir schnappten lange, feige Speichelhunde, nach der Seligkeit,
Tückisches Arsenik war der weiße Bissen, menschenlos und
menschengiftig war die bunte Sommerlandschaft,
Blumenüberatmet.

In Deinem finstern Haus, dem finstern Kotter 1917 sehen wir
uns wieder.
O lauere nicht auf Wut des Menschen gegen Menschen!
Begnadigt ist der Mensch.
Gehaßt sind wir genug, wir schlangen Haß zum Brechen.

Erkenne mich! Ich spiele nur. Mich
Überwinde doch, du mächtiger Dresseur der Sterne,
Einknotend diese Kinderfaust, noch wund von Schlägen, prasselnd
über Dich.

O blick' nicht fort!
Verachte nicht den Todbeseelten, Besessenen vom Hass!

Zerfleisch' mit Deinem Eisenrechen dieses Staubkorn, Menschatom, im Bösen
Tanzend zwischen Deinem Augenlid und Auge.

O höre mich!
O hingest Du vor mir, die Haare aufgewickelt auf der Folterwinde,
Aufbettelnd in der langen Marterschwebe nach Gunst des ungerechten Richters!

O kröchest Du vor mir, Anbiederung versuchend mit dem wildgesunden Arzt,
Anbettelnd ihn, damit er Deine Aussatzschwären salbe!
O säh' ich Dich doch an Trachom erblindet, mit weißem Pappendeckelauge plump zertappen diese Welt,
Zerbettelnd Dich nach Brot und Wein, nach Hier und Dort, nach Ja und Nein.

Im Schweigen warst Du groß. So schweige denn auch jetzt!
Zum erstenmale reißt Dir einer an der giftgetränkten Zunge,
Stellt sich vor Dich, endlos Lachen speiend entgegen Deinem blöden Zorn.

Auf Brüder, auf! Sein Tod tötet nicht.
Wer überlebt, lebt über alle Grenzen, das größte Wunder, unser Sein!
Aller Sonnen Augen sind auf uns gerichtet,
Ihr, Gott und ich, wir sind der eiserne Bestand der Welt.

Wir sind Tumult, Blitzfunke der ekrasitgefüllten Kammer,
Wir rollen auf die Front, wir kreisen ein.
Stern, Steine, Tier, Pflanze, ich und Gott die rasendste Verschwörung!

Jedes Wesens Leid, der letzten Kriechkreatur Erjammern in der Winternacht
Aufstürzt Posaunendonner: jüngstes Gericht über Gegengott,
Weltall brüllt auf, bricht an, geschmiedet in Entzücken:
Aufsommernd himmlisch in die schattenlose Zeit.

ALFRED WOLFENSTEIN

DER MANN

(AM RANDE EINES GROSSEN PLATZES.)

Der Junge:

Rauschender Platz, du aller Straßen gedrängter Strahl,
Zimmer sank zusammen, da springst du riesiger Brunnen empor,

Räder, Hufe, Knie sprühen klingend auf und ab,
Und erwacht lehne ich am steinernen Rand,
Musik des Tages, überströme meine Hand —

Die Frau:

Gehen wir — dort kommt
Durch die Tür der bewegtesten
Straße mein Bruder herein in den Platz —
O betäubendes Geräusch — — Doch deine Worte werden sichtbar,
Eis, auf den geraden Fenstern deiner Lippen —
O Nacht, unvergangene, ich flattere um Liebe,
Zu Wolken und zu Tälern kam ich hinauf, hinab,
Um Füße und Gipfel, um Löwensternbilder
Und Rehwälder tief schlug ich Liebe, den Menschenkreis,
Aber du lagest leuchtend und wieder bewölkt weiß.

Der Junge:

Nacht im Arm, orgelnde Wiederkehr Liebe,
Deine schönen Karusseltiere machten mit mir die Runde,
Nacht an meinem Herzen, ewige Wiederkehr,
Aber mein anderer Arm hing leer.

Die Frau:

Was suchte er, am Boden, in formloser Luft —
Andre Gestalt der Seele als die meine? Ach
Ich bedeckte ihn wohl nicht und war nie dein ganzer Leib —
O Unruh, halbes Glück, all deinen Seiten jagt ich nach,
Doch dein Wille wie ein Mond lief und stand mir immer gleich weit.

Der Junge:

Sanft durchfragst du nur mein eigenes hartes Fragen,
Liebe, — durchkreuzest mich mit Weihrauchwölbung, Blumen, Säulen.
Nur Fenster baust du niemals — unendliche Reihen Weltenfenster
Sie fehlen, durch die Mauern hinaus in Morgenfeuerfarben!
Unsere Blicke nur kreuzen sich stumm, von Schönheit begrenzt,
Zwei schmal ewige Lampen,
Und rings schwimmt die Finsternis.

Die Frau:

Sage mir, was dich traurig macht,
Den unbekannten Wunsch,
An deiner andern Seite leidenschaftlich lagernd —
— Aber könnte ich ihn erfüllen?
Und wir gehn,
Wir gehn, daß uns mein Bruder nicht sehe —

Der Junge:

Dieser ist dein Bruder — —
Er blieb in meinem Blick —
Er unbekannt,
Wie ein Ding, Tier, Feind,
Seine Seele noch nie in meiner Hand —

Und doch berührt
Mein Auge seinen unbewußten
Nacken schon wie lang verführt —

Daß meiner Gegenwart Gedanken
Seltsam zwischen Ferne
Und Vertrautheit schwanken —

Zwar schroffer sehe ich ihn,
Gipfelnd heller Baum
Ins Stürmende entfernt er sich
Aus dir, aus einer Blume weichem Raum.
Doch jeder Zweig
Des zackigen Gesichts wie dein
Formt doppelt sich in mir mit Grußes Schein!
Von deinem Schritt umhüllt, sein Knie
Durchbricht Gewühl, Gestein
Mit rascherem Kleid und mir entblößter Melodie.
Und nun herumgewandt
Erblick ich deinen Hals
Auf flügeldünner Schultern Band,
Und breite Kiefer baun
Die Stirn mit deinen eingeneigten Säulen schmal,
Wie weite Vögel wellen geisthaft sich die Braun.
Und jetzt sein Mund,
Meer, das von Wucht gekrümmt ans Ufer greift,
Berauscht mich rings aus nahem Grund —

O du — und ihr —
Dein Traum hält blendend schöne Spiegel vor,
Aber durch ihn, durch offenes Glas und Tor
Seh ich hinaus aus jedem dreibegrenzten Raum
Und mir und dir.

Denn nun zeigt er sich ganz
Und deinen fließenden Aehnlichkeiten
Enttaucht sein Arm, er springt ans kampfbedeckte Licht,
Aus einem Schrei wird langes Schreiten.
Sein Auge klettert scharf
Aus deinen Schatten,
Durchschaut die Straße wie ein Führer darf,
Der weiter tagt in Dämmerung, Glück und Gatten.

Dein Haar auf seinem Haupte steigt, durchstößt
Die Stadt mit sinngetriebener Hörner Spitzen,
Aus deinen Nebelwangen löst
Sein Antlitz Stirnenfels und Quellenblitzen.

Ja alles will ich, deine versenkende Freude
Und auch über Schwere
Die auffliegende Freundschaft!
Keine leere Hand greif ins Leere.

Erweiterung ist dein Leib —
Der lange einsam mich verwirrte, nun beglückend
Einen Mann gebiert, nun Liebe brückend
Auf seine andere Seite weist:
Da zieht parallel geschwungenen Ufers
In Leibeslinie der äthernahe
Gewaltig unterschiedene Geist!

Der Platz erdröhnt von Lebenden rot,
Als rollte ihn erst jetzt die Sonne
Aus Dunst und Liebestod
In Himmelsglut und Himmelsdonner.

Und nackter Fläche leuchtend, empfangend und gestrafft
Umfahre, umfasse ich mit Sturm und mit Ruder
Fülle und Freiheit, Brüste und Brust,
Tateinigkeit, Schickschalsleidenschaft!
Dich Lager des Kusses,
Dich Freundeslager des Kampfes, allmenschlicher Kraft!
Meine Jugend kennen zu lernen naht unser Bruder.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Das erste Heft . . . . K 3.50 = M 2.20
Die ersten drei Hefte K 10.50 = M 6.50
Die ersten sechs Hefte K 21.— = M 13.—

DIE HEFTE SIND DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DURCH DEN VERLAG ZU BEZIEHEN. DAS ABONNEMENT IST DEM VERLAG BEKANNTZUGEBEN UND DER BETRAG ANZUWEISEN

JEDER MITARBEITER IST SELBST VERANTWORTLICH FÜR SEINE BEITRÄGE. ALLE MANUSKRIPTE ERBETEN AN:

DAIMON-SCHRIFTEN, WIEN XIX, BILLROTHSTRASSE 39

ADMINISTRATIVE ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN AN DEN VERLAG DER

DAIMON-SCHRIFTEN
BRÜDER SUSCHITZKY
WIEN X, FAVORITENSTR. 57

FERNRUF 59.317 POSTSPARKASSEN-KONTO 168.967

Im nächsten Hefte gelangt

DAS EVANGELIUM DES APOLLONIOS

übertragen u. eingeleitet von FRANZ BLEI
zur erstmaligen deutschen Veröffentlichung.

Die folgenden Hefte werden Beiträge enthalten von:
PAUL ADLER, BÉLA BALÁZS, PETR BESRUČ, FRANZ BLEI, FELIX BRAUN, OTOKAR BŘEZINA, MARTIN BUBER, ALFRED DÖBLIN, ANDREAS ECKBRECHT, EFRAIM FRISCH, EMIL FREIHERR V. GEBSATTEL, GÜTERSLOH, ADOLF V. HATZFELD, FRANCIS JAMMES, OTTO KAUS, CHAJAN KELLMER, PAUL KORNFELD, JAKOB MORENO LEVY, GEORG V. LUKÁCS, ROBERT MÜLLER, ROBERT MUSIL, GIOVANNI PASCOLI, E. A. RHEINHARDT, MAX SCHELER, FRIEDRICH SCHNACK, ANDREAS THOM, JAKOB WASSERMANN, ERNST WEISS, FRANZ WERFEL, ALFRED WOLFENSTEIN

DIE SUMMA

Eine Vierteljahrsschrift, herausgegeben von FRANZ BLEI.

DRITTER BAND

ist erschienen: Meier-Gräfe, Cézanne. L. Bloch, Die Innerlichkeit. Pater Tyrrell, Christus und das Christentum. Rudolf Manasse, Theorie der Politik. Franz Blei, Fragment zur Literatur. H. Broch, Die methodologische Novelle. F. B., Katholische Friedensforderungen. H. B., Heinrich von Stein. F. B., Ein Satz bei Erasmus. M. A., Wesen der Kritik. L. O. G., Das Bureau für unmittelbaren Ruhm. F. Blei, Vorschlag eines Geistes konservativer Parteien. A. Werth, Octave Mirbeau. H. Broch, Die Geisteswissenschaften. F. B., Reichtum und Literatur. Chesterton, Die zwölf Männer. Konrad Weiß, Der Ölberg.

Preis des gebundenen Bandes Mark 10.—.

HELLERAUER VERLAG JAKOB WAGNER.

SUMMA-SCHRIFTEN

1. Publikation: Constantin Frantz, Deutschland u. der Föderalismus. Preis brosch. Mark 6.—.
2. Publikation: Franz v. Baader, Sozietätsphilosophie. Herausgegeben von Dr. H. Schmid. Preis brosch. Mark 3.—.
3. Publikation: Philodikos, Vorschläge zur Reform der österreichischen Verfassung. Preis brosch. Mark 2.50.

HELLERAUER VERLAG JAKOB WAGNER.

EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG.

Herausgeber: JAKOB MORENO LEVY.

VERLAG BRÜDER SUSCHITZKY, WIEN-LEIPZIG.

1. HEFT (FRÜHLING 1914):

AN DIE VIER MENSCHENALTER.

K 1.50.

2. HEFT (FRÜHLING 1915):

DAS SCHWEIGEN — ICH — DER BERICHT.

K 2.—.

FLUGBERICHT (HERBST 1915):

DAS TESTAMENT DES SCHWEIGENS.

K —.50.

DAIMON

EINE MONATSSCHRIFT.

HERAUSGEBER
JAKOB MORENO LEVY.
REDAKTEUR
E. A. RHEINHARDT.

MIT BEITRÄGEN VON:

BÉLA BALÁZS, FRANZ BLEI, MAX BROD, PAUL CLAUDEL, RUDOLF FUCHS, IWAN GOLL, JAKOB MORENO LEVY, GIOVANNI PASCOLI, E. A. RHEINHARDT, Dr. ALEXANDER SCHMID, FRIEDRICH SCHNACK, EGON WELLESZ UND FRANZ WERFEL

2. HEFT APRIL 1918

DAIMON-SCHRIFTEN
VERLAG BRÜDER SUSCHITZKY, WIEN.

INHALTSVERZEICHNIS

FRANZ BLEI: DAS EVANGELIUM DES APOLLONIOS ◇ PAUL CLAUDEL: DEUX CANTIQUES ◇ FRIEDRICH SCHNACK: KINDERMOND. GEDICHT ◇ GIOVANNI PASCOLI: DER GEDENKTAG. GEDICHT ◇ DR. ALEXANDER SCHMID: DOSTOJEWSKY UND DER PANSLAVISMUS ◇ FRANZ WERFEL: BENENNUNG. GEDICHT ◇ E. A. RHEINHARDT: RAGUSEISCHER ABEND. GEDICHT ◇ BÉLA BALÁZS: DAS BUCH DES WAN-HOU-TSEN. EINE CHINESISCHE ERZÄHLUNG. ◇ JAKOB MORENO LEVY: ICH. DAS VOLLENDETE SCHWEIGEN. ZWEI GEDICHTE ◇ RUDOLF FUCHS: TRAUM. GEDICHT ◇ MAX BROD: DER MESSIAS. GEDICHT ◇ IWAN GOLL: CAFÉ. GEDICHT ◇ DIE ZEIT IM DAIMON: E. O. K.: WEDEKIND ◇ L. M. L.: ANFANGSGRÜNDE DER KRITIK ◇ EGON WELLESZ: CLAUDE DEBUSSY ◇ :—: WIENER SECESSION

DAS EVANGELIUM DES APOLLONIOS

Unter den Schätzen, die Aurel Stein 1908 aus dem Tibet mitbrachte, ist der hier mitgeteilte Evangelientext sicher nicht der unbedeutenste. Diese deutsche Uebertragung folgt wortgetreu dem originalen Text, den der Entdecker mit einer englischen Interlinearversion für seine Freunde in zweiundzwanzig Exemplaren drucken ließ. Die Benennung nach Apollonios ist vom deutschen Uebersetzer und dünkt ihn weniger willkürlich als die Zuweisung unsres vierten Evangeliums an den Apostel Johannes. Aber ich möchte damit den Leser keineswegs auf den Kappadocier Apollonius einstellen. Für eine eingehende Kritik des Textes ist hier nicht des Ort. Bemerkt sei nur, daß man es wohl mit einem griechisch concipierten Dokument und nicht mit einer Uebersetzung zu tun hat. Der Verfasser gebrauchte eine Koine, welche rein atticistische Formen aufweist, wie ἴσασιν statt οἴδασιν auch der wiederholt angewandte Superlativ auf — τατος die Form ἄνθρωπος für das hellenistisch-jüdische υἱὸς ἀνθρώπου (bar näsch, Mensch) und die häufigen Participialkonstruktionen sprechen für einen des Schreibens sehr kundigen Verfasser, den ich als einen gebildeten Griechen der kleinasiatischen Küste, etwa einen Epheser, annehme, wogegen gewisse Neubildungen, wie kultische Termini und Bedeutungswandlungen gewisser Worte, nicht sprechen. Der auffallend geringe Gebrauch des alttestamentarischen Citates läßt keinen jüdisch Gläubigen vermuten, sondern einen weltkundigen und interessierten Heiden, wofür eben auch der Stil spricht, der mehr als ἑλληνικωτέρον ist, wie Origenes das nennt, was nahezu dem griechischen Sprachgeist entspricht; er ist durchaus und ohne Affekationen ἀπάϊστος κατὰ τὴν γραφήν, was der im dritten Jahrhundert lebende Bischof Dionysos von Alexandrien leider nicht von diesem Evangeliumtext sagt, da er ihm sicher schon unbekannt war, wenn er überhaupt je in der Christengemeinde bekannt wurde. Was ich bezweifle. Ob der Text irgendwie Quelle für die kanonischen Evangelien war oder umgekehrt die kanonischen Schriften des neuen Testaments für den Apollonios Quelle waren, ist hinsichtlich der ersten Frage zweifelhaft, hinsichtlich der zweiten kaum zu beweisen. Ob der Apollonios aus der Redequelle schöpfte oder gar mit ihr identisch ist — ohne sie natürlich vollständig darzustellen — scheint mir unwahrscheinlich. Auffallend ist die „Unkirchlichkeit" des Textes. Unsre vier Evangelien entstanden ja nach der Kirche und nicht vor ihr — sie sind, wie man heute sagt, eschatologische Bücher, mehr interpretatorischen als geschichtlichen Charakters, denn ihre Absicht war mehr, den Sinn für die erstaunliche Zukunft des Lebens vorzubereiten als den Bericht über eine ebenso erstaunliche Vergangenheit festzuhalten: sie sind vorwärts nicht rückwärts gerichtet; ihre Verfasser haben nicht bloß einen „Glauben" an einen Messias oder an eine Institution praktisch erfahren, sondern sie haben die vita nuova einer Neugeburt erlebt, die mit dem Christentum anhob, und erlebten sie mit aller Heftigkeit und Durchdrungenheit der apostolischen Zeit — Liebe und Begeisterung des Bekehrten ist in ihnen stärker als Analyse der gesehnen Phänomene. Mattheus ist der traditionalistische Typus mit der unbewußten Tendenz solchen Typs, zu wählen und zu werten mit dem Auge, das causale Verbindung mit der Vergangenheit sucht: die Prophetie soll sich erfüllen, das nationale Ideal sich bestätigen. Der psychologische Markus ist der praktische Missionär, der den Wirkungswert des Wunderbaren und Sensationellen aus Erfahrung kennt. Lukas, wohl der Freund des mystischen Paulus und von hellenistischer Bildung, vertieft Fakten und Werte und bringt sie in das Licht ihrer wahren Meinung, er sieht das neuen Leben, das der dem enggeistigen aber praktischen Petrus verbundene Markus kaum ahnt. Das Wort „Gnade" fehlt dem Mattheus und dem Markus, aber es findet sich achtmal bei Lukas. Unsre drei Evangelien waren bei den Gemeinden im Umlauf, als — etwa vierzig Jahre nach dem Tode des Paulus — das vierte Evangelium aufgeschrieben wurde und dessen kurzes Kompendium im ersten Johannesbrief. Es muß sich die Trennung in eine innere und äußere Kirche bereits vollzogen haben, oder wie man auch sagen kann: in die christliche Mystik

und den Kompromiß Christenheit, wie diesen Unterschied schon so scharf die synoptischen Evangelien betonen. Was wir beim heiligen Franz, bei Catharina, bei Ignatius beobachten, traf auch bei Paulus ein: der Einfluß des Mystikers schwindet, wenn sein unmittelbares Wirken durch den Tod ein Ende hat; die Anhänger und Schüler degenerieren in formal Gläubige, die sich auf den Buchstaben berufen. Inmitte des allmählichen Erstarrens der christlich-paulinischen Mystik in den Kompromiß Christenheit schreibt der vierte Evangelist seinen ganz unhistorischen, aber aus tiefster innerer Erfahrung erlebten Bericht von der Wiedergeburt, nicht als den Prozeß eines Werdens, sondern als den eines Seins: er wendet sich an jene, die wie er eingegangen sind in das Reich und wiedergeboren sind im Geiste. Dieses ewige Evangelium des Johannes ist ein sakramentales, nicht ein allegorisches Buch: deutlicher als eines der andern drei Evangelien enthüllt es Sinn und Wesen des christlichen Gedankens, des Fleisch gewordenen Logos, der nicht ein metaphysisches Diagramm der Realität ist, sondern ein mystisches. Der Logos ist, wie Clemens von Alexandrien sagt, ein „neues Lied". Das ewige Leben wird nicht mehr erhofft als Resultat irgend einer Parusia, sondern es erfreuen sich seiner die Glieder eines neuen Geschlechts, denn wie der Psalmist sagt: „Der Weileplatz des Logos ist der Mensch und seine Wahrheit ist die Liebe."

Wenn ich den Apollonios in die Nähe des vierten Evangeliums stelle, so meine ich diese Nähe nur dem Geiste nach, der mystisch ist, wogegen nicht die rationale Art spricht, in der der Verfasser die Wunder berichtet, die rationale, nicht die rationalistische Art, denn es zwingt nichts zu der Annahme, daß dem Apollonios die Texte des Markus etwa vorlagen und er sich nun daran gemacht hätte, die hier berichteten Wunder auf seine natürliche Art zu deuten, das heißt zu rationalisieren. Man kann ja auch annehmen, daß Apollonios ganz naiv berichtet, was er gesehen oder ihm glaubwürdig mitgeteilt bekommen hat. Der Glaube an das Wunder ist die einfachste Form, in der sich die Menschen die göttliche Natur Christi nahe bringen; er ist als naiver Anthropomorphismus allen Religionen gemeinsam. Denn die Spekulation über das, was die göttliche Natur sein muß, ist fruchtlos im menschlichen Sinne und sie begiebt sich daher sofort in eine Untersuchung darüber, auf welche Weise sich die göttliche Natur anzeigt, und die einfachste Art dieser Anzeige ist das Wunder und auch die am wenigsten verpflichtende; denn das Wunder verpflichtet letzten Endes nur und allein zum Glauben und dispensiert von allem andern — wohlverstanden nicht so der Lehre der Kirche nach, aber in der aus der menschlichen Schwäche stammenden Praxis. Wenn ich den Sinn des Apollonios einen mystischen nenne, so umschreibe ich ihn etwa in diesem Satze: daß Jesus der Menschensohn wurde, deutet an, daß nicht eine theologischen Doktrin oder eine ethische Regel das Innerste seiner Offenbarung bildet, sondern daß er mit seinem Leben das unabhängige geistige Leben zeigt, das vollendet zu leben ist durch die Mittel, die wir Menschen, das heißt jeder von uns besitzen; er ist ein Beispiel für ein geistiges Leben auf eine menschliche Weise, die jeder von uns leben kann, nicht auf eine unmenschliche Weise, in der wir das geistige Leben n i c h t leben können. Christus erfüllt die paradoxale Einung von Sein und Werden, la forma universale di questo nodo. Oder wie Ruysbroeck das im zweiten Buche, 78. Kapitel der geistlichen Nächte sagt: „Friede entsprechend seinem Wesen, Aktivität entsprechend seiner Natur: absolute Ruhe, absolute Fruchtbarkeit". Damit ist nicht etwa das gemeint, was man „praktisches Christentum" nennt, sondern das transfigurierte Leben des Mystikers, der das ewige Leben inmitten der Zeit lebt, modern gesagt, élan vitale. Diese kurzen Bemerkungen müssen hier genügen.

Die Handschrift des Apollonios zeigt einen fortlaufenden Text. Absätze, von mir mit Ziffern angemerkt, heben in der Schrift mit keiner neuen Zeile, sondern mit einem leer gelassenen Zwischenraum an. Der Anfang — die Jugend Christi — fehlt, wie sich aus der Beschaffenheit der Papierhandschrift ergiebt, sicher. Ob der jetzige Schluß das Ende der Handschrift ist, läßt sich nicht erkennen. Lücken habe ich mit . . . angemerkt, wo sie weniger als

sechs Zeilen ausmachen; mit ..... wo es mehr als sechs Zeilen sind. Diese Lücken entstanden durch verblaßte Schrift oder durch natürliche Zerstörung des Materials, nirgends durch menschliche Hände.

FRANZ BLEI

1.

Seine Eltern gingen jedes Jahr zum Fest nach Jerusalem. Als er zwölf Jahre alt geworden war, gingen sie wie immer hinauf nach Jerusalem zum Fest. Da kamen sie auf dem Wege zu einer Menge Menschen, die standen um ein Kind, das nach jedem biß, der sich ihm näherte. Und sagten alle, es sei von einem bösen Geiste besessen. Jesus trat zu dem Kinde, hob leise die Hand und begann voller Güte zu ihm zu sprechen und sagte zu ihm: „Mein Bruder, mein Viellieber". Da wollte sich das Kind, von dem sie sagten, ein Dämon wohne in ihm, auf Jesus stürzen und ihn mit den Zähnen anfallen; aber die so zunächst standen, warfen sich dazwischen. Und Jesus ward vom Kinde an die Brust gestossen an seiner Herzseite. Da weinte Jesus, nicht ob des Schmerses seines Leibes, als vielmehr über das Böse in dem Kinde und aus Schmerz, daß er es nicht davon befreien konnte. In der Stille um dieses Weinen hob ein Hund in der Näh an laut zu bellen und viele waren, die sahen den Hund feldein rennen. So daß einige sagten, der böse Geist sei in Gestalt eines bellenden Hundes aus dem besessenen Kinde gefahren. Das Kind aber, das Jesum schlug, weil er es liebend umfassen wollte, war aus dem Flecken Koriot in Judea und sein Name, nach dem man es rief, war Judas. Und war derselbe Judas, der den Meister seinen Feinden verriet.

2.

Und unter jenen die hinausgezogen waren, sich von dem Johannes taufen zu lassen, waren welche, die fragten: „Meister, ist es genug, daß wir tun was du sagst. auf daß wir gerettet sind?" Er aber antwortete: „Treffet Wandel in eurem Herzen, und eure Herzen werden euch sagen, was ihr zu tun habt. Ich taufe euch mit Wasser und rede zu eurem Winter von den Blumen des Frühlings. Aber werden nicht aus den Blumen die Früchte des Sommers? Ein Anderer wird nach mir sein, um die Früchte aufzuziehen und euch zu führen, und dieser wird euch mit dem Feuer und der Sonne taufen." Und der Johannes sagte weiter: „Auf manche, die ich mit dem Wasser taufte, senkte sich, da ich das Wasser über sie schüttete, der Geist Gottes, und ich sah wahrhaft den Himmel sich auftun und war es, als ob der Geist Gottes gleich einer Taube sich niederließ auf das Haupt des Getauften. Denn es öffnet sich immer der Himmel, wenn sich das Herz auftut." Und alles Volk war in großer Bewegung und dachte nicht anders, als sei der Täufer der verheißene Christ.

Johannes aber sagte: „Es sind die größesten unter den Menschenkindern nur die Vorläufer nnd die Verkünder des Christ, denn es sprechen die größesten unter den Menschen nur zu den Ohren des Fleisches und können nichts anderes, als den Leib taufen und den Leib beschneiden. Aber der Christ ist das Wort, das Gott in der Tiefe des Herzens spricht und das Wort Gottes in der Tiefe des Herzens tauft und beschneidet die Seele."

Da alles und vieles Volk herbeieilte, sich im Jordan taufen zu lassen, kam auch Jesus, um des Johannes Rede zu hören, seine Sünden zu bekennen und die Taufe durch ihn und keinen, andern zu empfangen. Johannes wußte aber schon eine Zeit um Jesus und sein Hoffen war mit ihm. Also sprach er zu ihm, da er ihn taufte mit dem Wasser, die Worte: „Dieses ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe". Und Jesus blieb über ein Jahr bei Johannes in der Wüste und hörte sein Wort. Da er aber dreißig Jahre geworden war, erfüllte ihn der Geist und zog ihn in die Tiefen der Wüste. Denn ihn dürstete nach einem Worte Gottes, das Johannes ihm nicht sagen konnte. Und legte sich gewaltige Buße auf, daß er weder aß noch trank viele Tage lang. Da stand vor der Schwäche seines Leibes der Versucher und sprach . . . . . .

Johannes aber billigte die Antwort, die Jesus dem Versucher gegeben hatte, als er ihm sagte: „Du wirst den Herrn, deinen Gott nicht in Versuchung führen". Aber als Jesus sagte, er wisse nun, daß das Wasser in Wein verwandelt werden müsse, da verstand dies Johannes in seinem Herzen so, daß des Herzens Schwäche in Kraft zu wandeln sei. Aber Jesus sagte damit auch noch ein andres und erkannte, daß Johannes von diesen anderm keine Kunde habe.

Unter denen, die um Johannes waren gab es welche, die Jesum zuhörten und denen es schien, daß er mit denselben Worten wie Johannes doch ein andres sage. Und es waren zwei, die ihm folgten in seinem Schritt, und er sah sie, als er sich umwandte, gehen wie Leute, die ihren Weg nicht wissen oder wie Hunde, die ihren Herrn verloren haben. Und er sprach: „Wen suchet ihr?". . . Auf die Antwort lachte Nathanael und sagte das Sprichwort: „Was kann aus Nazaret gutes kommen!" Aber da schämte er sich schon gleich seines Lachens und seines Wortes und sagte: „An ihren Früchten sollt ihr die Bäume erkennen, nicht an ihren Wurzeln, ich werde mit euch gehen und sehen". Jesus aber war in der Nähe wartend verweilt und hatte gesehen und gehört. So sagte er zu dem herankommenden Nathanael: „Seht, ein wahrhafter Hebräer, an dem kein Fehl ist". Nathanael fragte: „Woher kennst du mich?" Jesus aber antwortete: „Bevor Philipp zu dir sprach, sah ich dich betend und lesend unter dem Feigenbaum. Und was du Philipp antwortetest, war ein großer Wille zur Gerechtigkeit und der Anfang zur Weisheit . . . . . .

3.

... Also werde ich mit ihnen essen und trinken, auf daß sie mich nicht wie Johannes einen Besessenen heißen, weil er nicht mit ihnen aß und trank. Und sie werden mich einen nennen, der Völlerei ergeben und wollten doch nicht mit Johannes des Wasser der Reue trinken und wollten lieber im Verdursten sterben. Ich aber bin gekommen, das Wasser in Wein zu verwandeln, um zu sehen, ob sie lieber vorziehn zu verdursten, als sich im Weine der Freude zu betrinken und des Herzens, das sich auftut.

Nun geschah es während des Mahles, daß der Wein zu Ende ging und die Mutter Jesu sagte zu ihm: „Sie haben keinen Wein mehr." Da sagte Jesus: „Weib, was haben deine Worte gemein mit meinen Gedanken? Der wahrhafte Wein ist nicht in den Krügen, er ist in den Herzen. Und wo immer ich verweile, da ist immer Wein. Denn ist nicht jenen, die mich hören, das Wasser selbst ein köstlicher Wein? Ist nicht das Wort Gottes aus dem offenen Herzen einem Quell gleich, der den verdurstenden Wanderer auf dem Wege überrascht und erquickt mehr als aller Wein in den Krügen?" Und derart fuhr er fort zu sprechen, daß alle um ihn saßen und ihm zuhörten und des fehlenden Weines ganz vergassen und ward so das Ende des Mahles fröhlicher als sein Beginn. Derart, daß einige sagten: „Er hat wahrhaft das Wasser in unserm Munde in Wein verwandelt". Und Nathanael sagte: „Ein andrer gibt seinen Gästen erst den guten Wein und erst nachdem diese viel davon getrunken haben, setzt er ihnen den schlechten vor. Du Meister hast den besten Wein auf den Schluß bewahrt."

Also wandelte Jesus in Cana Wasser in Wein, und die Kunde von ihm verbreitete sich und der Glaube seiner Jünger wuchs.

4.

... Und er warf die Tische der Wechsler um und sagte: „Steht nicht geschrieben ‚Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht?" Da sagten zu ihm die Schreiber: „Zeig uns das Zeichen, aus dem du solche Macht hast." Und Jesus sagte: „Zerstört diesen Tempel und ich werde ihn in dreien Tagen wieder aufrichten." Da lachten die Schriftgelehrten ... Aber Gamaliel der Sohn des Hillel war hinzugekommen und fragte: „Glaubst du, daß du mit Geisselhieben die Liebe und Gerechtigkeit kannst in die Herzen drängen?" Da schwieg Jesus, denn er mußte der Heuschrecke denken, die er in der Wüste aus den Fängen der Spinne befreit hatte und die er sterbend in Händen hielt und doch nicht retten konnte und mußte der beraubten ungesättigten Spinne denken, welche das Tote, das seine Hand ihr hinhielt, nicht fraß, weil sie nach lebender Beute gierig war und seine vergebliche Rettung der einen

Heuschrecke einer andern Heuschrecke das Leben kostete. Und so wußte er nicht ob seine Hände, welche über die Wechsler die Geissel geschwungen hatten, recht getan hatten. Gamaliel aber sagte: „Der Diebstahl ist eine Sünde und die Gewalt ist eine Sünde. Man heilt nicht die Sünde mit der Sünde." Jesus sagte darauf: „Bis hierher bist du besser als ich. Ich werde den Vater bitten, daß er mich besser mache als dich."

Da war unter den Pharisäern ein Mann namens Nikodemus, angesehen bei seinem Volke. Der kam des Nachts Jesus zu treffen und sagte: „Meister, ich sehe, du bist ein Heiland, gesandt von Gott. Denn niemand weiß so zu leben wie du und solches zu sagen und zu tun wie du und so voll Güte seine Fehler zu bekennen wie du, niemand, es sei denn Gott sei bei ihm."

Jesus aber sagte darauf: „Wahrlich, wahrlich sage ich dir, ich bin weniger als ein Kind. Ich bin in den Dunkelheiten und bin einer, der sich mühet und tastet zum Lichte. Und ich bin einer der sich mühet, aufs neue geboren zu werden. Denn alles was ich bis nun weiß ist, daß wenn einer nicht von neuem geboren ist, Gott nicht mit ihm ist." Darauf fragte Nikodemus: „Kann denn ein Mensch zurück in seine Mutter und aufs Neue ein zweitesmal aus ihr den Weg nehmen?" Jesus antwortete: „Wahrlich, wahrlich sage ich dir, wenn einer nicht im Geiste wiedergeboren ist, der wird nicht in das Himmelreich eingehen."

5.

Auf dem Wege nach Kapernaum kamen ihm Leute entgegen und wiesen ihm auf einer Bahre einen, von dem sie sagten, er sei gelähmt. Unter dem Volke erkannte Jesus viele von den Pharisäern, die ihm in der Synagoge widersprochen und ihn beschimpft hatten. Und war in ihrer Mitte einer von denen, die ihm in Nazareth nach dem Leben getrachtet hatten. Jesus aber merkte ganz wohl die Blicke, die einander die Leute um die Bahre zuwarfen, und er hörte das Lachen, das man zurückzuhalten suchte und die Worte hörte er, die man sich zuflüsterte. Er erkannte die Lüge im Herzen dieser Leute und daß sie einem armen Menschen einiges Geld gegeben hatten, damit er ihnen helfe, ihm eine Falle zu stellen. Darum wandte sich Jesus zu dem Menschen, der den Gelähmten spielte, und blickte auf ihn wie einer, der das Spiel erkannt hat und sagte leise zu ihm: „Geh hin in Frieden, mein Bruder, deine Sünde sei dir vergeben!" Darauf sagten die Pharisäer und Schriftgelehrten untereinander: „Er hat Gott gelästert!" Und der Mann aus Nazareth sagte: „Man muß ihn töten nach dem Urteil der Zeloten." Und alle sagten sie: „Wer anderer als Gott kann die Sünden vergeben?" Jesus aber hörte was die einen flüsterten und die andern schrien und er sprach zu ihnen: „Warum sind schlechte Gedanken in euren Herzen und Haß und Zorn auf euren bebenden Lippen? Denn

welches ist das leichtere: diesem Manne zu sagen, deine Sünde wider mich sei dir verziehen oder, da deine Glieder ja gesund sind wie die meinen, erhebe dich und geh — ? Aber den Bösen ist alles böse und meine Güte selbst ist euch ein Aergernis und ihr begreift nicht, daß ich diesem armen Menschen eine Schande ersparen wollte. Und da ihr nun dieses wisset, daß der Menschensohn nicht in die Falle eurer Lüge ging, spreche ich zu diesem Menschen hier: Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause." Da erhob sich der Mensch voll Scham und nahm sein Bett und machte sich auf den Weg nach seinem Hause. Und alles Volk, das hinzugeeilt war und die Worte Jesu nicht hörend aus einigem Abstand zusah, lief hin und erzählte: „wir haben den Heiland gesehn. Er hat vor unsern Augen einen Lahmen geheilt durch die Kraft seines Wortes."

6.

. . . Aber als es Tag wurde, traten einige Jünger auf ihn zu und sagten: „Wähle zwölf unter uns, auf daß sie herrschen über die zwölf Stämme, wenn dein Reich gekommen sein wird." Und Jesus sprach darauf: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Und ihr seid zu mir gekommen, um von mir Gutes zu empfangen und eben das Gleiche andern zu tun, nicht aber, damit die andern zu unterdrücken, indem ihr über sie herrschet. Aber es sei nach eurem Willen. Ich will zwölf von euch auswählen, auf daß sie die Diener ihrer Brüder seien, wie ich euer Diener bin. Denn es muß jener, der da stark ist, mehr Arbeit tun, als der andere, der schwach ist, auf daß er ihm die Last erleichtere. So nehme jeder, der mich liebt und der mir gleichen will, so viel er vermag von der Last seiner Brüder auf sich." Und Jesus wählte zwölf, damit sie mit ihm seien und er sie senden könne, die gute Botschaft zu verkünden, auf daß sie die Herzen heilen und die bösen Gedanken verjagen.

7.

. . . Blickte auf alles Volk und sprach: „Selig seid ihr Armen, denn euer ist das Himmelreich. Selig seid ihr Hungernden, denn ihr werdet gespeiset werden. Selig seid ihr Weinenden, denn ihr werdet in der Freude jauchzen." Aber inmitten des Volkes erhob sich laut eine Stimme und alles wandte sich dem zu, der da laut sprach und alles Volk um Haupteslänge überragte. Er nannte sich Zacharia, Sohn des Judas von Gamala. Ehmals war die Menge seinem Vater gefolgt und nannte ihn Christus und König der Juden. Aber der Cäsar hatte Soldaten geschickt gegen Judas von Gamala wie gegen viele andere, die sich zu Königen ausriefen und er wurde getötet, wie alle, die ihm folgten. Zacharia aber hatte seines Vaters Werk aufgenommen und er erlaubte nur Gott den Namen des Herrn und verbot, Abgaben und Zins an die Römer zu zahlen. Ueber ganz Galiläa verkündete er den Tag

der Vergeltung und die Nähe des Gerichtes. Er hatte Jesus erst geliebt, da er ihn seinem Werke dienend glaubte. Aber da er sah, daß Jesus den Frieden verkündigte und nicht gegen den Cäsar und die Steuer sprach, da war er der Feind des Herrn geworden. Also erhob er sich nun und schrie mit lauter Stimme: „Unglück über die Reichen, denn sie haben ihre Tröstung schon empfangen. Unglück über die Gesättigten, denn wir werden sie in den Hunger stürzen. Unglück über alle, die jetzt lachen, denn wir werden sie zum Weinen bringen." Da hob Jesus die Hand und sagte: „Liebet eure Feinde und tut denen Gutes, die euch hassen. Segnet jene, die euch hassen und betet für jene, die euch beleidigen." Zacharia aber schrie: „Kinder Israels, fliehet die Worte dieses falschen Israeliten und dieses feigen Jesus von Nazaret. Und kommt mit den Starken, auf daß ihr stark werdet und brecht mit Gewalt die Tore des Reiches auf, denn eure Feinde stehen, sich dagegen stemmend, dahinter und hindern, daß ihr die Tore öffnet." Und das Volk hörte ihn mit Zuruf und Beifall. Da stieg Jesus auf den Berg und seine Jünger folgten ihm. Und Jesus dachte bei sich, daß die Stunde des Herren noch nicht gekommen sei, das Herz der Spinne zu wandeln und daß ich ihr sagen kann: iß das Gras und das wildwachsende Kraut, auf daß es dich nicht mehr nach der lebenden Heuschrecke lüstet. Und da er auf den Gipfel des Berges gekommen war, verharrte er lange in Schweigen und seine Jünger schwiegen mit ihm. Und waren welche da, die auf sein Wort warteten, wie die trockene Erde auf den Regen. Und andere hatten noch die Worte des Zacharia in ihren Herzen und es schlug ihnen daraus wie Flammen ins Gesicht. Das sah Jesus und begann zu sprechen: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich." Aber da unterbrach ihn Nathanael und fragte: „In der Ebene sagtest du: Selig sind die Armen. Nun verkündest du selig sind die Armen im Geiste. Warum hat sich dein Wort geändert und was bedeutet das neue Wort?" Jesus aber sagte: „Man siehet weniger in der Ebene von den Dingen, als auf dem Gipfel des Berges. In der Ebene, da war ich einer, der nur wenig sah und mein Wort zögerte und ich sprach zu dem Volke nach seinem Verstande, wie ich meinte. Sagte ich ihm, selig sind die Armen, so verstand es aber Untergang über die Reichen. Sie verlangten Böses. Aber die Armen, zu denen ich unten sprach, gleichen den Reichen: sie sind unglücklich im gleichen Unglücke. O Jammer über alle Knechte des Reichtums! Aber es ist die Knechtschaft von zwei Arten. Die einen sind die Knechte und Sklaven dessen, was sie besitzen, aber viele sind die besessenen Sklaven dessen, was sie nicht besitzen und das sie begehren. Die Furcht vor dem Verluste und die Furcht nicht zu erwerben, ist sie nicht die gleiche Furcht? Der mit einer schweren Last auf dem Rücken geht, der macht die Last nicht leichter, wenn er sie von einer Schulter auf die andere legt oder nach oben bringt was unten, nach unten, was oben liegt.

Selig ist nur der allein, der die Last abgeworfen hat und auch die Erinnerung an die Last und der befreiten Herzen ist. Selig sind jene, die nach der Gerechtigkeit dürsten und sich nicht mit dem Blute der Gewalt den Durst stillen. Denn welche sich gerecht glauben und welche die Gewalt wollen, sind Ausgehungerten gleich, die daran verzweifelnd, je Brot zu treffen, sich Steine in den Mund stecken, und damit Gott versuchen. Aber Gott wird um ihrerwillen kein Wunder tun, und sie werden sich an den Steinen die Zähne ausbeißen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Ihr, meine Brüder, ihr seid das Salz der Erde. Aber wenn das Salz seine Würze verliert, womit soll man sie ihm wiedergeben? Und wenn die Gerechtigkeit Gewalt wird, womit soll man dann die Gerechtigkeit wieder herstellen? Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, noch es zu vollenden. Denn ich frage euch, ist das Gesetz eine Stadt, in die man gelangen will? Oder ist es nur ein Weg, dem man folgen kann? Das Gesetz ist ein Weg zur Gerechtigkeit. Die in der Stadt angelangt sind, gehen keinen Weg mehr und es ist so, als ob sie allen Weg gegangen wären. Und die in die Gerechtigkeit gelangt sind, die mögen das Gesetz in ihrem Herzen aufgeben; denn sie haben es erfüllt und es ist ihnen zu nichts mehr nütze und ist ihnen zum Schaden. Es gehet aber der Weg bis zu der Stadt, in der Stadt selber ist kein Weg mehr. Bleibet und verharret nicht außer den Mauern, tretet ein und verharret in der Stadt der Städte. Denn ich sage euch in Wahrheit, wenn eure Gerechtigkeit nicht mehr ist als jene der Schriftgelehrten und Pharisäer, dann werdet ihr nicht eintreten in das Himmelreich.

Es steht in der Schrift: Du sollst nicht töten und der da tötet, soll vom Richter gerichtet werden. Ich aber sage euch: wer sich gegen seinen Bruder erzürnt, der wird vom Richter gerichtet werden, und wer sich mit Verachtung von seinem Bruder wegwendet, der wird vom Synedrion gerichtet werden, und der seinen Bruder mit den absichtlichen Worten kränkt, auf den wird das Feuer Gehennas fallen.

Denn der Vater will, daß seine Söhne in Frieden leben. Und wenn in den Schriften steht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, so sage ich euch, schlaget den nicht, der euch schlägt, aber saget ihm: „Bruder, du hast mir nicht weh getan. Mußt du mich noch einmal auf die andere Backe schlagen, damit du fühlest, daß du dir selber weh getan hast?“ Ich sage euch, liebet eure Feinde, denn sie sind des gleichen Vaters wie ihr, nur daß sie es nicht wissen. Und aus Liebe sagen wir ihnen, was sie nicht wissen und was unser Herz schon weiß; wir sagen es ihnen nicht aus Haß. Gott läßt seine Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgehen und den Regen fallen auf Gute und Böse. Wenn ihr nur die liebet, die euch lieben, welchen Verdienstes wollt ihr euch da rühmen? Es tun dieses auch die Zöllner und Ungläubigen. Und wenn ihr nur jene liebet, die euren Kampf kämpfen, so ist dieses

noch nicht die Liebe. Denn solches tun auch die Soldaten eines Heeres und die Räuber einer Bande.

Sammelt nicht Schätze für Räuber, Wurm und Fäule, sondern es werde jeder von euch ein wachsender Schatz, in den kein Räuber, kein Wurm und keine Fäule eindringen kann. Denn dort, wo dein Schatz ist, dort ist auch dein Herz. Laß deinen Schatz nirgends anders als in deinem Herzen sein, und sorge dich nicht um Hab und Gut. Denn das Verlangen nach Reichtum, das ist das Uebel der Armut und diese selber. Sorge dich um das Reich Gottes und der Gerechtigkeit und alles andere wird dir geschenkt sein. Denn die Ungerechtigkeit entkleidet Tausende, die frieren, und läßt einen Reichen unter der Last von tausend Kleidern stöhnen. Und die Ungerechtigkeit wirft auf einen Tisch alle Nahrung und läßt Einen an Ueberfluß sterben und Tausende an Mangel verhungern. Glaubet aber nicht, daß die Gerechtigkeit nur Nahrung und Kleider gebe, denn diese sind die geringsten ihrer Gaben. Die Gerechtigkeit gibt die Liebe als bessere Nahrung denn Brot und sie legt sich wärmer um das Herz als der Mantel den Leib wärmt. Denket nicht an das Morgen in Unruhe, denn als viele morgen reich sein wollen, verfallen sie heute dem Tode.

Dieses aber sage ich euch: wer immer meine Worte mit den Ohren und Herzen hört und danach lebt, der gleicht einem Manne, der sein Haus auf den Felsen gebaut hat und Wind und Regen können ihm nichts anhaben. Wer aber nur mit den Ohren meine Worte hört und nicht nach ihnen lebt und auch der, der meine Worte nur nachspricht und denen sagt, die ihm begegnen, der gleicht einem, der sein Haus auf Sand gebaut hat und Regen und Sturm werden es hinwegschwemmen.

8.

Einmal war eine große Menge um Jesus und waren aus vielerlei Städten gekommen und wollten ihn zum Könige machen. Da sprach er dieses Gleichnis: „Das Himmelreich gleicht einem starken Mann mit gesunden Gliedern. Der traf einst einen Lahmen, der sich auf zwei Krücken schleppte. Und sagte der Lahme zu dem Starken: Du tust mir leid in deiner Armut, denn du hast nicht einmal eine Krücke. Komm in mein Haus und ich will dir ein Paar Krücken schenken. Und der Starke lachte und sprach: Ich bedarf deiner Krücken nicht. Und die das hörten, gaben ihm recht, denn der Lahme war nicht nur lahm, sondern auch ein Narr.“ Da sagte einer aus der Menge zu Jesus: „Nicht alle die reich sind, gehen auf Krücken.“ Und ein anderer sagte: „Weder der Cäsar noch Herodes Antipas hinken.“ Jesus aber antwortete ihnen: „Nehmet dem Reichen seine Reichtümmer, nehmet dem Herodes sein Statthaltertum und dem Cäsar sein Reich und dann sehet, ob sie sich weinend beklagen oder ob sie sich nicht beklagen. Weinen sie nicht, dann hatten sie Krücken nicht anders

als ein Hindernis. Aber wenn sie weinen, dann sind sie Krüppel und unfähig." Und wieder unterbrach einer Jesus und rief: „Ich bin glücklicher als die Armen, weil ich reich bin." Jesus sagte ihm darauf: „Du bist nur weniger unglücklich als der Arme, der nach dem Reichtum begehrt, denn dieser ist hinkend wie du, nur hat er keine Krücken. Und es ist ein böser Geist in ihm, der ihn von dem leiden macht, was du besitzest. Und ist ein böser Geist in dir, der darüber dich freuen macht, daß du besitzest, was der andere begehrt. Darum bist du weniger unglücklich als der Arme, aber du bist nicht glücklich. An dem Tage, da Gott dich stark machen wird, wirst du deine Krücken von dir werfen und dein Geld den Armen geben. Denn es sind die Hände der Armen die Hände Gottes, die er dir bittend hinhält, auf daß du ihnen etwas gebest, um Alles dafür zu bekommen."

9.

Es war ein anderes Mal, daß Jesus von der Liebe sprach und jener Zacharia aus der Menge sagte: „Du kannst die Armen nicht lieben, wenn du nicht die Reichen hassest. Du kannst Israel nicht lieben, wenn du nicht die Römer hassest, die Israel unterdrücken. Wenn deine Liebe nicht nur auf den Lippen ist, dann komm mit uns und bekämpfe mit uns die Feinde deiner Brüder." Darauf aber sprach Jesus: Die Kinder des Friedens kämpfen nicht mit den Waffen der Kinder des Krieges. Kämpfen die Kinder des Friedens mit den Waffen der andern, so sind sie besiegt schon vor dem Kampfe. Und was liegt an dem Ausgang des Kampfes, wenn sie Kinder des Krieges geworden sind? Ich sage dir die Wahrheit, Du hast keine anderen Feinde als die Feinde der Reichen und der Steuereinnehmer und der Römer. Denn dein Feind ist dein Herr, und du bist wie jene ein Sklave des Reichtums und ein Knecht des Hasses. Befreie dich von deinem innern Feind und du kannst die Armen und die Reichen befreien und du wirst erkennen, daß kein Menschensohn dein Feind ist und jeder dein Bruder." Aber eine große Menge Volkes wandte sich dem Zacharia zu und Jesus wurde traurig, da er solches sah und unter seinen Jünger waren welche, die . . . . . Da trat aus der Menge einer auf Jesus zu, trug Stab und Schattenhut, wie Leute auf der Wanderschaft und sprach zu ihm mit der Stimme eines fremden Volkes von der griechischen Küste. Der sagte: „Deine Worte sind neuartig denen, die sie vernehmen. Ich habe sie aber oft gehört in anderen Ländern, wo ich weilte und woher ich komme und wohin der griechische Alexander seinen Fuß nicht gesetzt hat. Und sind da in diesem Lande viele tausende Propheten, welche die Liebe und die Barmherzigkeit verkünden." Da erhob sich Jesus, ging auf den Fremden zu, umarmte ihn und sprach: „Sei gegrüßt Bruder und bedankt für deine frohe Botschaft." Der Fremde aber blieb unter den Jüngern des Meisters und es war sein Name Apollonios.

10.

Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Das Himmelreich gleicht einem, der auf einer verlassenen Insel wohnt. Er kannte weder Vater noch Mutter, noch hat er je eines Menschen Antlitz gesehen außer sein eigenes im Wasserspiegel. Er sprach zu den sanftesten der Tiere, die ihn ansahen, als ob sie ihn hörten, aber sie hatten nicht Ohren ihn zu hören. Und an jedem Abend sah er vom Strande aus in die Ferne, und er hörte sein Herz brausen wie den Wind in einer leeren Muschel. Und die Angst überkam ihn, es möchte kein Mensch sonst auf der Erde sein, und er weinte. Da warf ein Seesturm einen Schiffbrüchigen sterbend auf die Insel und der Einsame pflegte ihn wie einen wiedergefundenen Bruder. Der Schiffbrüchige starb, aber er wies in die Ferne, daß dort Menschen seien. Von der Stunde an flossen dem Einsamen die Tränen nicht mehr aus Verzweiflung, sondern aus Hoffnung, denn er wußte, daß auf der andern Seite des Meeres Brüder wohnten, die ihm gleichen."

. . . Sagte (Jesus) zu Petrus: „Kleingläubiger, warum zweifelst du? Du bist ein Stein, der geschlagen Feuer gibt, aber dieses Feuer hat keine Dauer. Und du nimmst mehr, als du halten kannst, denn du weist nichts von dir und nichts von dem um dich. Du glaubst, man könne auf dem Wasser schreiten, weil ich mich von allem Gewicht befreit habe und nicht die Schwere des Begehrens trage. Du aber begehrst die Dinge dieser Welt. Doch hat meine Hand dich gestützt und so wird dich mein Wort vielleicht noch retten, wenn du es so stark erfaßest, wie in deinem Traume du meine Hand faßtest. Solange du glaubst, ich sei gekommen diese Welt aufzuteilen, kann meine Hand, die dich liebt, nicht retten. Solange du glaubst, ich sei gekommen, um mit dir die Zukunft dieser Welt zu beherrschen, wirst du in das Wasser sinken, das sich öffnet. Denn die Zukunft dieser Welt ist schwer, und ich weiß nicht, ob ich bei meiner Wiederkunft den Glauben auf ihr noch finde. Aber wenn ich auf dem Wasser wandle, so darum, weil mein Reich nicht von dieser Welt ist." Da fragte Petrus: „Sag, Meister, auf welcher Welt wirst du mir den Thron geben, auf den ich hoffe?" Sagte aber Jesus: „In deinem Herzen." Petrus glaubte, der Herr wolle ihn auf die Probe stellen, und so rief er: „Wie auch immer deine Worte seien, Herr, ich glaube an dich." Und Jesus lächelte voll Hoffnung. Denn aus Liebe hatte er Petrus nicht verstanden.

. . . Und wenn ihr in ein Haus tretet, so grüßt es mit den Worten: „Der Friede sei mit diesem Hause." Aber fraget euch nicht, ist dieses Haus auch würdig, meinen Frieden zu empfangen? Denn es muß euer Herz fähig sein, überallhin den Frieden zu bringen. Gleichet dem guten Baume. Es macht ihm keine Sorge, ob seine Frucht von der Hand eines guten oder eines schlechten Menschen gepflückt werden wird, sondern er gibt seine Früchte, wenn die Zeit gekommen ist. Wo man euch nicht

aufnimmt oder euch nicht hört, da betet, daß der Vater die zu harten Herzen erweiche. Aber schüttelt nicht den Staub eurer Füße gegen das Haus und die Stadt, die euch nicht empfangen. Denn der Wind wirft den Staub auf jene, die ihn abgeschüttelt haben. Sehet, so schicke ich euch, da ihr es verlanget, wie Lämmer unter die Wölfe. Aber hütet euch, daß inmitten der Bösen eure Güte nicht Bosheit wird, denn viele, welche die Liebe predigen wollten, sind voll Haß geworden, als man sie haßte. Der den Frieden sät, darf nicht zum Schwerte greifen, denn davon allein ist er schon besiegt. Man wird euch vor die Großen und Mächtigen dieser Erde schleppen und beschuldigen, aber habet da nicht Sorge um das, was ihr sagen sollt, sondern hört allein auf die Stimme eures Herzens, die ihr nicht auswendig zu lernen brauchet. Denn es spricht der Mund aus der Ueberfüllung des Herzens, und ihr werdet das Rechte sagen, wenn euer Herz voll Liebe und Mut ist. Denn wahrlich sage ich euch, ihr müßt Mut haben so viel wie ihr Liebe habet. Denn es führen die Menschen Krieg gegen den Frieden, und so ist es, daß der, der den Frieden bringen will, den Krieg bringt. Also sage ich euch, daß ich nicht gekommen bin, den Frieden zu bringen, sondern den Krieg. Denn wer seinen Vater oder seine Mutter mehr liebt als die Liebe und wer um die Liebe zu Vater und Mutter willen den Nächsten mit Haß verfolgt, der ist meiner nicht würdig. Und wer sein Kind mehr liebet als die Liebe und um der Liebe zu seinem Kinde willen den Nächsten mit Haß verfolgt, der ist kein Kind des Friedens und der Liebe und ist meiner nicht würdig."

11.

Da seine Jünger den Leichnam des Johannes ins Grab gelegt hatten, kamen sie zu Jesus und erzählten ihm vom Tode ihres Meisters durch Herodes, und einige blieben bei Jesus. Viele aber gingen zu Zacharia und andere wieder wurden Jünger des Messias Simon, und diese waren Samaritaner. Einige aber sagten: wir sind Jünger des Johannes und wir taufen in seinem Namen. Als bald darauf Herodes in einer Schlacht erschlagen wurde, sagten viele, daß der Messias Johannes sich an ihm räche. Denn es begann sich zu verbreiten, daß Johannes der Gesalbte des Herrn gewesen sei, den der Prophet Isaias verkündet habe. Jesus aber verließ das Reich des Herodes und hielt sich einige Zeit verborgen in Höhlen auf dem anderen Ufer des Sees Genezaret. Aber er verließ bald wieder sein Versteck und predigte von einer Barke aus oder flüchtete auf eine Barke, wenn die Soldaten des Herodes sich näherten. So sprach er einmal zum Volke bis in den Abend und es war viel Volk um ihn versammelt. Da näherten sich ihm seine Jünger und sprachen: „Meister, schick das Volk in die nahen Dörfer, denn es ist spät und die Gegend ist einsam. Sie mögen in den Dörfern Speise finden, denn die meisten haben nichts zu essen." Aber Jesus sagte: „Und ihr, wie viele Brote habt ihr bei

euch?" Sie zählten und sagten: „Es sind fünf Brote und zwei Fische." Die nahm Jesus, hob die Augen zu Himmel und dankte Gott. Dann brach er die Brote und zerlegte die Fische und gab sie seinen Jüngern, daß sie sie unter der Menge verteilen. Zu der Menge aber sprach er: „Sehet, wir haben fünf Brote und zwei Fische. Ich brach sie, damit sie euch verteilt werden wie auch die Fische, und ich behalte nichts für mich und meine Jünger. Wollt ihr aber, daß wir essen, dann mögen uns jene, die zu essen mitgebracht haben, von dem ihren geben." Da kamen jene, die Speise mit sich gebracht hatten und legten es Jesus zu Füßen. Und waren voller Freude, so zu tun. Jesus aber sprach zu ihnen: „Fühlt ihr nicht in dieser Stunde, daß Geben seliger ist denn Nehmen?" und er hieß alle sich auf das Gras setzen und es war Volkes da in Reihen zu Hunderten und Fünfhunderten. Und ließ an alle durch seine Jünger die Nahrung verteilen. Alle aßen und sättigten sich, und man sammelte zwölf Körbe voll mit den Resten und waren an Fünftausend, die gegessen hatten.

12.

Jesus sagte zu dem Volke: „Der weder unter den Menschen noch unter den geschriebenen Gesetzen einen Herrn hat, der ist nicht mehr ein Sohn der Knechtschaft, sondern ein Kind Gottes. Wenn ihr mich liebt, so gebet auf, Knechte des geschriebenen Gesetzes zu sein, auf daß ihr in Gott eingehet." Und er erzählte dieses Gleichnis: „Das Himmelreich gleichet der Sonne, aber das Reich der Gesetze ist wie die Lampe des Armen, der wenig Oel hat. Nun sehet, welchen Lichtes ihr teilhaftig sein wollt. Wollt ihr die Kinder und Strahlen der trüben Lampe sein oder die Strahlen der Sonne? Ich will ein Kind und Strahl der Sonne sein, und darum bin ich unter euch und bin doch im Himmelreich, denn die Strahlen stehen auf der Erde und sind doch fest an die Sonne gebunden und verlassen sie nimmer. So bleibe und weile ich bei Gott und bin sein und bin doch hier unter euch, und so ist das Wort an euch, daß ihr hier bleibend und verweilend zu Gott den Vater kommen sollt, an seiner Brust zu liegen. Und nichts auf Erden kann die Strahlen beschmutzen, denn sie vergolden selber das Schmutzige, das ihnen fremd bleibt. So kann ich die Speise nehmen, ohne mir nach dem Gesetze die Hände zu waschen bis zu den Ellenbogen und kann von Gethier essen, was das Gesetz zu essen verbietet. Und kann die Pharisäer hören, ohne daß ich etwas von ihren Lügen mit mir weg trage. Denn es trägt der Strahl nichts von dem Schmutze zur Sonne, den er beleuchtet." Da sagte Petrus: „Meister ich liebe dich und ich liebe das Gesetz. Ich will dir folgen und will doch auch dem Gesetz folgen." Jesus aber sprach: „Das Gesetz ist ein Totes, ich bin das Leben. Und wer immer ein Gesetz im Namen seines Herzens aufhebt, der ist eine Quelle des Lebens. Petrus Simon, du kannst

nicht gleichzeitig unter Lebenden und Toten leben. Du mußt wählen, Sohn des Jona, und wenn du mir folgen willst, so laß die Toten die Toten begraben."

Und Jesus begab sich an die Grenzen von Tyrus und Sidon, um seinen Feinden zu entfliehn. Er trat in ein Haus und wollte nicht, daß man es erführe. Aber er konnte sich nicht verborgen halten. Und er fragte seine Jünger: „Was sagen die Menschen über mich?" Und sie antworteten: „Die einen sagen, du seist Johannes der Täufer, die andern du seist Elias, andere wieder du seist Jeremias." Er schüttelte sein Haupt und fragte: „Und ihr, was saget ihr, daß ich sei?" Da sagte Petrus: „Du bist der Heiland und Retter, der Sohn des lebendigen Gottes." Jesus aber sagte darauf: „Simon, Sohn des Jona, es ist dein Leib und dein Blut und deine Herrschsucht, die dich dieses sagen lassen. Und du sprichst von mir wie viele Zeloten und wie Zacharia und wie viele Samaritaner von Simon dem Magier sprechen, der jeden Tag tausend Lügen redet. Wahrlich, wahrlich sage ich dir Petrus, nenne keinen Christus, denn der Christus ist nicht sichtbar mit den Augen des Leibes, aber an dem Tage, da deine Herrschsucht dich verläßt und du aufhörst, dich künftig auf einem Throne sitzen zu sehen, an dem Tage wirst du wissen, daß der Christus das Wort des Herrn ist und daß dieses Wort die Liebe ist und daß das verheißene Reich nicht ein Reich ist, wie du es kennst, mit einem Volk das zittert, mit Königen und Soldaten, sondern das ist ein Reich in den Herzen und daß du, vom Reich Christi sprechend, von einem Reiche der Liebe und der Gerechtigkeit redest. Wisse Simon, daß Christus dann auf der Welt ist und gekommen, wenn kein Mensch mehr über den andern Herrschaft übt und alle Menschen Brüder sind und jeder aus seinem Herzen sagen kann: Ich bin der Sohn Gottes." Dieses hörte Petrus mit den Ohren des Leibes, aber er verstand nicht in seinem Herzen und er dachte bei sich: man hat viele Christus genannt, ich werde ihm einen größeren Namen geben, denn er ist größer als die andern die man Messias nannte. Und da er die Gerechtigkeit und die Liebe ist, so verkündet er sein Reich, wenn er das Reich der Gerechtigkeit und der Liebe verkündigt, und ich, der erste seiner Jünger, werde in diesem Reiche der erste unter jenen sein, die mit ihm herrschen werden. Denn ich habe alles für ihn geopfert und es ist nur gerecht, daß ich dafür belohnt werde. Dann sagte er laut zu Jesus: „Meister, du hast mich Petrus genannt, wohl weil du auf diesem Stein dein Reich aufbauen willst." Jesus aber lächelte und sprach: „Ich gab dir schon viel kostbarere Schlüssel und du konntest nicht aufschließen. Ich gab dir die Schlüssel des Himmelreiches und du tratest nicht ein und dachtest an dein irdisches Reich und den Thron. Aber es wird ein Thron vielleicht ein Kreuz sein. Denn immer hat man die, die von der Liebe sprachen, verfolgt." Da zog Petrus den Herrn beiseite und sagte lächelnd zu ihm: „Das wird schon, so Gott will, nicht sein." Jesus aber wandte

sich und rief: „Weiche von mir, Satan!“ Und zu seinen Jüngern sagte er: „Der mir folgen will, der nehme das Kreuz auf sich. Denn wer denkt, sein Leben zu retten, der hat es schon verloren, denn er ist kein Lebender mehr, sondern ein Bebender in Angst. Wer aber bereit ist, sein Leben zu verlieren, der hat sein Leben gefunden und ist ein Sohn Gottes.“

13.

Petrus, Jakobus und Johannes weilten unter dem Berge, auf dessen Höhe Jesus betete. Und sie sprachen untereinander und nannten Jesus den Christus und verglichen ihn mit Moses und Elias. Und sie sagten: „Christus Jesus spricht zum Ewigen auf dem Berge, wie Moses zu ihm auf dem Sinai sprach. Und als Moses niederstieg, da strahlte sein Antlitz im Glanze. Unser Herr wird zu uns niedersteigen und erglänzen wie Moses vom Ruhme des Ewigen. Denn alles, was Moses getan hat, hat es dieser nicht auch vollbracht? Gehorchen ihm nicht die Wasser wie Moses? Hat er nicht das Volk gespeist wie Moses in der Wüste?“ Und über diesen Worten schliefen sie ein. Und Petrus träumte nach seiner Art von Ruhm und großem Bedeuten. In seinem Traume erstrahlten die Kleider Jesus wie das Licht und sein Antlitz glich der Sonne. Und Moses und Elias erschienen und nahmen ihn mit sich in eine Wolke, daraus eine Stimme sprach: dies ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Und als Petrus dies träumte, berührte ihn Jesus, weckte ihn auf und sagte: „Steh auf, wir wollen zu Tal steigen.“ Petrus aber schlug die Augen auf und sah Jesus mit zwei Männern. Und im aufgehenden Sonnenlicht erglänzten die Gesichter und Kleider. Da sagte Petrus: „Herr, hier ist gut sein. Hier wollen wir, wenn du willst, drei Hütten bauen, eine für dich, eine für Moses und eine für Elias.“ Denn er wußte nicht was er sprach und war schlaftrunken und von Angst erfüllt. Jesus sagte zu ihm: „Weshalb sprichst du von Moses und Elias? Siehst du nicht, daß ich mit Jakobus und Johannes bin, die vor dir aufgestanden sind?“ Da erzählte Petrus seinen Traum, und die beiden Jünger Jakobus und Johannes erschraken, denn auch sie hatten von Moses und Elias geträumt. Aber ihr Traum war ihnen verwirrt und sie konnten ihn nicht festhalten, wenn sie ihn fangen wollten. Nun aber waren sie sicher, das gleiche wie Petrus gesehen zu haben. Jesus aber verbot ihnen davon zu erzählen. Da fragte Petrus: „Warum erlaubst du nicht, daß ich die Wahrheit sage?“ Jesus aber sprach: „Deine Wahrheit, Petrus, ist nicht wahr. Ich spreche von Träumen als von Träumen und rede in Gleichnissen und sage es sind Gleichnisse.“ Und Johannes sagte: „Der Meister spricht recht, man soll es nicht sagen, denn es würde das Volk gegen ihn erzürnen und man wird den Herrn zu Tode bringen.“ Aber Petrus sprach: „Wird da Gott nicht seine Engel schicken, zwölf Legionen, um ihn zu verteidigen?

Und wenn der Prophet sterben soll, dann wird es so nötig sein, denn Gott wird ihn auferstehen lassen von den Toten." Da sprach Jesus leise zu ihm: „Sage dies niemandem bis zu der Stunde, da ich von den Toten auferweckt wurde."

Am Fuß des Berges trafen sie auf die andern Jünger, denen Petrus alles erzählte, und alle staunten und freuten sich, indem sie sagten: „Welcher Ruhm ist uns im Reiche vorbehalten!" Und sie begannen bald untereinander zu streiten, wer von ihnen der größte ist. Jesus hörte vieles von dem was sie sprachen und schwieg. Da sie aber nach Kapernaum kamen, begegnete ihnen ein Kind, das nahm Jesus bei der Hand, führte es in das Haus und sprach mit ihm. Alle Jünger aber waren ihm nachgefolgt, und da stellte er das Kind vor sie hin und sagte: „Wahrlich ich sage euch, wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehn. Denn wie soll der, der größer sein will als der andre in das Reich eingehen, wo alle gleich sind? Und der seine Brüder zum Sklaven machen will, wie soll der Brüder haben?" Petrus aber sagte: „Ich will nicht, daß die andern größer sind als ich. Und ich muß ein Schwert tragen und unter jenen sein, die ein Schwert an der Seite führen. Und wenn ich nicht mehr bin als die andern, so werden die andern mich unter ihre Füße treten." Und Judas sagte: „Petrus spricht recht. Denn wenn ich meinem Beleidiger verzeihe, so rufe ich die Beleidigung. Und der sich klein macht, der wird von allen als Sklave behandelt werden." Darauf sagte Jesus: „Wie könnt ihr euch meine Jünger glauben, da ihr solches sagt? Ich, ich vergebe meinen Brüdern, wenn sie mich beleidigen und habe mein Herz einfach gemacht wie das Herz dieses Kindes." Petrus aber sagte: „Herr, ich will gern sein wie du willst, auf daß ich mit dir in das Reich eingehe und du mich nicht vergissest, wenn du die Plätze für jeden bestimmst. Ich will gerne für eine kleine Weile wie ein Kind sein, um dann für immer groß zu sein. Und will siebenmal dem verzeihen, der mich beleidigt hat." Jesus aber sagte: „Nicht sieben, sondern siebzig mal sieben und mehr noch oft mußt du ihm verzeihen, wenn es sein muß. Und wenn ein solches Leben nicht möglich ist, ist es dann nicht besser aus Liebe zu sterben und um die Liebe hinzuschütten und zu verbreiten? Da werden die Menschen sagen, indem sie solches sehen: Was ist das denn nur für eine Liebe und um was gilt sie mehr als das Leben, daß diese ihr Leben für diese Liebe hingeben? Und sie werden von unserer Liebe kosten und sie werden fürder nichts anderes mehr essen wollen." Da sagte Simon Petrus zu Judas: „Wir wollen ihn nicht sterben lassen, wir wollen ihn zum König machen." Judas aber dachte bei sich, man muß ihn zum König ausrufen und muß ihn vor den Obersten verklagen. Dann wird alles Volk aufstehn für ihn und er wird das Reich gründen müssen, auf das wir lange genug warten. Und er sagte zu Petrus: „Wir werden das Reich gründen, Simon, auf daß uns Ruhm und Ansehn werde."

14.

In dieser Zeit erzählte Jesus dem Volke das Gleichnis vom Hirten der hundert Lämmer, der ein Lamm verloren hatte, und das Gleichnis der Frau, die zehn Drachmen besaß und eine Drachme verlor, und vom Vater zweier Söhne, der einen Sohn verloren hatte. Und er sprach von der Freude des Hirten, der das eine verlorene Lamm wieder fand, und von der Freude der Frau über die wiedergefundene Münze, und davon, wie der Vater das fette Schaf schlachtete, als der verloren geglaubte Sohn reuevoll wiederkehrte in sein Haus. Und sprach noch in vielen Gleichnissen vom Reiche Gottes. Da fragten die Pharisäer, wann das Reich komme und Jesus antwortete darauf: „Das Reich Gottes kommt nicht Einem und man wird nicht sagen, hier ist es, oder dort ist es. Denn das Reich Gottes ist nicht außer den Menschen sondern in ihnen, und jeder kann es erst nur in sich selber wahrnehmen. Aber es wird ein Tag kommen, da ein jeder es in sich selber wahrnimmt, und da wird man es auch in den andern wahrnehmen, und es ist mit diesem Innern des Reiches, daß das Aeußere des Reiches Gestalt haben wird. Höret nicht auf jene, die sagen, der Christ ist hier oder der Christ ist dort, denn der Christ ist nicht mit dem Auge des Leibes zu sehen, denn er ist das Wort und das Wort ist nur mit den Ohren des Herzens zu hören. Sehet nach eurem Herzen und haltet es so, daß es das Wort, welches der Christus ist, vernimmt. Wenn eine Hochzeit im Dorfe ist, da beleuchtet man das ganze Dorf. Wie aber beleuchtet man ein Dorf? Sehet, ein jeder steckt im Fenster seines Hauses ein Licht auf, und so sind alle Häuser erleuchtet, und ist die Straße voller Licht. Zünde ein jeder in seinem Herzen das Licht an, und es wird überall auf Erden nur Licht sein, ein Licht über alle Welt."

Da brachten sie eine Frau vor ihn und sagten: „Meister, diese wurde bei einem Ehebruch betreten. Das Gesetz Mosis befiehlt uns, die Ehebrecher zu steinigen. Was ist dein Denken dazu?" Damit wollten sie Jesum versuchen, um nachher sagen zu können: dieser Mensch heißt das Verbrechen gut oder dieser Mensch zerstört das Gesetz. Jesus aber beugte sich und schrieb mit dem Finger in den Sand, und er schrieb ein Wort, daß er oft zu sagen liebte: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Da sie aber fortfuhren, ihn zu fragen, sagte er: „Der unter euch, der ohne Schuld ist, der ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie." Und wieder beugte er sich vor und schrieb in den Sand. Aber er schrieb dieses Wort: „Wer mit dem Gesetz tötet, wird durch das Gesetz zugrunde gehn". Aber es waren alle Worte des Meisters in den Sand geschrieben, denn er fand nie neben sich den Marmor eines tiefen und festen Herzens. Da gingen die Schriftgelehrten und Alten hinweg und Jesus blieb mit der Ehebrecherin allein. Da richtete er sich auf und da er niemanden sonst sah als die Frau, so sagte er: „Wo sind die, die

dich angeklagt haben? Hat keiner dich verurteilt?" Und sie sagte: „Keiner, Meister." Und Jesus sagte zu ihr: „Auch ich verurteile dich nicht, denn ich kenne die Worte des Verdammens nicht. Und vielleicht hast du nur gegen das Gesetz gefehlt, dieses aber ist keine Sünde. Geh hin und sündige nie gegen dein Herz."

... Eines bleibt dir noch zu tun: „Verkaufe alles was du hast und gieb das Geld den Armen. Also wirst du einen Schatz in deinem Herzen haben und du kannst mir folgen." Da ging der Jüngling traurig fort, denn er war sehr reich. Jesus aber sprach: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Reich der Liebe eintritt." Nathaniel aber sagte: „Meister, dieser Jüngling war gerecht, und wenn du von ihm nicht auf einmal ein so großes Opfer verlangt hättest, vielleicht hätte er es in mehreren Malen gebracht. Du bist hart, denn du verdammst ihn, weil er nicht mehr tut als seine Pflicht." Jesus antwortete: „Ich verdamme niemanden. Aber der reich bleiben will, gleicht er nicht einem Gefangenen, der seine Ketten behalten will und verdammt er sich nicht selber?" Und Jesus erzählte ein Gleichnis von einem reichem Manne und einem Armen, der Lazarus hieß, und der voller Geschwüre war, die ihm die Hunde ausleckten. Der Arme starb und kam in den Schoß Abrahams, der Reiche aber hatte zum Grabe die Hölle. Daraus sah er den Lazarus und bat Abraham, er möge ihm den Lazarus schicken, daß er mit einem Trofen Wassers an seinem Fingerende seine Zunge befeuchte, denn er litte in den Flammen Entsetzliches. Aber Abraham antwortete: Du hattest alle Reichtümer auf Erden und Lazarus alle Armut. Nun aber ist dieses vertauscht. So sprach Abraham Worte, die nicht ganz wahr und nicht ganz gerecht, aber so waren, daß sie der Reiche verstehen konnte. Und der rief: du bist recht, und ich muß schweigend leiden, damit ich nicht Lazarus mit meinen Stöhnen erfreue. Aber doch stöhnte der Reiche, denn es haben die Reichen nicht gelernt, nicht zu stöhnen und voll Angst zu sein. Da rührte die Qual den Lazarus und er sagte zu Abraham: Vater, ich leide mehr von seinen Leiden als ich je von meinen litt. Und wenn die Gerechtigkeit weh tut, dann scheint sie mir ungerecht. Erlaube, daß ich ihn tränke. Es ist ein Abgrund zwischen euch, sagte Abraham, und er ist nicht zu überschreiten von dir, nur von jenem dort in der Hölle ist er zu überschreiten, aber er will nicht und in jedem Augenblick verdammt er sich aufs neue. Da weinte Lazarus, aber Abraham sagte: deine Tränen nützen nichts. Aber wenn jener dort weint um der Leiden die du littest und um der Armen die jetzt auf der Erde leiden, dann wird der Abgrund ausgefüllt sein. Diese Worte vernahm der Reiche und er erbebte darob, denn er war unfähig, an andres zu denken als an sich selber und darum wurde er nicht erlöst." Die dieses Gleichnis hörten, fragten Jesum: „Wer also wird erlöst?" Und der Meister antwortete: „Der wird erlöst, der die Kraft hat, sich selbst zu lieben und die andern mehr zu

lieben als alle Reichtümer der Welt." Da nahm Petrus das Wort und sprach: „Alles haben wir verlassen, um dir zu folgen, womit wird es uns vergolten werden?" Und Jesus aber sagte: „Solange du an Belohnung denkst, hast du noch nichts verlassen." Da trat die Mutter des Jakobus und Johannes vor ihn hin, warf sich aufs Knie, um ihn um etwas zu bitten. Jesus hob sie allsogleich auf und fragte nach ihrem Begehr. Sie sagte: „Meister, Petrus Simon ist voll Ehrgeiz und glaubt sich besser als die andern. Aber du weißt, daß meine Söhne mehr sind als er." Jesus sagte: „Liebe deine Söhne, aber richte nicht jenen der nicht dein Sohn ist." Aber die Frau rief: „Befiehl doch, daß meine beiden Söhne in deinem Reiche dir zur Rechten und Linken sitzen." Jesus sagte: „Du weißt nicht, was du begehrst. Bin ich denn der einzige König in meinem Reiche? Sind nicht in meinem Reiche alle Könige? Deine Söhne stehen in meinem Herzen inmitten der Menge der Menschen. Ich liebe sie zu sehr, um sie mehr zu lieben als die andern. Aber du verstehst mich nicht. Und doch liebst du Johannes zu sehr, um ihn mehr zu lieben als Jakobus und du liebst Jakobus zu sehr, um ihn mehr zu lieben als Johannes." Und er wies auf die beiden Jünger und fragte die Mutter: „Können deine Söhne den Kelch trinken, den ich trinken muß?" Und die beiden sagten: „Wir können es." Und Jesus sagte darauf: „Wenn dem so ist, wozu verlangt ihr Ruhm? Oder ihr wißt nicht, daß ich einen Kelch der Bitternis und des Leidens trinken muß."

Dieses alles geschah in Jericho an der Straße nach Jerusalem.

15.

Und da sie sich Jerusalem näherten und bereits in Bethanien waren, schickte Jesus zwei seiner Jünger und sagte ihnen: „Gehet in dieses Gehöft an der Straße und die erste Eselin die ihr findet . . . Aber als er so in die Stadt einritt, da zogen Petrus und Simon der Zelot und Judas ihre Mäntel ab, warfen sie vor die schreitende Eselin und dies zusamt Palmgezweig, und viele Jünger taten, als sie das sahen, wie sie, und auch viele Galiläer, die mitgekommen waren. Da begann Judas zurufen: „Hosannah! Gesegnet sei der König der Juden! Gesegnet sei der Christus, gekommen zum Heile Israels!" Und viel Volk stimmte in das Rufen ein. Darum sagte Jesus: „Schweiget! denn ich bin nicht gekommen wie ein Sohn Esaus und wie ein Krieger. Ich habe mich nicht mit Bogen und Pfeil bewaffnet und reite auf keinem Schlachtroß. Sondern ich komme auf einer Eselin wie ein Sohn Jakobs und als ein Sohn des Friedens und der Gerechtigkeit, auf daß der Kriegswagen Ephraims umgeworfen werde und Bogen und Pfeile zerbrechen. Ihr aber schweiget, denn ich will für die Wahrheit und Liebe sterben, nicht für eine Lüge und den Ruhm dieser Welt." Da sagte Simon der Zelot: „Herr, wenn wir schweigen, werden die Steine

reden." Und er erhob wieder laut seine Stimme und mit ihm schrie die Menge also, daß die ganze Stadt in Bewegung kam und alles hinzu lief, den Zug zu sehen. Und jeder fragte: „Wer ist der? Ist es der Zacharia, den einige Galiläer den Christus nennen?" Aber die Jesum schon kannten, sagten: „Es ist nicht Zacharia, es ist Jesus aus Nazareth, ein anderer Prophet aus Galiläa." Darüber wurde Jesus traurig in seinem Herzen und er verließ mit den Zwölfen die Stadt und gingen nach Bethanien. Hier trat er in das Haus von Martha und Maria, den Schwestern des Lazarus, von dem Martha sagte: „Er ist seit langem ein Toter für mich." Denn Lazarus war in Ausschweifung verfallen, Jesus aber hatte ihn daraus mit guten Worten gerettet, so daß Martha sagte: „Jesus hat ihn von den Toten auferstehen lassen. Seine Worte und sein Herz stanken schon und Jesus hat ihn wieder zum Leben zurückgerufen." In das Haus dieser Freunde war Jesus getreten, als wenige Zeit darauf ihn ein Mann zu sprechen begehrte, ohne daß andere anwesend waren. Jesus ging und sah, daß es Zacharia war, den viele auch Christus und König der Juden nannten. Und Tags zuvor war Zacharia auf einem Schlachtroß in Jerusalem eingeritten und viel Volk aus Galiläa hatte ihn begleitet und hatte Palmzweige geschwungen und gerufen: „Gegrüßt sei der König der Juden! Gesegnet sei der Christus Zacharia, der gekommen ist zum Heile Israels!" Und Zacharia sprach zu Jesus: „Wir wollen unsrer Anhänger Scharen vereinigen, das Volk wird sich erheben und wir werden die Fremden vertreiben, die uns unterdrücken. Und du wirst König der Juden. Denn ich will für mich nichts als die Errettung Israels und den Tod seiner Feinde und aller Bösen!" Jesus aber sprach: „Ich bin nicht gekommen um zu töten, ich bin gekommen um zu sterben." Und er verließ Zacharia auf der Stelle, ging zu den Zwölfen und aß mit ihnen. Zacharia aber glaubte Jesum einen Narren, der sich allein ohne ihn für mächtig genug hielt und ihm nichts verdanken wollte. Aber er beschloß bei sich, seine Zeloten bereit zu halten und Jesus zu unterstützen, wenn er das Volk zum Aufstand rufe. Doch wenn er König der Juden geworden sein wird, dann flüchte ich in die Wüste und halte mich verborgen, damit man mir nicht ans Leben trachte. Solches dachte Zacharia, während er sich wegbegab und machte Pläne des Aufstandes, des Kampfes und seiner Flucht. Andern Tages aber begab sich Jesus nach Jerusalem in den Tempel und eine große Menge Hohepriester und Schriftgelehrter war um ihn. Und auch Zacharia mit einigen seiner Leute war hingekommen. Jesus aber sprach gegen die Schriftgelehrten und gegen die Priester und Pharisäer und sprach offen und ohne Gleichnis. Auch sprach er gegen das Gesetz und den Tempel, aber darüber waren seine Worte dunkel. So daß Zacharia bei sich dachte: „Wie soll das Volk verstehen, was er will. wenn er so spricht. Aber es gefällt ihnen seine Stimme und da er dem Volke gefällt, so möge er das Heil Israels sein." Die andern aber verstanden sehr gut, daß Jesus gegen sie sprach, und sie legten

ihm Fallen in ihren Fragen. Darauf sagte Jesus: „Ist je ein Prophet aus dem Tempel gekommen? Und haben jene, die vom Tempel leben, nicht immer die Propheten verfolgt? Denn ihr seid Menschen aus dem Blute und dem Bauche und habt aus dem Tempel einen Fleischerladen und eine Küche gemacht; weil ihr das Fleich des Rindes und des Schafes liebt, habt ihr gesagt, daß dem Ewigen das Opfer des Rindes und des Schafes wohlgefällig ist. Und über alles liebt ihr das Blut des Menschen, denn ihr habt immer Menschen geopfert und werdet, wann immer ihr könnt, Opferer der Menschen sein, nicht indem ihr den Menschen unter euer Messer beugt oder in den heiligen Ofen stoßet, denn solches wurde euch verboten, aber indem ihr ihn dem Gesetze unterwerfet oder ihn steiniget oder den Römern oder dem Kreuze ausliefert. Aber ich bin nach Jerusalem gekommen, auf daß ich euer letztes Opfer sei und damit alles Volk begreife, was für Menschen ihr seid, indem es sieht, wie ihr mich tötet, und daß es euch von da ab nicht mehr erlaube, einen Menschen zu töten." „Du lügst," riefen die Hohenpriester, „der Ewige selbst hat diesen Tempel zu seinem Wohnsitz gewählt." Worauf Jesus sagte: „Der Tempel Salomonis war ein Haus des Herrn solange Gerechte ihn betraten, zu ihm zu beten. Aber nun füllen ihn Mörder, Räuber und Götzendiener." Da riefen die Priester: „Aus welchem Amte sprichst du solches?" Und Jesus sagte: „Alles Amt kommt aus dem Unten, denn alle Knechtschaft kommt aus dem Unten. Ich aber komme aus dem Oben und dieses ist die Freiheit, und also spreche ich gegen Amt und Knechtschaft." Aber das Volk verstand ihn nicht und sagte untereinander: „Es ist die Freiheit die Autorität des Gesetzes, da das Gesetz der Feind der römischen Autorität ist." Als Jesus dieses sah, wurde er traurig und er sagte zu den Schriftgelehrten: „Ich frage euch nur eines: Kommt die Taufe des Johannes von Gott oder den Menschen?" Aber sie redeten unter sich, indem sie sagten: „Geben wir die Taufe dem Himmel, so fragt er uns, warum wir ihr nicht geglaubt haben. Und sagen wir, sie komme von den Menschen, so steinigt uns das Volk, denn es glaubt, daß Johannes ein Prophet war." Darum antworten sie nicht. Aber Zacharia ward zornig gegen sie und rief: „Antwortet doch, ihr Römlinge und Prophetenmörder!" Aber sie gingen schweigend aus dem Tempel oder sagten, sie wüßten nicht, woher Johannes die Taufe habe. Als sie aber weggegangen waren, sagte Zacharia zu Jesus: „Nun sage uns, was wir gegen die Römer tun sollen, die Israel bedrücken, damit du endlich das Volk befreist und König der Juden werdest." Und die Anhänger des Zacharia riefen ihm zu, daß er recht habe, dies zu fragen und eben das rief das Volk und auch die Jünger Jesus riefen es und alles schrie: „Benedeit sei Jesus von Nazareth, der König der Juden!" Und als Ruhe war, sagte Zacharia: „Wir glauben an dich und wir wollen dich zu unserem König. Befreie uns vom Tribut, den wir dem Cäsar zahlen müssen. Jesus aber fragte ihn: „Warum willst du, daß ich du sei? Zeig mir den

Zinsgroschen." Und Zacharia zeigte ihn. Jesus fragte: „Wessen ist hier das Bild und die Inschrift?" Und das Volk sagte: „Es ist des Cäsar Bildnis." Da sagte Jesus: „Wohlan, wenn ihr Sklaven des Geldes seid, so seid ihr auch Sklaven des Cäsar. Und wenn ihr, was von ihm kommt, für ein Gut hält, wie wollt ihr euch da je von ihm befreien? Aber es kommt kein Gut vom Cäsar, es kommt allein alles Gut von Gott. Der für diese Münze kämpft und tötet, opfert er nicht seinen Bruder diesem Bildnis? Aber man opfert nur Gott und es steht geschrieben: Du sollst keinen andern Gott neben mir haben. Lasst an Cäsar zurückgehen, was des Cäsars ist, da es von ihm kommt, und gebet Gott was Gott gehört." Als Jesus darauf ein Gleichnis sprach, verließ Zacharia den Tempel und Judas war bei ihm. Zu dem sprach Zacharia: „Er ist ein Narr und wird uns mit seiner Schwäche schaden." Da sagte Judas: „Lebend würde er uns schaden, aber sein Tod würde Israel zum Heile sein." Da trat Simon Petrus hinzu und Judas schwieg, denn er mißtraute nicht dessen Willen nach dem Reiche, aber dessen Verstande. Inzwischen hatte Jesus im Tempel sein Gleichnis beendet und tiefe Kümmernis erfüllte ihn, als er niemanden vor sich sah, der ihn hörte als Johannes und dieser schlief. Da trat eine große Traurigkeit in sein Herz und er fragte sich, ob er ein einziges Herz gewandelt habe. Und er hatte Hoffnung nur mehr von seinem Opfertode. Und er wandte sich Gott dem Allmächtigen zu in seiner Not ob dieses Gedankens, daß sein Tod nötig sei, zu den Menschen das ewige Gut zu bringen: „Du hast unsern Vätern gesagt, es ist kein anderer Gott. Vater im Himmel, du bist Herr dessen was ist. Aber ist nicht auch ein Herr dessen, was sein wird, und ist dieser nicht Gott Sohn, den wir schaffen aus deinem Geiste, indem wir in der Liebe und der Gerechtigkeit leben? Ihn hat Isaias begonnen und ihn schaffe ich weiter, Vater im Himmel. Ich liebe Gott Sohn über alles. Denn auch du liebst ihn vielleicht mehr als Dich selber." Nie hatte Jesus zu seinen Jüngern davon gesprochen, denn er dachte der Worte des Propheten vom Kinde, das man der Muttermilch entwöhnt. Aber an diesem Tage war er so erfüllt davon wie nie zuvor und da er die Zwölf wartend um sich sah, sagte er: „Man soll neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen." Und er erzählte ihnen dieses Gleichnis: „Der an der Pforte des Himmels steht, gleicht einem Manne, der seinen Vater ehrt, aber seinen Sohn über alles liebt. Und einige fragten ihn: woher kommt es daß du deinen Sohn mehr liebst als deinen Vater? Er antwortete: Ich weiß wer mein Vater ist. Und mein Vater ist schön wie ein Baum in seiner ganzen Grösse und am Ende seines Wachtums. Aber mein Sohn ist schön wie ein Baum, der wächst, und wie ein Versprechen, das sich erfüllt. Und der Mann sagte noch: Mein Sohn, das bin ich mehr als ich selber bin. Und sie fragten ihn: Wieso bist du nicht du selber? Und er antwortete: Wie soll ich ich selber sein? Ich bin der Verfall meiner selbst. Ach wenn ihr wüßtet, wie brüchig die Mauern sind! Ich bin das Haus, das Jahre

und Feinde zerstört haben. Aber mein Sohn, das ist der noch unvollendete Tempel, den die Zeit immer schöner errichtet, immer größer und immer stärker." Und die Jünger baten Jesum, er möge ihnen das Gleichnis erklären. Aber Jesus fürchtete, ihnen weh zu tun und weigerte sich. Aber um ihnen die Weigerung zu sagen, erzählte er ihnen ein anderes Gleichnis: „Der an der Pforte des Himmels steht, gleicht einem Vater, der im Sterben liegt. Sein einziger Sohn lebte in Ausschweifung und Laster. Und der Vater sagte zu sich: Wenn ich ihm das Geld gebe, das man mir gestern gebracht hat, so wird er es in schlechter Gesellschaft vergeuden und wird seinen Leib verbrauchen und früh sterben. Und er verbarg das Geld hinter den Rollen der prophetischen Bücher und diese hinter den Rollen der Bücher des Gesetzes. Denn sein Sohn sah diese Bücher voll Achtung an, aber er öffnete sie nicht. Und der Alte starb und freute sich in dem Gedanken: Wenn er voll Ekel vor seinem schlechten Leben sein wird, dann wird er die Schriften hervornehmen und er wird den Schatz finden und der Schatz wird ihm dienen. Da sagte Petrus: „Der Sohn wird vielleicht niemals die Schriften holen." „Dann, sagte Jesus, wird der Schatz ihm wenigstens nichts Schlimmes tun." Aber Judas sagte: „Am andern Tag, da man den Alten begraben hat, wird der Sohn die Schriften verkaufen und dabei wird er den Schatz finden. Und die Klugheit des Vaters wird umsonst gewesen sein." Da erinnerte sich Jesus und er blickte betrübt auf Judas und sagte: „Einmal schon, o Judas Iskariot, hast du mich auf die Herzseite geschlagen."

16.

... Gamaliel und Joseph von Arimathia beauftragten darum den Nikodemus, sich eiligst nach Bethanien zu begeben, um Jesum zu warnen. Er traf auf dem Wege den Nathanael und erzählte ihm von dem, was im Hause des Kaiphas geschehen war. Als er aber zu Jesus kam, nahm er ihn beiseite und sagte zu ihm: „Rette dich gleich nach Galiläa, denn die Priester wollen dich fangen und richten." Aber Jesus sagte: „Nikodemus, ich muß aus Liebe zu dir sterben und auf daß ich in deinem Herzen die Liebe zu allen Menschen entzünde." Und Jesus ging mit ihm hinaus auf das Feld und sprach vom Reiche und daß sein Tod für viele der Schlüssel sein werde, der das Tor öffne. Nathanael war ihnen in einigem Abstand gefolgt und alle drei gingen entlang des Kedron, dessen Wasser angeschwollen und reißend waren. Da erblickte Nathanael in den Wogen einen Menschen, der um sein Leben kämpfte. Und er warf sich in das reissende Wasser, um seinen Bruder zu retten. Aber da er bei ihm nahe war, erkannte er, daß dieser Mensch Judas von Kerioth war, von dessen Verrat Nikodemus erzählt hatte. Drum wandte er sich ab von ihm und kam wieder ans Ufer. Aber da hörte er die Stimme Jesus und da er aufschaute, erblickte er Jesus und Nikodemus,

die auf einen Felsen standen. Und des Meisters Blick war zürnend und seine Hand erhoben wie in Verwünschung. Und lauter als die Wellen tönte des Meisters Stimme: „Du sollst nicht töten." Nathanael aber rief: „Herr, ich bin kein Mörder." Aber des Herrn Zorn wuchs gewaltig wie eine Flamme und er schrie: „Wenn du deinen Bruder, den du retten kannst, aus Todesnot verlässest, machst du dich seines Todes schuldig. Du hast eine feige Antwort gegeben, Nathanael." Der aber sagte: „Meister, es ist dieser Mensch Judas von Kerioth, der dich verraten wird." Aber Jesus sagte: „Richte nicht, auf daß du nicht gerichtet werdest." Und des Herrn Wille wurde so stark, daß er zum Willen Nathanael's wurde, der zu dem ertrinkenden Menschen schwamm und Judas rettete.

... und sagte: „Einer von euch, der mit mir ißt, wird mich verraten. Aber ich will von hinnen gehn. Denn nicht um eines Verrates willen sterbe ich, sondern um meiner Liebe. Aber drei mal Klage über den, der einen Menschen verrät, sei er auch wer immer, er wäre besser nicht geboren." Und da sie aßen, nahm Jesus das Brot nach dem Brauche, segnete es und brach es und gab es ihnen, indem er sprach: „Da es zwischen meinen Händen gebrochen wurde und eingehet in euch, wird dieses Brot nicht Kraft und Nahrung in euch? Und ebenso mein Leib, da er auf das Kreuz geheftet oder unter den Steinen zerstückt sein wird, wird er nicht Kraft und Nahrung für eure Herzen sein? Nehmet also dieses Brot, meine Vielgeliebten, und indem ihr es esset, denket an meinen Leib, den ich für euch hingebe." Darauf nahm er den Becher, segnete ihn und alle tranken daraus. Und Jesus sagte: „Solange der Wein in den Trauben blieb, gab er euch nicht seine Stärke und seine Wärme. Aber es wurden die Trauben zerstampft, der Wein floß in die Fässer, dann in den Becher hier und dann in den Becher eures Mundes. Und nun gibt er euch Stärke und Wärme. Das Blut, das in meinem Leibe eingeschlossen ist, wird sich aus meinem zerbrochenen Leibe aus Liebe zu euch ergießen. Und dringt es da nicht in eure Herzen und bringt euch Stärke und Liebe? Nehmet also diesen Wein, meine Vielgeliebten, und da ihr ihn trinket, denket an mein Blut und an meine Liebe." Und nachdem sie den Gesang gesungen hatten, stiegen sie hinauf auf den Oelberg. Und da sprach Jesus: „Ihr zu großen Glaubens und zu geringer Einsicht, ich sage euch zum letzten Male, daß ihr immer von mir erwartet, was ich nicht geben kann. Und in dieser Nacht werdet ihr verzweifeln weil ihr immer glaubet, ich sei ein Sieger wie die Menschen Sieger sind." Und Petrus sagte: „Nicht wie die andern Menschen. Aber dein Vater wird dir mehr als zwölf Legionen Engel schicken, welche für dich kämpfen, und wir werden Zeuge deines Ruhmes und der Schmach deiner Feinde sein." Jesus aber sagte: „Mein Vater hat keine Engel, die er mir schicken könnte. Und ihr werdet glauben, daß ihr Zeugen meiner Schmach und des Ruhmes meiner Feinde seid. Und ihr werdet dann den Schafen gleichen, die sich zerstreuen, wenn der Hirt

getötet ist. Aber wenn ich ins Grab gestiegen sein werde, dann kehrt zurück nach Galiläa. Da werdet ihr meine Worte wiederfinden, und ihre Meinung und ihre Flamme. Da werdet ihr mich wiederfinden" ... Und er sagte ihnen: „Meine Seele ist zu Tode betrübt. Bleibet hier und wachet." Und er ging tiefer in den Garten und versank in Gott und sprach zu ihm: „Herr, du leidest in allen Kreaturen, weil du ohnmächtig bist, sie alle gut und ohne Leid zu machen. Siehe, ich will meinen Leib und mein Blut geben, auf daß du daraus den Sohn bildest, der angefangen ist in den Worten des Isaias. Herr, ich will mein Herz zur Flamme machen, auf daß sich alle Herzen daran entzünden. Herr, ich will sterben, auf daß sie leben. Herr, ich bin der Schnitter, der müd und sterbend hinsinkt, nachdem er das Korn gemäht hat. Und der nicht weiß ob jene kommen werden, welche das Korn binden werden. Herr, wenn du es vermagst, laß diesen Kelch der Angst und des Zweifels an mir vorübergehn. Es ist Nacht um mich, Herr, aber ich weiß, daß die Nacht der Weg ist, der zum Tage führt." Da er zu seinen Schülern zurück kam, fand er sie schlafend. Und es zog eine große Traurigkeit in sein Herz. Und er sagte: „Sieh hier jene, welche das Korn binden sollen." Zu gleicher Zeit erblickte er das Licht von Laternen und Fackeln und er hörte den Lärm einer Menge. Da sagte er zu seinen Schülern: „Erhebet euch, denn die Stunde ist nahe." Und er ging auf die Herankommenden zu und fragte: „Wen suchet ihr?" Sie sagten: „Jesus von Nazareth." Und er antwortete: „Ich bin es." Aber sie faßten ihn nicht, da sie nicht wußten, ob er die Wahrheit rede. Und schauten auf Judas, mit dem sie ein Zeichen vereinbart hatten. Judas ging auf Jesus zu und sagte „Meister" und küßte ihn. Da ..... aber er (Petrus) war aufgebracht und sagte bei sich: „Mit welchen Waffen sollen wir dann siegen, wenn sein Vater nicht die Legionen schickt, ihn zu verteidigen und wenn er von den Menschen nicht verteidigt werden will?" Und als solches die Jünger sahen, flohen sie von hinnen.

17.

... widersprachen sich. Da erhob sich der Hohepriester und fragte: „Du antwortest nichts auf das, was diese Leute gegen dich aussagen?" Und Jesus schwieg. Und wieder fragte der Richter: „Bist du der Christus, der Sohn Gottes?" Darauf sagte Jesus: „Du frägst zwei Fragen und glaubst eine einzige zu stellen. Ich bin nicht der Christus. Aber ich bin ein Sohn Gottes und du bist ein Sohn der Finsternis. Und ich bin auch ein Vater Gottes. Aber du wirst mein Wort nicht verstehen, denn kein Schlechter versteht es." Da zerriß der Oberpriester seine Kleider und rief: „Wozu brauchen wir noch Zeugen? Ihr habt die Gotteslästerung gehört Was dünket euch?" Und sie verurteilten ihn zum Tode.

Am Morgen des anderen Tages brachten sie Jesum gebunden vor Pontius Pilatus. Und begannen ihre Anklage: „Wir haben

gefunden, daß dieser Mensch das Volk verführte, daß er verbot, die kaiserliche Steuer zu zahlen und daß er sich Christus nannte, das heißt König der Juden." Da fragte Pilatus: „Bist du der König der Juden?" Darauf antwortete Jesus: „Ich habe nie einen Menschen getötet und habe es nie befohlen. Ich bin nie die Wege der Ungerechtigkeit gegangen. Wie wagst du es, mich zu fragen, ob ich ein König sei oder ein Statthalter sei?" Pilatus tat, als ob er nicht verstünde. Und er sagte zu den Priestern und dem Volke: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen. Ich werde ihn auspeitschen lassen und freigeben. Aber ihr wißt, an jedem Passahfest gebe ich euch einen Gefangenen frei, welchen wollt ... Da rief Nathanael der in der Menge war laut: „Gib uns Jesum von Nazareth frei!" und er rief es mit aller Kraft, weil er hoffte, es würden viele in seinen Ruf einstimmen, wenn sie ihn hörten. Aber da blickte Jesus strenge auf ihn und rief ihm zu: „Wer hat dir das Recht gegeben, unter deinen Brüdern zu wählen und was hat dir Barabas getan, daß du ihn zum Tode verurteilst? Sagte ich nicht: ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.'" Da ließ Nathanael sein Haupt auf die Brust sinken und weinte. Aber Zacharia schrie: „Gieb uns den Barabas frei." Und alles Volk schrie: „Den Barabas!" Der Statthalter fragte: „Was hat dieser da getan?" Und Zacharias und seine galiläischen Leute und die Zeloten und die Tempelleute riefen: „Er soll gekreuzigt werden." Und alles Volk schrie: „An das Kreuz mit ihm!" ... Und nachdem dies geschehen war, trat Pilatus hinaus und sagte zu dem Volke: „Ich habe diesen Menschen geisseln lassen. Aber wisset, daß ich keinen Grund an ihm finde, ihn zu Tode zu bringen." Und indem er auf den blutenden Jesus wies, zeigte er ihn dem Volke und sagte: „Sehet hier den Menschen!" Und niemand merkte den absichtlichtslosen Sinn dieser Worte, bis auf Jesus, der sprach: „Du hast es gesagt, sehet den Menschen, wie ihn die Könige und Statthalter machen, wenn sie ihn schützen wollen." Aber niemand hörte diese Worte und das Volk schrie: „Er soll ans Kreuz!" Und da Pilatus noch immer zögerte, sagten die Pharisäer zu ihm: „Wenn du ihn nicht auslieferst, bist du kein Freund des Cäsar. Denn dieser ist ein Feind des Cäsar." Und sie sagten noch: „Wir werden Berichte an den Cäsar schicken." Da hatte Pilatus Furcht und er lieferte ihnen Jesus aus, damit sie ihn kreuzigen ...

... boten ihm nach dem Brauche einen Trunk Wein mit bitterer Myrrhe gemengt, der die Gekreuzigten betäubt und sie unempfindlicher gegen den Schmerz macht. Aber Jesus wollte den Geschmack seines Todes kennen und wollte bis an sein Ende ... also wies er den Trank von sich, denn er wollte nicht in dumpfer Trunkenheit sterben. Und er dachte: „Ist mein Gedanke nicht stärker als aller Wein? Ist meine Liebe nicht bitterer geworden als alle Myrrhe? Herr, laß mich auch von diesem nicht trunken werden und bewahre mich ... und es überkam ihn Traurigkeit

wie im Oelgarten, da er niemand von den Jüngern unter dem Volke sah und keine von den Frauen. Und in dieser Bitternis zweifelte er an dem Sinn seines Todes. Aber er faßte wieder Mut und sprach zu Gott, aber es kam das Wort aus seinem Munde wie eine Stimme aus der Ferne und niemand konnte es deutlich vernehmen. Und er sprach: „Mein Herz ist ein überfliessendes Gefäß und mein Mitleid gießt sich aus über ihren Häuptern, aber sie fühlen seine Frische nicht und seine Süssigkeit durchdringt sie nicht. Und niemals werden sie vielleicht wissen, was sie tun sollen. Und ihr Leben geht hin in Leiden und es ist ihr Leben ein Sterben und mein Tod ist das Leben." Da schloß Jesus die Augen und einige sagten: „Sollte er schon tot sein? Wenn man ihnen nicht die Beine bricht, braucht es drei Tage und länger bis die Gekreuzigten sterben. Aber vielleicht hat der, den er seinen Vater nennt, ihm geholfen und seine Seele in den Himmel genommen? Oder er war ein mächtiger Zauberer und er wollte sterben, aber nur kurze Zeit leiden. So tat er das Wunder, in dem dreißigsten Teile der Zeit zu sterben, die sonst ein Gekreuzigter braucht." Aber Jesus war nicht tot und sprach Lehre zu sich selber in großer Freude und er sagte: „Da ich im Tale zum Volke sprach, da sah ich keine Wahrheit. Und auf dem Berge, da ich zu den Jüngern sprach, da erkannte ich auch noch nicht die höchste Wahrheit. Ich mußte so zwischen Himmel und Erde hängen wie eine Frucht, damit ich die Seligkeiten erfahre, die ohne Bedauern und ohne Reue sind. Selig sind die Armen im Geiste, die weder irdische noch himmlische Reichtümer begehren, denn sie allein verkaufen ihre Seele nicht. Selig sind die Beladenen, denn sie haben alle Freude, die der Beginn der Tröstung ist. Selig sind die nach Gerechtigkeit durstenden, denn ihr Durst wird sie erfrischen. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden keine Barmherzigkeit erlangen und sie sind jene, die ihrer nicht bedürfen, denn wie die Quelle höher ist als der Fluß, so sind sie über der Barmherzigkeit. Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie haben kein Bedürfnis, um sich zu sehn und zum Himmel auf, und sie fürchten sich nicht, in sich selbst zu sehen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie sind Kinder ihrer selbst. Selig sind die Verfolgten, sie sind gerecht, denn die Erde erhebt sich gegen sie und der Himmel schweigt."

Zur neunten Stunde sank ihm das Haupt auf die Schulter, und der Hauptmann der Soldaten erstaunte ob der Schönheit des Antlitzes, und er sagte zu denen, die um ihn standen: „Zum ersten male ist hier ein glückliches Gesicht. Der muß ein guter Mensch gewesen sein. Vielleicht war er wirklich göttlich, wie einige sagen." Und der Hauptmann erschrak über seine Worte, die er sprach, ohne es zu wissen.

DEUX CANTIQUES

CANTIQUE DES PARFUMS

BEATA. — Voici le soleil bientôt qui apparaît pour se faire rendre témoignage que la chair est morte et que l'esprit vit,

Et avant même qu'il se soit montré,

L'âme de la terre se dégage et fume vers lui.

Tout ce que la grâce a mouillé, tout ce que la rosée du ciel

A pénétré, tout ce que la froideur du sol condense,

Tout cela du corps de la créature qui s'ouvre

Se dégage avec un parfum Dieu quelle odeur!

Déjà à l'exhalation nocturne des jasmins, au profond soupir des géraniums,

(Chaque fois que le cœur a battu dix fois),

Se mêlent les roses rouges et blanches, en un seul bouquet confusément une fois encore composé,

Dont je distingue les deux accents comme les parties dans le chœur, et chaque voix si pure!

O la plus intime essence de la créature, ô présence délicieuse une second et possession à son insu de l'esprit qui d'elle-même s'exhale!

Ah, ne troublez pas le silence, et laissez-moi faire attention à ce parfum, je le sais, qui va revenier!

Que ce silence ne soit pas profané quand le prêtre seul fait défaut, et ce moment antérieur à l'homme cependant que l'œuvre des Cinq Jours fume vers le Soleil levant!

Ou si tu le veux, parle, mais parle lentement!

Parle, mais parle lentement!

Que le sens sacré de la parole et le son de la voix humaine

Tombe dans la pensée mot par mot et s'y dissolve, comme les gouttes de sang vermeil et l'essence même de la pourpre

Une par une en un cristal limpide!

Esprit perceptible aux sens! et vous, ô sens à l'esprit devenus perméables et transparents!

Comme sans ces poussières épandues le rais de soleil n'apparaîtrait pas, et comme n'éclaterait pas la couleur

Sans le verre qui l'intercepte, sans l'objet divers qui l'absorbe et l'amortit,

Comment l'esprit nous serait-il perceptible, l'âme elle-même à l'âme directe et perceptible,

Sans ces fleurs pui le dégagent en expirant et l'encens de ces herbes coupées?

O sacrifice solennel! cavité de l'encensoir! suspens de toute la création avant que le soleit ait paru, qui fume vers lui en silence!

Offrande de la mort qui commence!

Tout ce qui a fait son fruit penche vers la terre, mais l'esprit envoyé par Dieu revient vers lui dans l'odeur de ce qu'il a consumé!

Car il faut que le mot passe afin que la phrase existe; il faut que le son s'éteigne afin que le sens demeure.

Il fallait que celui que j'aime mourût

Afin que notre amour ne fût plus soumis à la mort,

Et que son âme devînt respirable à la mienne,

Et lui servît de guide obscur et de parole au fond d'elle-même,

Comme cette fleur, la même! qu'on reconnaît' chaque fois que le cœur a battu dix fois.

Il est bien vrai que notre chair ne subsiste pas.

Il est bien vrai ce visage qui se tourne si terriblement vors le nôtre

N'a pas plus de solidité que l'écume du vin sur une coupe que le souffle de celui qui va boire écarte!

Et celui qui ne le croit pas,

Il n'a qu'à veiller comme moi toute une nuit d'été près de ce lit où le corps qui fut un homme repose.

Et l'odeur de tout un jardin qu'on a coupé ne sera pas la seule qui se mêle à ses prières!

O dieux qui nous avez faits d'un corps avec une âme! ah, ne craignez rien de nos blasphèmes!

Ah, soyez satisfaits! il est vrai que notre chair se décompose!

Et celui qui croit qu'il est jeune et fort,

Qu'il dise si l'odeur de ces flammes d'or qui fondent parmi de terribles roses et les calices blancs de ces lys de la mort, pareils à mille trompettes,

Est la seule qui lui soit perceptible!

Et bientôt lui-même ce trophée d'un seul moment

Va se dénouer, la mort se perd dans la vie,

Et la fleur blanche du printemps de toutes parts s'évanouit dans le feuillage

Comme une mer qui résorbe son écume.

CANTIQUE DE L'OMBRE

BEATA. — Avant qu'une fois encore les deux moitiés de l'univers se divisent,

Et que la nuit se rompe par le milieu qui est commune aux morts et aux vivants!

Avant que la nuit de nouveau nous abandonne, pleine de ceux qui nous sont chers,

Et que cessant de remplir nos demeures, elle reflue de nouveau et nous quitte comme une terre dont l'eau s'exprime!

Et toi qui m'as quittée, adieu une fois encore!

Avant que tu reviennes de nouveau te présenter sur le miroir de mon âme,

Comme les dieux sous le diaphragme au plus profond de la bête ont placé le foie poli et brillant que les sacrificateurs interrogent!

A présent c'est le moment de la lutte entre la lumière et l'ombre et ce monde solide tressaile et semble saisi d'ivresse!

Tout remue et chancelle et se transforme et semble danser,

Et sur les plaines chatoyantes se peignent des images démesurées.

Voici le monde plus rouge que la caverne des Cabires

Et le torrent des ombres descend le long de la paroi.

Tout se meut! c'est la Création qui reprend contact avec elle-même et le mot d'ordre à l'infini se propage et se multiplie!

C'est l'immense procession autour de nous qui se remet en ordre avant qu'à pleins bords elle recommence à passer!

Et je vois de mes yeux autour de moi ma prison qui coule et qui s'en va!

Je suis l'hôte de ce fleuve ininterrompu.

(Et dirai-je que tout s'en va ou que tout revient vers nous?)

Et qu'il est facile en plein courant d'être détaché et de ne tenir à rien!

Avant que le temps recommence,

Avant que l'ombre de nouveau, cherchant sa place, revienne se poser sur notre corps comme la flamme sur le flambeau!

Que le soleil de ce monde triomphe, nous refusons d'être pénétrés,

Et refoulés, acculés, nous lui opposons cette invincible paroi,

Afin que, nous-mêmes d'un côté et de l'autre les flammes de la Forge,

Toutes choses dessus se peignent et l'image de ce qui nous regarde.

Jusqu'à ce que nos ténèbres et celles qui grandissent à l'Orient de nouveau

Courent au devant les unes des autres, et que la première vague de cette sombre marée ébranle de nouveau la barque!

Jusqu'à ce que la mer de nouveau fasse défaut sous ma quille!

Ah! pas plus moëlleusement une vieille nef au piège de quelque Célèbe n'épousera la borne occulte sous la mer

Que toute mon âme d'avance ne se prête à ce choc ténébreux!

Ah, il est plus malaisé pour l'âme que pour le corps de mourir et de trouver sa fin!

Où finit le corps sinon où l'autre corps à lui se fait sentir?

Où finit le son sinon à l'oreille qui lui est accordée? où le parfum, ailleurs que dans le cœur qui l'aspire?

Et où finit ma voix, sinon

A ces deux voix fondue que le jour va disjoindre,
Les vôtres, mes sœurs?
Et où finit la femme sions dans l'âme prédestinée et ce port qui la contient de tous côtés
De l'époux qui d'être ailleurs ne lui laisse aucune liberté?
Salut de nouveau, ô toi qui m'as quittée!
Jadis au bord de ce fleuve d'Égypte, en ce temps de nos noces,
En ces jours d'un temps étrange et plus long que les dieux nous ont comptés et mesurés,
Tu me disais: "O visage dans les ténèbres! double et funèbre iris!
Laisse-moi regarder tes yeux! Laisse-moi lire ces choses qui se peignent sur le mur de ton âme et que toi-même ne connais pas!
Est-il vrai que je vais mourir? dis, ne suis-je donc autre chose que cette présence précaire et misérable? est-ce dans le temps que je t'ai épousée?
Trois fois le papillon blanc n'aura pas palpité dens le rayon de cette lune Sarrazine
Que déjà je me suis dispersé!
Ne suis-je pas autre chose que cette main que tu veux saisir et ce poids un instant sur ta couche?
La nuit passe, le jour revient, Beata!"
Et je répondrais: „Qu'importe le jour? Éteins cette lumière!
Eteins promptement cette lumière qui ne me permet de voir que ton visage!"

FRIEDRICH SCHNACK

KINDERMOND

Die kindliche Seele verzaubert den Mond:
Er kommt aus uralten Wäldern gestiegen,
Und will durch klirrende Fenster fliegen,
Auf Wipfeln verträumen, die der Uhu bewohnt.

Die Fichten entzünden sich hinter den Hecken,
Aus Pfützen heben sich Nachtfeuerchen zischend,
Er wird in dem Strohschober Flämmchen verstecken,
Mit glühender Hand an die Türpfosten wischend.

Er zieht einen Dolch, die Lämmer verbluten,
Weiß war ihr Fell, wie Schnee und Leinen.
Er wirft nach Buben mit goldenen Steinen,
Nach Mädchen schlägt er mit silbernen Ruten.

Sie deutet nach ihm mit geisternden Händen,
Die Rede verstottert in kältender Luft:
Sie will das Schicksal der Dachgiebel wenden — —
Bis sie auf einmal der Schlafengel ruft.

GIOVANNI PASCOLI

DER GEDENKTAG

(ÜBERTRAGEN VON BENNO GEIGER)

Sankt Lorenz, ich weiß es, weswegen
Von Sternen ein solches Gewimmel
Auflodert, warum dieser Regen
Von Tränen am offenen Himmel.

Heimflog eine Schwalbe zum Turme;
Man schlug sie, traf sie mit Steinen:
Dem Schnabel entquoll mit dem Wurme
Die Mahlzeit für ihre Kleinen.

Nun liegt sie gekreuzigt, erschlagen,
Und streckt in den Himmel die Speise;
Im Neste, die Kleinen, sie fragen,
Sie zwitschern leiser und leise.

Heimkehrte ein Mann auch, zu Nachte,
Ihn Männer im Wald überfielen;
Er sagte: „Vergib, Gott!“ und brachte
Zwei Puppen den Kindern zum Spielen.

Nun dort im einsamen Zimmer
Erwarten sie, warten und harren;
Und er — liegt und aufstreckt für immer
Die Puppen ins sternige Starren.

Und du, von der Höhe der Fernen,
Du Himmel, du großes Erlösen,
Verschüttest mit Tränen von Sternen
Dies dunkle Staubkorn des Bösen.

DR. ALEXANDER SCHMID

DOSTOJEWSKY UND DER PANSLAVISMUS

Unter der Objektivität eines Künstlers verstehen wir nicht ein ihn auszeichnendes Attribut, das das Fehlen einer fest umschreibbaren Stellung desselben zu Welt und Menschheit, Staat und Volk, überhaupt zu Zwecken und Werten mitinbegriffe oder zur notwendigen Vorraussetzung hätte; wir meinen damit nur ein Freisein von praktischen Tendenzen, von allem bewußten auf die Um- und Nachwelt Wirkenwollen. Denn jede Wirkungsabsicht, gedacht als latente Zielsetzung, die dem Dichter schon eine von ganz gewissen Interessen umschriebene Schaffenseinstellung zuweist, muß zu Fälschungen führen, indem sie ihn übertreiben läßt, was im Dienste dieser Absicht stehen kann, verzerren und unterschlagen, was für sie nicht brauchbar ist. So wenig ein absolut „objektiver" Dichter überhaupt denkbar ist, der als blosse Platte eines Grammophons alles, was darauf fällt, einfach reproduziert, so gewiß ist jedes Kunstwerk fundiert auf ein Weltbild, das freilich nicht immer in seinem rationalen Gehalte oder gar als geschlossenes, in Leitsätzen und Formeln fixiertes System dem Dichter klar bewußt sein muß, das ihn aber in einer für uns mehr oder minder deutlich ablesbaren Weise determiniert, in der Auswahl seiner Probleme, in der Art, wie er sie in der Gestaltung modifiziert und wie er ihnen Lösungen zu geben sucht.

Definierten wir negativ die Objektivität als Fehlen von praktischen Tendenzen, so sehen wir ihr positives Merkmal darin, daß es dem Künstler, dem wir sie zubilligen, gelingt, allgemein und überzeitlich gültige Beziehungen darzustellen in dem Wechselspiel seiner Gestalten: umso näher werden sie uns dann sein, je mehr es dieselben Konflikte sind, die sie und uns bewegen. In diesem Sinne ist die Atmosphäre von Dostojewskys Romanen auch unsere und wirken seine Menschen, verkettet in die Probleme seiner und noch unsererer Zeit, aber durchleuchtet von ewig geltenden Ideen, überlebensgroß. Raskolnikoff, die Brüder Karamasoff, Stawrogin, der Idiot, suchen die Lösungen derselben Fragen: nach der Bedeutung der Werte, ihrer absoluten oder relativen Gültigkeit, nach den Grenzen des menschlichen Handelns, nach der Stellung des Einzelnen zu Gott, Gemeinschaft oder Gesellschaft auf demselben Wege wie wir: nur die Namen sind russisch, deren Träger könnten wir selbst sein.

Können wir uns so mit dem Dichter Dostojewsky jederzeit und mühelos über alles ohne Um- und Seitenwege verständigen, so ist uns diese Möglichkeit gegenüber dem Publizisten Dostojewsky

wesentlich erschwert; wir wissen, daß er als extremer Slawophile, als Panslawist, sich eifrig am politschen Leben beteiligte, seine Zeitgenossen in diesem Sinne zu beeinflussen suchte und dieser Wirksamkeit wenigstens in gewissen Epochen seines Lebens allergrößte Bedeutung beimaß.

Von der dem Schaffen des Dichters immanenten Frage: Wie stelle ich mich zu dieser Welt? und der die Arbeit des Publizisten leitenden: Wie wirke ich auf diese Welt? nimmt Kaus in seinem Buche* den Ausgangspunkt, um mit ebensoviel Liebe zum Dichter als Verantwortungsgefühl, das sich nie mit einer vorläufigen Lösung bescheidet, sondern jede durch neue Antithesen über sich hinaustreibt und vertieft, die viel verschlungenen Fäden zu entwirren, die Dostojewskys künstlerisches Schaffen mit seinem politischen Confiteor verbinden. Sind Dostojewskis Werke ein Ausfluß seiner politischen Anschauungen oder umgekehrt und hat sich, wird jenes bejaht, der Uebergang der in den Tendenzschriften geäußerten Ueberzeugungen und des aus ihnen leicht konstruierbaren Systems in die Romane direkt vollzogen oder führte er über Stationen, die es mannigfach in seiner Bedeutung veränderten? „Haben wir den Panslavismus für das gültige Aequivalent jenes Lebensgefühles zu halten, aus dem die Visionen des Dichter herauswuchsen?" Die Dringlichkeit der Beantwortung dieser Frage ist umsoweniger von der Hand zu weisen, als ihr außer der für das Verständnis der schöpferischen Persönlichkeit grundlegenden auch starke aktuelle Bedeutung zukommt, indem wir Zeugen waren, wie führende Journalisten russischer bourgeoiser Blätter Dostojewskys panslavistische Ideen in den Ursachenkomplex des gegenwärtigen Krieges hineinzuspielen wußten, wie sie diesen Krieg als russischerseits in Dostojewskys Namen unternommen, als Vollstreckung seines geistigen Testamentes hinzustellen versuchten.

Jedem leichtherzigen Kompromiß, wie daß man einfach und äußerlich den Dichter aus der Zeit vor der Verbannung nach Sibirien, den Politiker aus der darauf folgenden erkläre, ist Kaus ebenso abgeneigt wie dem vollständigen oder teilweisen Ignorieren dieses zugunsten des Künstlers: er betont Dostojewskys übereifrigen Panslavismus, der übrigens für keinen, der auch nur die Puschkinrede oder die Bemerkungen zu Tolstojs „Anna Karenina" gelesen hat, bezweifelbar sein kann. Um aber diesen Panslavismus, sein Frontnehmen gegen den Westen, sein Streben nach Byzanz mit dem in den Romanen manifestierten Weltbild, das uns durchaus vertraut ist, in Einklang zu bringen, müssen wir des Dichters Stellungnahme zu seinen russischen Zeitgenossen verstehen, die eine gedeihliche Weiterentwicklung Rußlands nur durch ein Uebernehmen westeuropäischer Institutionen und Lebens-

* Otto Kaus. Dostojewsky. Zur Kritik der Persönlichkeit. Ein Versuch. München 1916. R. Pieper & Co.

formen für möglich hielten. In Westeuropa war, als Dostojewsky seine Reisen dorthin unternahm, etwas im Werden, was Rußland wenigstens in gefügten Formen noch nicht kannte: der Kapitalismus mit all seinen bösen Begleiterscheinungen, der Entfremdung gegenüber dem Göttlichen, der quantifizierenden Nützlichkeitsmoral, der unerträglichen Verschärfung der Klassengegensätze, der immer wachsenden Unsicherheit der nur auf die Mehrung ihres äußeres Besitzes bedachten Menschen, sprang ihm als Stigma der westeuropäischen Kultur zu sehr in die Augen, als daß alle Fortschritte in Technik und Wirtschaftsleben, überhaupt im „Zivilisatorischen", ja selbst „Hegels Philosophie" für ihn hätten ein Gegengewicht bilden können. Dostojewsky sah, daß dieses gottlose, verkapitalisierte, sich zu einer großen Fabrik oder Wechselbank umbildende Europa, diese „infizierte" Bourgeoisie, wie er sie nennt, das Ideal vieler seiner Landsleute war, daß einem Turgenieff und anderen die Metamorphose Rußlands zu einem solchen „Westeuropa" gar nicht rasch genug gehen konnte. Im Bangen für Rußlands Zukunft besann er sich auf dessen eigene Kraftquellen und fand, daß das einfache russische Volk, das die Westler verachten, mit dem sich zu befassen sie verschmähten, das er aber als Kind und in der Katorga lieben gelernt hatte, in seiner seelischen Struktur gerade das Gegenteil von dem war, was er in den zivilisierten Europäern und ihren russischen Propagatoren sah; gegenüber der Rat- und Ruhelosigkeit der Intellektuellen, der Nihilisten, der unsteten Skitaletzen fand er beim russischen Muschik eine ruhige, aus einem tiefen Gegründetsein in Gott fließende Sicherheit. Rußland, von dem Dostojewsky träumt, wenn er ihm eine besondere, erlösende Mission vorbehält, ist nicht das ihm faktisch gegebene, es ist ein Land, in dem der volksfremd gewordene Aristokrat und der ihm noch fremder gewordene „Gebildete" aus naher und liebevoller Berührung mit diesem Volke ihre zersplitterten Kräfte gebunden und ein Zentrum gefunden haben. Denn immer, wenn er von Rußlands besonderer Berufung zu dieser Mission spricht, weist er sie auf den einfachen Mann mit seiner offenen, weiten Natur, seiner freudigen Glaubenstreue, auf das „Gottträgervolk", zu dessen Begriff sich ihm jener leibeigene Bauer erweitert hatte, der ihn einst als Knabe vor dem Wolf in Schutz nahm, ihn bekreuzigte, ihn, „wäre er sein Sohn gewesen, nicht mit einer tieferen, helleren Liebe hätte anblicken können". Er wollte verhüten, daß westeuropäische Tendenzen in dieses Wesen sickern und es zersetzen sollten, er akzeptierte deshalb das Programm der Panslawisten und machte sich ihre Symbole zueigen, weil er bei ihnen noch einen gewissen Kontakt mit dem Volke fand, in dessen für Rußlands Heil einzig bedeutsame Fähigkeiten er solches Vertrauen setzte, daß er imstande war, zu glauben, es könne Rußland eine kapitalistische Epoche überhaupt erspart bleiben, es werde so als ein auf wirklichen und nicht nur Interessengemeinschaften ruhender Staat einmal am ehesten imstande sein, das

Ferment der Einigung nicht nur sämtlicher Slawen, sondern aller Menschen zu bilden.

Als eine rationalisierte, reaktive Einstellung gegen das Grundübel Westeuropas stellt sich so Dostojewskys politische Ideologie dar, und wenn Kaus die Frage nach der Notwendigkeit, die seinen Panslawismus so auszulegen zwingt, beantwortet, indem er auf die Einheit der Persönlichkeit und die im Werke vollzogene letzte Synthese als obersten Erkenntnisgrund rekurriert, so zeigt sich, daß alles, was typischer Panslawismus heißt: Zartum, Orthodoxie, das Drängen nach Konstantinopel, in den Romanen keine Spiegelung findet. Nicht einmal soviel gesteht der Dichter dem orthodox-christlichen Gehalte seines Denkens zu, daß eine der Gestalten, die ihn am ehesten zu verkörpern scheinen, wie der Idiot oder Aljoscha Karamasoff, am Schlusse siegreich dastünden; ins Ungewisse läßt er sie gehen, eine bange Frage nur, ob auf ihrem Wege Lösung und Erlösung liege, kann sie begleiten. Wie nahe war ferner der Dichter dem um das Wort „Geld" entstandenen Fragenkomplex, der unheilvollen Entgötterung, die es stiftete, gekommen! Raskolnikoff erschlägt eine wuchernde Pfandleiherin, Dimitrij Karamasoff will um einiger Rubel willen seinen Vater töten, der General Jepantschin tut an industriellen Unternehmungen mit, Gruschenka, die „russische Schönheit", lernt als Maitresse eines reichen Kaufmannes Geld auf Zinsen ausleihen, Ganjä will gar nicht mehr nur „Geld", er will das „Kapital" und der gierige Rakitin hat nichts weniger vor, als nach Petersburg zu gehen und dort einen Zeitungspalast zu gründen. In diesem besonders erkennen wir deutlich die sich entwickelnden kapitalistischen Bourgeois in ihrer Leere, ihrer Zerfahrenheit, die eine Zeit anbahnen, in der der Mensch es verstehen muß, „nicht die Zahl nach seinem Seelenzustande, sondern seinen Seelenzustand nach der Zahl zu modifizieren".

Auf diesem Wege können wir Kaus folgend „eine enge Analogie zwischen Dostojewskys Weltbild und einem für uns möglichen herstellen", indem wir sein zeitliches Wirken aus der Brechung, die es in seinem überzeitlichen Werke fand, verstehen. Für die, die gestützt auf Dostojewsky diesen Krieg von Rußland aus zu rechtfertigen vermeinten, hat der Dichter nicht geschrieben. Den Fabrikanten, Lieferanten und Spekulanten, für den natürlich eine panslawistische Gesinnung ein treffliches Mittel zur Erweiterung der persönlichen Machtsphäre sein kann, den panslawistischen Freibeuter und dessen journalistische Schrittmacher sollte es ja gar nicht geben! In ihrem Munde haben auch seine Worte alles Leben verloren, sind „tönendes Erz und klingende Schelle" geworden.

FRANZ WERFEL

BENENNUNG

Noch einmal seh' und nenn' ich
Erhabenes Antlitz der Bäuerinnen,
Heiligen Kinderknix in Kirchen,
Riesigen Blick des Priesters — —
Ah, ein Vogel hüpft — hüpft über die Straße.
O Menschenschritt! Noch einmal — — —
(Wie unbenannt die Welt noch
Unbenannt, ihr Freunde) — — —
Noch einmal seh' und nenn' ich,
Eh' ich dahin in Wind bin,
Ich Wolkenzug,
Ich ohne Bindung, Heimat, ich Halbtraum,
Ich Flüchtling aufgebrauchter Städte,
Geborgener ich aus uralter Feuersbrunst,
Schlaf, Wollust und den Namen Gottes rettend. —
Noch einmal weiß ich mich,
Freundin, in deinem Dahingehn,
Das Schicksal weiß ich, Nächte weiß ich,
Die mich in die Schleuder tun,
Daß ich mit euch bin, der ich bin,
Ich erlöschender Fluß,
Hinstickend schon durch die Höhlen,
Daß ich mit euch noch hier bin, ich Oednis,
Daß ich mit euch noch bin, umrollt von Lauf,
Befohlen von Gestirnen,
Kreis und heiliger Zahl,
Daß du Geliebte welkst an mir hinab . . .
So faß ich mich nochmals,
Nenne mich
Ich Heimat-, Höllen- Himmelloser,
Mein Haus aufbauend auf
Zufälligen und flüchtigen Gesängen.

E. A. RHEINHARDT

RAGUSEISCHER ABEND

In die dargebotene Röte der Segelhand
Lehnt sich der Wind fernemüd.
Große Erleuchtung reißt die verwölkte Stadt auf.

Und alte Stürme stammeln sich
Kindisch rauschend an die erblühten Mauern.
In kupfernen Steilen später Gassen
Bereitet sich erste Heimlichkeit,
Verliebtes Dunkelblau unter den Röten.
Und darüber geht aufrauschend
Heimatloser Vogelflug in erlösten Himmeln.
Eingeschlafene Zeit schwirrt im Stein.
Weihrauch und spielende Göttlichkeit
Geistert in ersten Winkelschatten.

Und die Segelhand
Schließt sich um den Wind,
Sinkt leicht hin
Und hat Abend.

BELA BALÁZS

DAS BUCH DES WAN-HOU-TSEN

EINE CHINESISCHE ERZÄHLUNG

(DEUTSCH VON E. A. RHEINHARDT)

In der Stadt des Liu-Tsang lebte einst ein armer Mann des Namens Wan-Hou-Tsen. Sein Vater hatte ihm ein zwar schönes Stück Geld hinterlassen und seine Sippe lebte in Reichtum. Doch Wan-Hou-Tsen mochte keine ehrbare Arbeit tun. Er fand nicht Freude daran, als Händler im Boote unter dem fliegenden Drachen der Segel zu fahren, noch gelüstete es ihn, Seide zu weben. Ohne Unterlaß lag er über gelehrten Büchern. Denn er wollte sein Wissen vor dem Hochmögenden erweisen, um eine Würde im Reiche bekleiden zu können. Aber Wan-Hou-Tsen war schwachen Verstandes und gelangte niemals auch nur auf die erste Stufe Tsin. Da er nun mehr und mehr verarmte, verlachten ihn seine Anverwandten und verstießen ihn. Das reicht hin um zu wissen, wie es um Wan-Hou-Tsen stand.

Li-Fan war die Tochter des Statthalters Liu-Tsang. Ihr Liliengesicht entzündete die Feuer der Liebe im Herzen Wan-Hou-Tsens. Aber auch Li-Fan spottete seiner, und eines Tages fing der Statthalter einen seiner Briefe auf, darin zu lesen stand:

Du bist so fern von mir, o mein Geliebtes,
So ferne wie der Mond von meinem Hause.
Dein Bildnis zittert mir im Herzen so
Wie Mond auf meiner Diele zittert.

Da ließ der Statthalter den armen törichten Verliebten und Müßiggänger aus seinem Hause jagen. Seit dieser Schmach floh

Wan-Hou-Tsen die Menschen und irrte mit gesenktem Blicke durch die verlassenen Gassen. Wenn der Abend kam, setzte er sich zu seinem dürftigen Lämpchen und hatte nur sein weißes Reispapier und sein braunes Krüglein Wein vor sich. Er zeichnete die Geschichte der Ahnen auf, ihre erlauchten Abenteuer aus jenen Zeiten, da die Menschen noch deren zu bestehen hatten mit Geistern, Füchsen und den Seelen der Blumen. Er schrieb all diese Begebenheiten mit großer Treue auf, ohne sich auch nur einmal einer lügnerischen Erfindung zu erdreisten. Aber seit der Anblick der schönen Li-Fan mit den Lilienwangen ihm verwehrt war, ergriff ihn also schmerzlich die Sehnsucht, sie zu sehen, daß er eine Geschichte von einem jungen Mädchen des Namens Li-Fan ersann. Und diese Gesehichte war es, die er immerzu auf weißem Reispapier mit seinem zarten kleinen Pinsel getreulich schrieb. Aber seine Li-Fan war noch viel schöner als die Li-Fan des Liu-Tsang; nicht mehr des Statthalters, sondern eines großen Mandarinen Tochter war sie geworden, und ein Volk von Dienern wartete ihrer. Sie wohnte fern im weißen Tale der Apfelblüten, und nicht mehr lachte sie voll grausamer Scherze. Nun war sie bleich und verharrte mit feuchten Augen am Fenster, nach Norden schauend, um das Schloß des Prinzen Wang zu sehen, und redete oftmals die Worte:

Du bist so fern von mir, o mein Geliebter,
So ferne wie der Mond von meinem Hause.
Dein Bildnis zittert mir im Herzen so
Wie Mond auf meiner Diele zittert.

Li-Fan aber war es nun, die diese Worte sprach. Doch das Herz des Wan-Hou-Tsen zog sich in bitterem Schmerz zusammen, denn es ergriff ihn Mitleid mit Li-Fan. „O daß ihr Herz wund ist!“ sprach er „o daß auch ihr Herz wund ist!“ sagte er noch einmal zu sich, auf daß er hart werde. Eines Abends, als das Oel seiner Lampe verzehrt war, vermochte Wan-Hou-Tsen nicht, mit dem Schreiben fortzufahren. Da richtete er seinen Pinsel in einer Ritze des Tisches auf, zur Seite der kleinen Schale, das feuchte Haarende so nach oben gerichtet, daß es die auf dem Tische ausgebreiteten Blätter Reispapiers nicht beflecken konnte.

Mit einem Herzen voll Sehnsucht blickte er aus dem treibenden Dämmern seines Gemaches auf zum vollen Monde. Dieser aber tauchte seine Silberfinger in das Krüglein dunklen Weines und und legte sie dann auf das Reißpapier, darauf mit Tusche gemalt stand der süße Name der Li-Fan. Tränen traten in die Augen des Wan-Hou-Tsen und er sprach: „Wie bist du mir nah, schöne traurige Li-Fan, aus den zarten Härchen meines Pinsels strömest du und das weiße Tal der Apfelblüten reicht nun bis auf mein weißes Reispapier. Wie bin ich dennoch verlassen in meinem dunklen einsamen Zimmer! Kämest du zu mir, wenn ich dich riefe? Hörst du mein Rufen Li-Fan? O Li-Fan!“

Kaum hatte Wan-Hou-Tsen also gerufen, da sah er die Fädchen seines Pinsels sich öffnen und ausbreiten, nicht anders als die Blätter einer kleinen Palme. Und mit einemale begann das kleine tuscheschwarze Bäumlein zu treiben und bald waren winzige Blättchen an den winzigen schwarzen und schimmernden Aesten zu sehen. Die schwarze Krone des kleinen Pinselbaumes war überglänzt vom Mondlichte und warf einen zitternden Schatten auf den Tisch. Und ein schwarzes Blättchen löste sich aus dem Wipfelchen, flatterte in die Schale nieder und schwamm auf dem Spiegel des Weins. Doch kaum waren seine Ränder benetzt vom Weine, als es sich zusammenbog und alsbald als ein Schifflein über der dunklen Flut schwebte. Und darin erblickte Wan-Hou-Tsen ein winziges zierliches Mädchen. Da legte er den kleinen Finger an den Rand der Schale und Li-Fan setzte den Fuß darauf und entstieg dem Boote.

„Hier bin ich, mein Meister", sagte sie mit einer Silberstimme, so fein, daß sie kaum vernehmbar war, „ich komme aus dem weißen Tale der Apfelblüten, woher du mich gerufen hast."

„Wie hab ich dich erwartet lange Zeit, süße schöne Li-Fan" redete der glückliche Wan-Hou-Tsen zu ihr, „wie hab ich dich einsam und verlassen erwartet lange Zeit. O sieh mich an! Warum kehrt sich dein bleiches Antlitz immerzu nach Norden?"

„Fern im Norden steht das Schloß dessen, den ich liebe: des Pinzen Wang!"

„Kehr dich mir zu, schöne Li-Fan! Denn für mich selber hab ich deine Geschichte aufgezeichnet, weil ich dich liebe und weil mein Leben einsam ist."

Aber die Arme der schönen Li-Fan blieben sehnsüchtig nach dem Norden ausgebreitet.

„Wie bist du fern von mir o mein Geliebter,
So fern wie der Mond von meinem Hause . . ."

„Aber diese Worte habe ich doch selbst geschrieben und für mich" sagte schon ein wenig mißmutig Wan-Hou-Tsen. „Daß ich den Prinzen Wang ersann, geschah ja nur, weil ich mich nicht selber in mein Buch versetzen konnte. Sei gnädig, Li-Fan — nur einen Blick."

„Dein Bildnis zittert mir im Herzen so . . ." — fuhr die kleine Li-Fan fort.

„Du hast ein hartes Herz, Li-Fan. Hör mich! Der Prinz Wang ist reich und glücklich, ich aber bin arm und verlassen. Dennoch schüttest du ihm das Krüglein deiner Liebe in das Meer seines Glückes, statt mich trinken zu lassen, der ich vergehe in Durst. Und doch ist der Prinz Wang auch nur meinem Pinsel entwachsen, wie auch du daraus entwuchsest."

„Das ist nicht meine Schuld," sagte Li-Fan mit trauriger Stimme, „denn so hat mich dein Pinsel geboren." Da wurde Wan-Hou-Tsen zornig. „Geh, lauf in das Buch zurück. Du wirst schon

sehen, was ich tun werde!" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Li-Fan auch schon verschwunden war. Und der kleine Pinselbaum schloß sich wieder zu einem fein gespitzten Pinsel. Wan-Hou-Tsen aber begann am nächsten Tage einen neuen Abschnitt in seinem Buche, den er überschrieb: „Der schreckliche Tod des Prinzen Wang." Darin wurde der Prinz Wang von furchtbaren Wegelagerern ohne Barmherzigkeit erschlagen. Diesen Abend wollte Wan-Hou-Tsen Li-Fan wieder zu sich rufen. Aber das Mitleid saß ihm wie ein Knoten um den Hals fest und er hätte ihren Anblick nicht ertragen können. Er war kaum eingeschlafen, da erschien ihm der Prinz Wang im Traume, setzte sich auf den Rand seines Bambusbettes und sagte voll Traurigkeit: „Du hast mich getötet, aber ich klage nur um Li-Fan, die nun verwitweten Herzen allein geblieben ist im weißen Tale der Apfelblüten. Mühe dich, sie zu trösten. Denn das Leben ist ohne Freude für sie!" Nach diesen Worten verschwand er. Des anderen Morgens setzte sich Wan-Hou-Tsen wieder vor sein Reispapier. Doch sein Pinsel bewegte sich nicht. Was sollte er tun? Etwa sich einen neuen Nebenbuhler ersinnen und ins Buch schreiben? In vieler Qual verbrachte er diesen Tag. Dennoch wagte er es nicht, abends Li-Fan zu rufen, da er große Scham vor ihr trug. Kaum war er eingeschlafen, als er auch schon den Geist des Prinzen Wang wiedersah, der aber heute noch traurigter erschien als die Nacht vorher: „Mein lieber Wan-Hou-Tsen" redete er ihn an, „ich bitte dich sehr, die arme Li-Fan zu trösten. Da du mich doch getötet hast, rufe sie nun zu dir und liebe sie selbst. Denn die Frauen, in deren Herzen die Liebe einmal gewohnt hat, vermögen das Leben ohne Liebe fürder nicht mehr zu ertragen" und damit war er wieder verschwunden. Da erwachte Wan-Hou-Tsen. Der Mond wanderte durch das Dunkel seines Zimmers und blätterte mit seinen Silberfingern in den Blättern Reispapiers. Wan-Hou-Tsen erhob sich und setzte sich an seinen Tisch. Er richtete seinen Pinsel in der Ritze des Tisches auf, zur Seite der Weinschale, und mit scheuer Stimme rief er den Namen der Li-Fan. Schnell breiteten sich die Härchen des Pinsels aus, der kleine Pinselbaum trieb Blätter, und als der Schatten seiner kleinen zitternden Krone sich ganz rund auf den Tisch zeichnete, löste sich auch das Blättchen aus dem Wipfel und flatterte in die Schale. Seine Ränder falteten sich und in dem Schifflein trieb Li-Fan über die Weinflut. Wan-Hou Tsen legte seinen kleinen Finger an den Rand der Schale und Li-Fan setzte ihr winziges Füßlein darauf. Ihr weißes Gesicht und ihre gerötete Augen verbargen sich unter dem Witwenschleier. „Du hast mich gerufen, mein Meister," sprach sie „und ich komme aus ihm öden Tal der Apfelblüte, wo ich nun leben muß ohne Liebe." „Verzeih mir, meine süße Li-Fan" — stammelte Wan-Hou-Tsen. Aber Li-Fan war von seiner Hand niedergestiegen zur Diele, stand nun vor ihm und wurde größer und größer. Und bald stand sie als ein schlankes Mädchen vor Wan-Hou-Tsen.

Ihre Haare und ihre Augen waren schwarz wie glänzende Tusche und ihre junge duftende Haut war weiß wie Reispapier. Wan-Hou-Tsen betrachtete sie voll Entzückens. „O wunderbare Li-Fan, kannst du mir meine Grausamkeiten verzeihen?" Aber Li-Fan erwiderte nicht auf diese Worte. Sie breitete ihre Arme gegen Wan-Hou-Tsen aus und flüsterte leise:

„Dein Bildnis zittert mir im Herzen so,
Wie Mond auf meiner Diele zittert."

„Wenn du mein Herz gesehen hättest, o Li-Fan, könntest du verstehen, was ich getan habe!" Da lächelte Li-Fan und das Mondlicht glitzerte auf ihren weißen Zähnen. „Die jungen Männer sprechen nicht so, wenn sie ein junges Mädchen in der Nacht empfangen. Wenn du fortfährst, so zu sprechen, werde ich bald an die Torheit glauben, deren deine Sippe dich zeiht."

Da schämte sich Wan-Hou-Tsen, faßte ihre schimmernden Finger und zog Li-Fan auf seinen Schoß. Und sie waren glücklich in Küssen und lagen umarmt bis zum Morgen. Aber als der Morgen in den Vorhang aus Schilf dünne Stäbchen von Helle drängte, nahm Li-Fan Abschied und kehrte in das Buch zurück. Am folgenden Tage saß er vor seinem Reispapier mit dem gesegneten Lächeln des Reichen und beschenkte Li-Fan. Reichgestickte Seiden schrieb er ihr und künstlich gefügtes Geschmeide, dessen große köstliche Edelsteine fremde berauschende Gerüche bargen. Und Abends rief er Li-Fan wieder und von nun an rief er sie jeden Abend. Am Tage fuhr er fort, sie mit wunderbaren Geschenken zu umgeben. In das weiße Tal der Apfelblüten schrieb er ihr einen silbernen See, an dessen Ufer er einen Palast aus köstlicher Jade aufsteigen ließ. Flöten aus Ebenholz wiegten Li-Fan in den Schlummer und erweckten sie, da sie in goldenem Kahne mondbeglänzt über ihren See trieb. Er schrieb ihr Liebesgedichte voll wilder Sehnsucht nach ihm. Er erregte flammende Feuer in Li-Fans Blute, also daß sie Abends zu ihm kam mit einem Herzen, das in Liebesgier wild und süß zitterte. Und jede Nacht schlossen sich die Arme der Li-Fan um ihn in der wunderbaren Raserei des Wiederfindens. Zuweilen flehte sie, er möge sich Zügel der Klugheit anlegen: „Wenn du so unaufhaltsam die Feuer meines Blutes schürst, wirst du dir ein Uebles tun, mein Geliebter!" Wan-Hou-Tsen ließ darob keine Sorge in sein Herz. So sie des Küssens müde waren, lehnten sie zusammen auf dem Bambusbette, indes der Mond auf der Diele die Schatten ihrer Füße vermischte. Sie redete vom weißen Tale der Apfelblüten, wo alles schön und still ist, wo keine Stürme brausen, wo es nicht Herbst gibt noch Alter, und wohin die Gewalt des Todes nicht reicht. Denn die Mauer ewiger Buchstaben wacht über dem weißen Tale der Apfelblüte und die Windstille unvergänglicher Jugend. Die Zeit rollte hin und sie hatten, da das Jahr zu Ende ging, einen Sohn. Als Li-Fan ihn zum erstenmale brachte und

im Boote auf der dunklen Weinflut nahte, merkte Wan-Hou-Tsen, daß das kleine Schiffblättchen langsamer als sonst herankam, und er meinte, daß die Last, die es trug zu schwer sein könnte. „O Wan-Hou-Tsen" sagte Li Fan, — da sie das Boot verließ — „endlich kann ich dir auch etwas bringen für die Fülle deiner Geschenke! Sieh hier unseren Sohn! Und sieh, wer uns durch geheimnisvolles Schicksal wiedergegeben ist!" „Der Prinz Wang!" schrie Wan-Hou-Tsen auf, „endlich darf ich völlig glücklich sein, nun mir aus deinem Leibe die Ruhe meiner Seele wiedergegeben ist." Das Kindlein hatte Augen und Haare, schwarz wie chinesische Tusche und eine Haut von der Weiße des Reispapiers. Es verblieb bei seinem Vater. Seine Mutter kam jede Nacht und die Liebenden lebten in einem großen milden Glücke. Als der Prinz Wang sich seines früheren Lebens zu erinnern vermochte, verzieh er Wan-Hou-Tsen. Er wuchs auf zu einem überaus klugen Knaben. Im Alter von zehn Jahren verstand er schon alle Bücher seines Vaters und Wan Hou-Tsen machte sich mit neidisch kläglicher Lust damit vertraut, daß sein Sohn mit seinem Wissen vor den Hochmögenden bestehen und es besser machen werde als sein Vater.

Um diese Zeit wurde Wan-Hou-Tsen sehr traurig. Er alterte und er ward dessen gewahr. Seine Haare wurden silbern und Falten legten sich in sein Gesicht. Li-Fan schalt ihn sanft: „Immer hab ich gefleht, du mögest nicht ohne Unterlaß meines Blutes Sehnsucht erwecken! Nun ist deine schöne Jugend daran verbrannt."

„Das ist es nicht, was mich quält, süße Li-Fan," sagte mit einem Schütteln seines Hauptes Wan-Hou-Tsen, „wir Menschen altern."

Nicht das Silber seiner Haare noch die Falten in seinem Antlitze waren es, was ihm Gram machte, sondern daß Li-Fan jung blieb und immer dieselbe und daß er zu fühlen glaubte, sie entferne sich von ihm, gleich einem Schiffe, das vom Ufer treibt und das keiner aufzuhalten vermag. Die Zeit änderte nichts und Li-Fan blieb jung wie in der ersten Nacht. Und noch eine Sorge bedrängte Wan-Hou-Tsen: während dieser Jahre hatte er seine Habe völlig aufgezehrt. Durch die Mauerrisse und die zerbrochenen Fenster kam Wind und Wetter in sein Häuschen geweht. Das Kinn auf den Knien kauerte der alternde Wan-Hou-Tsen auf seinem Bambusbette, er schämte sich vor Li-Fan, da sie des Nachts in ihren königlichen Gewändern und im reichen Schmucke wunderbarer Edelsteine kam, wie ein kaiserliches Roß. Denn in seinem Buche hatte sich nichts gewandelt. Er hatte nicht einmal Verlangen getragen, an dem Palaste, den Li-Fan bewohnte, etwas zu erneuern. All das war Grund des großen Kummers im Herzen Wan-Hou-Tsens. Eines Tages endlich hatte er nicht Speise und Trank für seinen Sohn, den Prinzen Wang. Sein Zustand war unerträglich geworden. Da faßte er seinen Sohn, einen bleichen Knaben von zwölf Jahren, an der Hand, um ihn

zu einem seiner reichen Anverwandten zu führen. Aber die geschnitzten Türen blieben geschlossen, da Wan-Hou-Tsen daran pochte. Seine Sippe verjagte ihn und höhnte seine zerrissenen und schmutzigen Kleider. Wunden Herzens begab er sich mit seinem Sohne, dem Prinzen Wang, nachhause. Auf dem Wege kamen sie an dem Hause des Statthalters vorüber, wo eben eine alte vornehme Frau verschleiert einer Sänfte entstieg. „Wem gehört dieser liebliche Knabe?“ fragte sie Wan-Hou-Tsen. „Dies ist mein Sohn. Ich hab ihn in seinem früheren Leben getötet; nun tötet er mich, da ich ihn nicht ernähren kann.“ „Gebt ihn mir,“ sagte die alte Frau, „bei mir soll er eine edle Erziehung erhalten!“ Mit Tränen in den Augen nahm Wan-Hou-Tsen Abschied von seinem Sohne, dem Prinzen Wang, und begab sich langsam nachhause. Ein kalter Regen rieselte nieder und es fror ihn bis ins Mark. Vor der Türe seines Hauses wandte er sich, um die Welt anzuschauen. „Alles verdirbt. Schlimm steht es“, sagte er. „Muß auch ich verderben wie mein Haus?“ Dann setzte er sich vor sein weißes Reispapier und rief Li-Fan. „Warum weinst du?“ fragte ihn die schöne Li-Fan mit den Lilienwangen, während sie sein ergrautes Haar liebkoste. Wan-Hou-Tsen erzählte ihr all sein Unglück. Li-Fan hörte ihn mit stillen Augen an und betrachtete sein Gesicht. „Könntest du nicht mit mir in das weiße Tal der Apfelblüten kommen?“ fragte sie. „Mein Palast aus Jade erwartet dich strahlend am Ufer unseres Sees. Immer noch singen die Ebenholzflöten und der Mond ist seitdem noch nicht in den See gefallen. Die Apfelblüten haben seit Anbeginn kein Blättchen verloren. Keine Stürme brausen dort, wie in diesen Landen, nicht Herbst noch Alter gibt es, und die Gewalt des Todes reicht dorthin nicht. Eine unbesiegbare Mauer ewiger Buchstaben wahrt darüber die Windstille unwandelbarer Jugend!“

„Aber wie käme ich denn hin, o Li-Fan?“

„Du schreibst dich selber dahin, wie du uns, mich, und den Prinzen Wang hineinschriebst.“

Und so geschah es. Des andern Tages kam der kleine Prinz Wang und suchte seinen Vater, um ihm eine wunderbare Nachricht zu überbringen. Im Hause des Statthalters hatte er vernommen, das Li-Fan nun schon dreizehn Jahre verstorben sei, gerade um jene Zeit, da Wan-Hou-Tsen sein Buch begonnen hatte. Ein wenig später war sie ihrer Mutter im Traume erschienen und war gesegneten Leibes gewesen: „Weine nicht!“ hatte sie zur Mutter geredet, „ich bin glücklich im weißen Tal der Apfelblüten.“ Der Prinz Wang konnte seinen Vater nicht finden. Aber im Buche erblickte er einen neuen Abschnitt, der überschrieben war: „Die Ankunft des Wan-Hou-Tsen im weißen Tale der Apfelblüten.“

Der kleine Prinz Wang nahm das Buch mit sich und bewahrte es treulich, bis in sein hohes Alter, da er längst die höchste Mandarinenstufe erreicht hatte.

ICH

Ich bin der Mythe.
Was mir begegnet
hat Teil am Mythus:
Das Blau und die Sterne,
dein Auge, dein Mund,
mein Zorn und mein Heil.
Ich schließe euch zur Blume.

Der Mythus wird nicht welk,
dein Auge aber verliert ihn:
An der nächsten Ecke zerfließt er.
Ich bitte, schichtet nicht meine Worte auf,
wenn meine Stimme verhaucht ist,
und sparet nicht meine Spur,
wo ich nicht mehr wandle.
Ehret das Schweigen.
Ich sage: sondern leget ein Feuer,
in dem sich auflöst die Leiche meines Geistes,
der Rauch zum Himmel flattert.
Ehret den Mythus.

Der Mythus, der vorübergezogene,
will dich zum Mythus, Knabe.
Ich warne vor mir und rufe:
Werfe dich nicht über meine Leiche.
Ehret mich.

DAS VOLLENDETE SCHWEIGEN

Das Schweigen wurde Meer.
Und aus dem feuchten Stoff ging Gott hervor.
Gott wurde Weib. Ein junges Weib im Flor.
Sie: Aug' ohne Augenweide.
Vom Knie des Abgrunds bis zur Stirn der See
brannte ihr Leib wie ein Gebirg im Schnee.
Und keiner sah: wie sehr.

Aus blauer Flut empor
tauchte das Weib wie blitzendes Gestirn.
Ins Blaue fuhr die junge Göttin vor.
Sie: Auge und Augenweide.

Begegnete dem Himmel und der Gier.
Und sie gebar. Gebar den Vogel und den Stier.
Geteilter Körper und geteiltes Meer.

Auch Götter werden leer.
Am Strand des Meeres heil'ger Sproß erfror
als Fisch, als Perle und als Muschelohr.
Die Göttin schrie. Sie sah was Gott verlor.
Ihr Wort und jede süße Tat, zuletzt
ihr Anbeginn und Ziel verworfen und zerfetzt.
Die Göttin schwieg entsetzt. Sie schrie über das Meer.

Und alles wie zuvor.
Das Leben trat in sie zurück. Wort wurde Mund.
Die Handlung Faust, das Ziel ein stummer Bund.
Die ewige Stadt: öffnete weit das Tor.
Das Weib glitt schwebend in den blauen Schoß
und schwand. Kein Schiffer kennt ihr Los.
Augen gesenkt: Das Schweigen wurde groß.

RUDOLF FUCHS

TRAUM

Ich wache einen Traum,
ich wache schlafend einen wachen Traum:
mit meiner heisern Flamme kaum
fand ich an einer Tafel Raum.

Da brach man Brot, man sang den Spruch, und schenkte Meth,
und niemand spricht: O Mensch, was kommst du spät...
Und niemand sagt, o Mensch! Und niemand hört den Wind.
Und niemand sagt: mein Kind!
(Und niemand sagt, mein Kind!)

Es ist kein Wort mehr dran,
es ist kein Sinn und ist kein Wort daran,
was mich so nahm und doch von hinnen ließ,
was einst, ein Schwan, durch blaue Wogen stieß,
was, eine Wolke, groß am Abend fern verrann —
nichts dran, was Leben hieß.

DER MESSIAS

NACH DEM NEUHEBRÄISCHEN DES DAWID FRISCHMANN

Mir kam in die Nacht eine Stimme des Klirrens,
Wie Klirren von Ketten und scharfes Gerassel
Von Ringen hart aneinander gewetzt,
Der Himmel brach auf,
Und großes Geleuchte, Fülle von Strahlen,
Wie Wasser hervorbricht, floß es hervor
Ueber alles: Himmel, Purpur und Bläue —
Da falle ich nieder, da knie ich hin.

Und sieh', Elohim, der Heerscharen Gott!
Zwischen Scharlach und Jaspis und roten Wolken,
Wolken, die auf- und niederzieh'n,
Auf Feuerlicht, das saphiren brennt,
Erhebt sich der Thron.
Und der Mond ist der Schemel seiner Füße,
Die Sonne das Kissen zu seinen Häupten,
Die sieben Himmel sein Schleppgewand,
So thront Elohim, aller Ehren Gott.
Doch an die ehernen Füße des Thrones
Geschmiedet mit Ketten, nie zu zerreißen,
Mit goldenen Ketten
Ist unser Herr, der König Messias . . .

An deinen Zeichen habe ich dich erkannt,
An dem heiligen Licht,
Das dein Auge durchzündet
Wie Augen von Dichtern,
Von Sehern, Rettern und allen Propheten,
Am Geiste, der deine Stirn umwittert,
An den Zügen des Mitleids auf deinen Wangen,
Den Funken des Brandmals auf deinen Lippen,
Und mehr noch, mehr noch an deinen Ketten
(Prometheus-Ketten),
Die deine Armhöhlen elend umschließen,
An all dem habe ich dich erkannt,
Ja du bist es, Herr, der König Messias!

Und mit goldenen Ketten, nie zu zerreißen,
Hängst du seit vielen tausend Jahren
Am Throne des Gottes Zebaoth,
Und kannst dich nicht rühren

Und siehst herab
Auf alle Schrecken und Zwang des Lebens,
Der deinen Brüdern beschieden ist —
Und die Hand ist zu kurz, sie kann nicht helfen.
Und täglich und stündlich das neue Leid,
Und stündlich das Kreischen neuen Blutes,
Das von der Erde aufschreit zu dir,
Dann wird deine teure Seele jäh,
Dein Zorn entbrennt und die Adern schwellen,
Du keuchst und atmest,
Schon klirren die Ketten, du gürtest dich
Mit deiner Kraft und willst sie zerreißen,
Zur Erde entwallen,
Erlösen, erretten
Den Armen aus des Starken Gewahrsam,
Den Dürftigen aus der Gewalt des Drängers,
Und man hört deine Stimme: „Es ist genug,
Jetzt steig ich nieder! Jetzt werde ich kommen!
Jetzt will ich befreien!
O wartet ein Weniges, ich bin da!“ —
Doch du bist gefesselt und kannst nicht los,
Du fällst zurück
Und alles wird wieder, wie es war. —

So hört man seit vielen tausend Jahren
Die Stimme tönen und deinen Krampf. —
So hörte auch ich dich in dieser Nacht.
Mir drang in die Stille: Wie lange noch, Gott!
Gib mir mein Geheimnis, gib mir mein Geheimnis!

Was bliesest du diese Seele mir ein,
Zu tragen, zu zucken mit jedem Gedrückten,
Und bandest die helfenden Arme mir zu?
Was nanntest du selber Heiland mich
Und lässest mich nun nicht helfen noch heilen?

Da kam in die Nacht eine Stimme des Klirrens
Wie Klirren von Ketten und scharfes Gerassel
Von Ringen hart an einander gewetzt.
So reißt der Messias an seinen Banden
Und will mit der Kraft der nervigen Arme
Den Thron der Herrlichkeit und die Säulen
Mitsamt dem Himmel
Und mit dem Himmel der Himmel erschüttern.
Und man hört in der Stille der Nacht ein Echo:
Wie oben goldene Ketten erklirren,
Antworten klirrend von einem Ende
Der Erde zum andern eiserne Ketten.

Doch aus roten Wolken und aus Saphir
Und Jaspis und Scharlach erklingt die Antwort:
Bis ein neues Geschlecht auf der Erde aufsteht,
Ein Geschlecht, das wahrhaftig Erlösung will,
Und die Seele bereitet, erlöst zu sein,
Dann erfüllt sich dein Schicksal — du wirst erlöst,
Dein Schicksal erfüllt sich — du wirst erlösen.

(MEINEM FREUNDE HUGO BERGMANN.)

IWAN GOLL

CAFÉ

Der Boulevard, der dunkle Acheron, stößt vor den dicken Nebelscheiben
Die Menschenwellen langsam fort, und Schatten sind, die treiben, andre bleiben.
Die alten Fiakers mit den müdgewieherten Gäulen kreuzen sich wie Särge
Und Autobuskentauren schnellen heulend durch die Häuserberge.
Passanten stützen leicht einander. Frauen, nackte, hüllen sich in Männerblicke.
Vom andern Ufer aber glänzt Elysium, stehn Bogenlampen wie Orangen aufgestaut.
Nur hier hinter den Nebelscheiben, birgt ein Orkus irdische Geschicke:
Hier sind die Menschen innerlich bewußt. Sie hocken schwer. Sie reden laut.
Sie haben Köpfe, die sie hoch wie runde Lampen tragen,
Und Hände, die sie immerzu nach neuen Horizonten auseinanderschlagen.
Sie graben im Gespräch sich selber auf. Mit Worten wird die grinsende Realität erforscht.
Zeitungen brüten Welterlebnis. Gott wird immer ausgehorcht.
Hier ist der Orkus dieser Welt. Sie wissen von sich selbst. Sie hocken an den Tischen und sie trinken.
Der Acheron fließt dumpf vorbei. Dort ist Elysium. Und sie versinken.

DIE ZEIT IM DAIMON

W E D E K I N D

Vor der komplizierten Komplexität seiner Erscheinung standen sie und stehen sie auch heute noch mit der Verlegenheit eines unsauberen Gewissens, eines lastenden Schuldgefühles, mit der verräterischen Unlust der Feigheit vor jeder befreienden, die Atmosphäre gewitterartig entladenden Courage. Was an ihm verwirrte, was man ihm krumm nahm, war die Geradlinigkeit, mit der er die faulende Behaglichkeit an jenen Beziehungen durchhieb, aus denen unsere bürgerlichen Existenzen nicht herauswachsen, in denen sie recht eigentlich bestehen, weil sie aus ihnen entstehen. Er durchhieb sie: ein Schwert, das in Jauche fuhr und sie in Blut verwandelte. Und noch etwas: seinen Hieb, vor dem, was formlos war, zu Form gerann, führte die Inbrunst, die denen im Innern brennt, die sie mit ewig neuem Sehnen an der Kraft ihres Willens entzünden, des Willens, die Totalität der Welt zu erfassen, nicht in einem Werk, das ist sekundär, ein Vorgang, der nicht notwendig erfolgen muß, wohl aber in stärkster ideeller Einheit, die aus der Quelle aller Ethik erfließt, aus dem Drange nach reiner Beziehung. Und man begreift, wie er zur reinen Form kam. Ist reine Form nichts als der Ausdruck reinen Bezuges, so versteht man, worauf die Kraft der seinen gegründet war: auf der formalen, individuellen Reinheit seines im tiefsten Grunde ethisch-orientierten Verhältnisses zur Welt.

Aber wie gesagt: die Schwierigkeit, das Problem Wedekind zu zergliedern, entwirrt sich, wenn man den Ausrichtungen seines Geistes nachzugeben versucht. Freilich darf man ihm, dem Antibürgerlichen, nicht mit bürgerlichen, konturenschwachen Wertungen entgegentreten wollen, will man sich nicht von vornherein zur Lächerlichkeit verdammt sehen. Ehedem zog man gegen den Toten mit dem Inventar einer wertelosen Gesellschaftsmoral los, heute versteckt sich die durch seine Attacken peinlich berührte Gewissenlosigkeit des „Publikums" in den Schein unparteilicher Würdigung, indem es einen „pathologischen" Einschlag in ihm zu erkennen vermag, aber die „vollständige und restlose Verbildlichung seiner Visionen" immerhin anzuerkennen nicht umhin kann. Aber eben diese Unparteilichkeit, nach der einen Seite ein Palliativ gegen des Dichters revolutionäre Versuche einer Kritik der bürgerlichen Fäulnis, auf der anderen eine rückgratlose Verbeugung vor dem ästhetischen Snobismus der literarischen Tagesmode, ist in dem Bemühen, ihn als einen Wert unserer Bourgeosie zu sichern, unmoralisch von Grund aus, weil sie seinen Wert nicht rettet, ihn vielmehr entwertet.

Freilich auch ein fanfarenartiges Bekenntnisgeschmetter zu ihm, ein elegisches Beklagen, sich nicht mutiger zu ihm bekannt

zu haben, da er noch nicht ein mit gemischten Gefühlen bestauntes Erlebnis unserer verschmockten Welt war, erübrigt sich heute. Auch auf Literaturgeschichte kommt es nicht an, pedantisch die Daten über sein Leben zu sammeln oder die Essenz seiner Werke in mehr oder weniger exakten Formeln zu erschöpfen. Daß sein Leben abenteuerlich genug war und von selten erhörter, explosiver Kraft geformt, einem wilden, von ihm geträumten Träume glich, wird den mit umso mehr Bewunderung durchdringen, dem die wundervolle, unabhängige, trotzige Echtheit jedes seiner Worte allen Konventionen gegenüber Bürgschaft leistet für die Echtheit seines Lebens und Erlebens. In dieser Echtheit wurzelt seine Originalität, in diesem verzweifelten Mute eines, der einen hohen Begriff von Menschenwürde in sich trug und durch allen Kot geschleift nicht einsehen konnte, ohne sich aufzugeben, wie wenig die Symbole, die er errichten konnte, gegen die Realität dieser Gesellschaft tatsächlich vermochten. Aus diesem Mut, nicht mitzuspielen in den verlogenen Rollen, wie sie durch die Verstricktheit in die Beziehungen unseres gesellschaftlichen Daseins bedingt sind, ergab sich mit Notwendigkeit erstens jenes Schönheitsideal, jenes Bekennerideal, dem im Menschen das reine Tier lieber ist als der unreine Mensch, jene Entdeckung, die den Bourgeois in Deutschland genau so shockierte wie die puritanisch entsinnlichten Paradoxa Shaws die englische Mittelklasse, und bezeichnend ist, daß man sie beide eben dieser Paradoxa wegen, die demselben Mute zur Wahrheit entstammten, gerade dort für exzentrische Narren hielt, wo sie es blutig ernst meinten. Es ergab sich ferner mit Notwendigkeit, als dämonische Verkürzung auf das Wesentliche, die geniale Groteske der Stimmungsquerschnitt durch ganz in sich, in ihrer spärlichen Erbärmlichkeit isolierte Marionetten eines wütend hassenden, in seinem Pathos nebenbei recht deutschen Grolles. Man darf sich freilich, bei voller Autonomie der ästhetischen Kriterien, nicht verhehlen, daß dieses Tragikers Vorstellungen von dem, was stark, schön, gut und wahr ist, irgendwie eine leicht von literarischen Tagesformulierungen bedingte Färbung haben, einen psychologisch und geistesgeschichtlich nicht unverständlichen schematisierenden Formalismus, der auch dort gefühlt werden kann, wo er kritische Umwertungen der Gesellschaft versucht, indem er sie sich zum Publikum in so und so vielen Symbolen verdichtet. Aber da dieser Formalismus ihm nie Selbstzweck, sondern immer aus der Kraft seiner persönlichen Erfahrung gespeist und durchglüht war, so drängt sich die Frage auf: wie war dieser Mensch mit seinem ganzen Erfahrungsinhalte möglich?

Die Erwägung dessen, was die Grundhaltung seines Werkes ausmacht, soll, andeutungsweise nur, eine Antwort versuchen. Ein prinzipieller, aus ethischen wie aus ästhetischen Gründen erflossener Individualismus, ethisch, weil ihm im Individuum die reine Menschenwürde möglich schien, ästhetisch, weil in der scharfen Begrenzung der individuellen Differenzen seine Form sich heraus-

lösen ließ, mußte ihm wie so vielen nicht ganz aus der ästhetisch-literarischen Wertung Entrungenen als letzte Lösung erscheinen, sollte ihnen der Fortbestand ihrer tragischen Spannungen gesichert bleiben, als letzte Erlösung von der quallig-formlosen Masse des „Publikums". Aber hinter diesem Verfall des Publikums regte sich mächtig etwas anderes, für das Wedekind kaum Worte fand, weil er es nur in übertragener Wirkung spürte: der Zerfall, die Atomisierung unserer Gesellschaft in eine Unzahl von Klassenschichtungen, ein Zersplittern jener größeren alten Klassen, in deren sicher gegründeter Wertung ein Dichter ehedem die Gewissheit innerer Beziehung finden konnte, die allein ein nationales Werk ermöglichte. Der Prozess aber, dem die Gesellschaft heute, aus verschiedenen Gründen, die nicht hieher gehören, unterworfen ist, wirft den Dichter auf sich selbst zurück, und will er eine Beziehung zur Gesellschaft, so muß er Beziehung sowohl als Gesellschaft schaffen, indem er sie bekämpft, und sie bekämpft, indem er sie schafft. Auf diese Weise allein wurde Wedekind das Drama möglich, die Gestaltung der Zerrissenheit des Bezugs vom schroffsten Individualismus zu einem Symbole der Gesellschaft, das er sich selber erst gestalten mußte. Und wenn es vielleicht Wedekinds Schwäche ist, daß er nicht über das Symbol, über das „Publikum" hinwegkam, so ist es sicherlich seine kulturgeschichtliche Größe, daß er den Kampf aufnahm, weil er an den Menschen und seine gesellschaftbildende Kraft leidenschaftlich glaubte. E. O. K.

ANFANGSGRÜNDE DER KRITIK*

Auf dem Passionswege des Geistes erscheint dem Wesensforscher die praktische Betätigung des grundsätzlichen Zweifels gegen alle unmittelbare, wie vermittelnde Erkenntnis geheuer, angesichts der gering geprobten Gesinnung des restlosen Glaubens bis zur Unwahrscheinlichkeit an jede dargebotene oder bloß verkündete Begebenheit. Aus solchem Gewissen meldet sich dem ewigen Zensor die Frage: Wie ist vollkommene Kritik möglich? Ausschaltung dieses Bedenkens versenkt in die schlaffe Ueberlegung, ob sie richtig oder eine Kunst ist. Während der Bemühung um den Rechtsgrund reiner Kritik begegnet noch ein zweites Hindernis: Wem ist Kritik erlaubt?

Seyn selbst oder Anschauungen eines Seyns sind die notwendige Rechtfertigung einer Begutachtung, womit nur ihr kritischer Ort angezeigt werden soll, während ihre sachliche Durchführbarkeit außerhalb unserer Würdigung fällig wird. Seyn selbst ist notwendig vollkommen, Anschauung eines Seyns ist notwendig unvollkommen. Die Folge sind zwei Arten der Kritik: eine

* Meine Publikationen in diesem Hefte und alle noch künftigen im „Daimon" gelten als Fortsetzung des Gespräches „Die Gottheit als Autor" („Daimon" Heft 1) und fallen sohin unter die Prämissen des Berichtes und der Einladung zu einer Begegnung. Anm. d. Verf.

vollkommene, indem das Seyn durch sich selbst Gericht wird, eine elementare, indem sich das Seyn innerhalb der Anschauung gegen ein Ding richtet. Die oberste Stufe vollkommener Kritik, zugleich der stärkste Vollzug im Reiche des Schweigens, erweist sich als: Kritik durch Seyn des Wesens als Kritik des Weltalls. Indem das Seyn anschaulich wird, ohne sich noch außen zu wenden, steigt es über die tiefere Stufe: Kritik durch das Schicksal als Kritik der Menschheit.

Elementare Kritik wird wirklich, wenn das Seyn außer sich, von der Tätlichkeit bis zur geistigen Bekehrung, ein anderes überfällt: Kritik in der Begegnung als Kritik des Gegenübers, während das publizistische Urteil rein elementar bleibt, solange es seine Dimension, die bloß Wortwerte betrifft, nicht verläßt, um aber Unfug zu werden, eindringend in die höhere, nie erfahrene Sphäre des Seyns oder gar des Wesens. Daher lautet der philosophische Imperativ: suche fehlende Anschauung auf, und der Hauptsatz unserer besonderen Antwort: Praktische Kritik ohne Wahrnehmung ist ein Sprung ins Absolute. Möge dem Sucher solcher Schritte sonst unendlichen Vorteil bringen, über das Ding, welches Gegenstand seiner Forschung ist, wird er das Letzte nicht vernommen haben.

Aufgabe und sittlicher Schluß ist sohin dem Gesetzgeber die Herstellung eines geistigen Rechtes, denn bedrohlicher als die Mörder, Diebe und Ehebrecher des Strafgesetzes sind die Spieler mit Worten, Kannibalen unseres einzigen Daseyns, die es mit Kot bewerfen oder mit Blumen verschütten, ohne je von ihm selbst ergriffen worden zu seyn und deren ewiger Redewickel nicht ehrfürchtend abbricht vor dem, das ihre Hände nie gestreichelt, ihre Augen nie gesehen, ihre Ohren nie gehört haben. I. M. L.

CLAUDE DEBUSSY

Sein Name ist das Symbol für die Befreiung der Musik von Jahrhunderte alten Konventionen. Mit „Pelleas und Melisande" war mehr geschehen, als daß ein neues Musikdrama geschaffen wurde, fern jeder Opernleidenschaft, frei von jeder Aeußerlichkeit.

Die Musik hatte zu sich selbst wieder heimgefunden. Alles in sie von Außen Hinausgetragene war abgestreift. Nun strömte von ihr reine, ungebrochene Empfindung wieder aus, von jener Weihe erfüllt wie die gregorianischen Melodien.

Für Debussy sein ist mehr als eine künstlerische Geschmacksache: es ist ein Bekenntnis der eigenen Stellung zur Welt. Was Unberufenen als Schwäche seiner Musik erscheinen mag, ist nur das Abbild der unsagbaren Reinheit und Abgeklärtheit der Empfindung, eine Konsequenz des Schaffens, die nur einem fast religiösen Fanatismus zum Werk entspringen kann. Alles an ihm ist äußerste Beherrschung seiner selbst und der Mittel seiner Kunst, doch nur die wenigsten von heute sind fähig, ihn zu erfassen. Sie wissen nicht, daß für oder gegen Debussy sein kein Streit um

diesen oder jenen „Akkord" ist, um „Dissonanzen", „Instrumentation", ja nicht einmal um „Melodien" und wie alle die kleinen Kunstmittel heißen, mit denen Halbkunst sich geheimnisvoll umgibt. Sie wissen nicht, wie sehr sie ihre eigene Ohnmacht enthüllen, wenn sie diese oder jene Debussysmen übernehmen und damit hinter das Geheimnis seines Schaffens gekommen zu sein glauben. Hier geht der Kampf um das Ethos in der Kunst, um eine neue Lehre, von dem, was Musik den Menschen sein soll.

Für die Franzosen liegt die Bedeutung Debussys darin, daß er die seit Rameon unterbrochene nationale Tradition wieder aufnahm, für die Welt ist Debussy der Musiker, der als erster den neuen Geist der Kunst geahnt hat. Er gab dem Sänger den natürlichen Wohllaut des ruhigen Klanges, dem Orchester die ungebrochenen Farben, den hellen, dünnen, ungemischten Ton. Auf dem Klavier, dem mißbrauchtesten aller Instrumente, enthüllte er den seit Chopin verlorenen Zauber wieder.

Wer Wagner folgte, verfiel seinem Bann. Debussy ist kein Vorbild, man kann ihm nicht nachahmen, denn er steht am Anfang, man kann nur den Geist seiner Kunst empfinden, das Erlebnis fühlen, das hinter den Tönen beschlossen ist.

Mit Wagner endet die Barocke in der Musik, mit Debussy beginnt die Musik der Zukunft, denn von ihm aus sind alle Wege offen ins Unbegrenzte.

EGON WELLESZ.

WIENER SECESSION

Die Mächte, so das Erlauchte leuchtend halten, empor über große, Zeiten und Untergang in ihnen, müssen einstens Zeugnis ablegen am Grabe Gustav Klimts und, wenn sie der Sinn geworden sind in diesen Bindungen und Beständen des Unsinns, rufen „er war unser!" Denn ihrer war er und nicht derer, die ihm die Arbeit von Jahren vergiftet, das Leben zu einer via crucis gemacht — und in deren Ehrengrab er nun ruhn wird. Wenn diese Jugend, geprüft in allen Gräßlichkeiten und gezeichnet wie keine, seit Menschen sind, lauter bleibt, nicht müde wird im Wollen und Ringen, wird sie dem Großen, der so still und so wunderbar stark unter uns ging, mit ihrem Sein und Werke eine Leichenfeier bereiten, die seinen Manen genug tut. Daß sie dazu am Werke und unterwegs ist, beweist die Generation in dem kurzen atemholenden Auftauchen aus den Besessenheiten, dem Unentrinnbaren und den anonymen Qualen ihrer Arbeit, manifestiert sie mit ihrer Ausstellung in der Secession (seit 1913 der ersten Wiener Kunstausstellung, die wieder etwas mit Kunst zu tun hat!) Es vermehrt die Freude an soviel Kraft, Mut und Lebendigkeit, daß noch immer die „Kunst"-Kritiker ausspucken und dem sprachlosen Bourgeois die Unfähigkeit dieser Betrüger klarmachen, daß, da (anderswo) Kokoschka Professor und Picasso autoritativer Meister ist und jede ernsthafte Galerie die Bilder und Graphiken der Jungen ankauft, hier Josua Seligmann der

Sonne Einhalt gebieten kann und noch immer das milde Licht von 1880 traulich das Künstlerhaus bescheint, darin die einzige wahre edle und schöne Kunst geboten und privat wie auch vom Staate gekauft wird. Lebendig ist diese Ausstellung, nirgends langweilig, und im ganzen, bei aller Vielgesichtigkeit ihrer Künstler, von jener höheren Einheitlichkeit, die aus ihrer Intensität ebenso sehr erwächst wie daraus, daß hier ein jeder Wille zu einem Ich und zu völliger Kunst strebt, in der sich die Parallelen oder Divergenten treffen werden. Alle haben in diesen Jahren gelernt, sich entwickelt, experimentiert, aber durch all das Zeit- und Entwicklungsbedingte glauben wir, das Wesen jedes Einzelnen, das uns vor Jahren verheißungsvoll angesprochen hat, wieder zu erkennen — und ἀνάμνησις grüßt, wie aus der Welt der Ideen, in unser gewandeltes Sein.

Johannes Fischer, wild, heftig, explosiv, Landschaften überwältigend, vergewaltigend, chaotisch, kulturlos — und schöpferisch, wie das heroische Land, das er voll Wundern gemalt und gezeichnet hat.

Gütersloh: zauberische Aquarelle, abstrakte Oriente, Magie im Bürgerlichen, Gnostiker der Farbwinzigkeiten — und wieder edelmännlicher Maler starker ruhiger Bildnisse, widerspruchsvoll im Ganzen und dennoch agnoszierbar (ganz Handschrift) in jeder Kunstäußerung!

Felix Albrecht Harta, πολότροπος bei anscheinend reduziertem Ideal reich, Könner ersten Ranges (fast zu viel, wie schon immer!) kleine Gallizismen in jedem Bilde, in jedem aber auch Berückendes an Farbharmonien und kompositionellen Finessen.

Wilhelm Merckel, ein ital. Meister des cinquecento mit dem Kunstwillen und dem finsteren Ernste des XX. Jahrhunderts. Viele Jahre der Arbeit, des Denkens, Prüfens, Lernens und Besinnens schufen diese Kompositionswunder, die dunklen feierlichen Länder seiner Welt, die unvergeßlichen Formen der Gestalten.

Dann Schiele, bizarr und majestätisch, sexuell und hieratisch, immer interessant; Faistauer voll koloristischer Schönheiten (glasiges Grün und feierlich glühendes Rot!) sehr Maler, nur ein wenig zu geschmackvoll, zu bedacht darauf, daß alles stimmt — zu einfallsarm.

Melzer: lodernde Leiber-Konvolute, phantastisch, prunkvoll und doch gebändigt — und die andern alle, voll schönen Wollens, jung, begabt und unterwegs.

Es ist viel, daß in dieser Stadt, über der die Zeit gläsern erstarrt, solch eine Ausstellung zustande kommen konnte! Dankbar und glücklich soll jeder, in dem etwas vorgeht, das nicht vorgeschrieben ist, sie aufnehmen als ein Zeichen des lebendigen Geistes, von dem der Welt die Rettung kommen soll. Jeder junge Mensch, angerührt von dem Ungeheueren, das über uns hereinbrach und entschlossen, dem Untergange, den die Gesellschaftsordnung über ihn verhängt hat, zu trotzen, stehe auf und zeuge: Das sind meine Brüder! Es gibt nur einen radikalen Geist. r—.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Das erste Heft . . . . K 3.50 = M 2.20
Die ersten drei Hefte K 10.50 = M 6.50
Die ersten sechs Hefte K 21.— = M 13.—

DIE HEFTE SIND DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DURCH DEN VERLAG ZU BEZIEHEN. DAS ABONNEMENT IST DEM VERLAG BEKANNTZUGEBEN UND DER BETRAG ANZUWEISEN

JEDER MITARBEITER IST SELBST VERANTWORTLICH FÜR SEINE BEITRÄGE. ALLE MANUSKRIPTE ERBETEN AN:

DAIMON-SCHRIFTEN, WIEN
XIX, BILLROTHSTRASSE 39

ADMINISTRATIVE ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN AN DEN VERLAG DER

DAIMON-SCHRIFTEN
BRÜDER SUSCHITZKY
WIEN X, FAVORITENSTR. 57

FERNRUF 59.317 POSTSPARKASSEN-KONTO 168.967

Nicht verlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein Rückporto beiliegt. Übersetzungen möge tunlichst immer das Original beigefügt werden, da sich die Redaktion vorbehält, das Original mit abzudrucken.

Die folgenden Hefte werden Beiträge enthalten von:
MAX ADLER, PAUL ADLER, BÉLA BALÁZS, PETR BESRUČ, FRANZ BLEI, FELIX BRAUN, OTOKAR BŘEZINA, MARTIN BUBER, ALFRED DÖBLIN, ANDREAS ECKBRECHT, EFRAIM FRISCH, EMIL FREIHERR V. GEBSATTEL, IWAN GOLL, GÜTERSLOH, ADOLF V. HATZFELD, FRANCIS JAMMES, OTTO KAUS, CHAJAN KELLMER, PAUL KORNFELD, JAKOB MORENO LEVY, GEORG V. LUKÁCS, ROBERT MÜLLER, ROBERT MUSIL, GIOVANNI PASCOLI, CHARLES PÉGUY, E. A. RHEINHARDT, MAX SCHELER, FRIEDRICH SCHNACK, ANDRÉ SUARÈS, ANDREAS THOM, JAKOB WASSERMANN, ERNST WEISS, FRANZ WERFEL, ALFRED WOLFENSTEIN

DER FRIEDE

DIE EINZIGE GROSSE POLITISCHE
WOCHENSCHRIFT OESTERREICHS

ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG. PREIS DES EINZELHEFTES 80 h

SUMMA

Eine Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von FRANZ BLEI
Hellerauer-Verlag JAKOB HEGNER, Dresden-Hellerau

PREIS DES BANDES 10 MARK

DAS ABENTEUER IM GEISTE

Zwei Erzählungen von E. A. RHEINHARDT

ZWEITE AUFLAGE

VERLAG S. FISCHER, BERLIN

EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG.

Herausgeber: JAKOB MORENO LÉVY.

VERLAG BRÜDER SUSCHITZKY, WIEN-LEIPZIG.

1. HEFT (FRÜHLING 1914):

AN DIE VIER MENSCHENALTER.

K 1.50.

2. HEFT (FRÜHLING 1915):

DAS SCHWEIGEN — ICH — DER BERICHT.

K 2.—.

FLUGBERICHT (HERBST 1915):

DAS TESTAMENT DES SCHWEIGENS.

K —.50.

DAIMON

EINE MONATSSCHRIFT.

HERAUSGEBER
JAKOB MORENO LEVY.
REDAKTEUR
E. A. RHEINHARDT.

MIT BEITRÄGEN VON:

NICOLAUS CUSANUS, IWAN GOLL, LORENZ GRABNER, EUGEN HOEFLICH, KAREL HLAVÁČEK, FRANCIS JAMMES, JAKOB MORENO LEVY, LEOPOLD REISSINGER, E. A. RHEINHARDT, ANDRÉ SUARÈS, FRANZ WERFEL UND ALFRED WOLFENSTEIN

3. HEFT JUNI 1918

DAIMON-SCHRIFTEN
VERLAG BRUDER SUSCHITZKY: WIEN.

INHALTSVERZEICHNIS

FRANZ WERFEL: ZWEI LEGENDEN ◇ ANDRÉ SUARES: LICHT IM HERZEN DER GEMME ◇ NICOLAUS CUSANUS: DER NAME GOTTES UND DIE AFFIRMATIVE THEOLOGIE ◇ LORENZ GRABNER: DEMOKRATIE. GEDICHT ◇ JAKOB MORENO LEVY: BERICHT AUS FÜNF ZEITEN ◇ EUGEN HOEFLICH: ANDERES ANTLITZ DES GLÜCKLICHEN FLUSSES ◇ E. A. RHEINHARDT: ZWEI PROSASTÜCKE ◇ ALFRED WOLFENSTEIN: DIE SEELE ◇ IWAN GOLL: DER LATERNENMANN. GEDICHT ◇ KARL HLAVÁČEK: ES WAR DIE OBOE ◇ FRANCIS JAMMES: BETRACHTUNG ÜBER ASTROLOGIE ◇ E. O. K.: LESSINGLEGENDE ◇ DIE ZEIT IM DAIMON: DR. FRANZ BLEI: MITTEILUNG ◇ JAKOB MORENO LEVY: DAS RECHT DER TOTEN ◇ PHILODIKOS: BIOLOGIE DES KRIEGES ◇ LEOPOLD REISSINGER: URSPRÜNGLICHKEIT UND TRAUM (EIN VERSUCH)

NACHDRUCK VERBOTEN

ZWEI LEGENDEN

DIE ERSCHAFFUNG DES WITZES

Am Abend jenes Tages, von dem es heißt, daß er der siebente der Welt und der erste Tag der Ruhe war, versammelte der Herr Zebaoth alle Engel und Geister seiner Herrschaft um sich, denn er gedachte, die Fürsten über die Schöpfung einzusetzen.

Und so geschah es!

Er setzte ein den Engel über die Gewässer und den Engel über die Gebirge, den Engel über die Bäume, den Engel über die Stimme der Tiere und den Engel über die Sprache der Menschen, den Engel über die Wahrheiten und den Engel über die Lügen.

Einer nach dem anderen trat hervorgerufen aus der Schar der ewigen Dämonen und fuhr sogleich gewaltig abwärts mit seinem Auftrag.

So, als die Mitternacht unter die Gestirne trat, war der Herr nunmehr allein, Angesicht zu Angesicht mit dem letzten und einzigen der Geister, der noch nicht in sein Amt entlassen worden war. —

Dies aber war Samael, der abgefallene Engel, der mit geschlossenem Flügelpaar wartete, daß auch er in eine Herrschaft eingesetzt werde.

Der Herr aber erhob seine Stimme und sprach:

„Bist du es, Sohn, der abgefallen ist?"

„Ich bin es, mein Vater."

„Wehe, wehe! Du hast die Entzweiung in die Harmonie gebracht. Du bist der Vater der Zahl zwei geworden. Die Einheit hätte keine Schöpfung gebraucht!

Aber da du die Einheit zerbrachest, erschufst du meinen Mangel. — Und da nun Mangel in mir war, mußte ich reden. — Und da ich anhub zu reden, war die Welt geschaffen.

Sie aber ist der Sehnsuchtsruf meines Mangels.

Wehe, wehe! Ewig werden mich meine Geschöpfe anklagen, weil ich nicht vermochte, meine Vollkommenheit zu erschaffen, sondern meinen Mangel erschuf, den sie tödlich erleiden müssen. Dessen trägst du die Schuld. —

Ist es so?"

„Es ist so, mein Vater."

„Da du aber die selige Einheit nicht ertrugst und mir zum Widerspruch wurdest, da du, mich entzweiend, den Mangel in meine Vollkommenheit brachtest, aus dem ich das All erschuf, will ich dir das Reich verleihen, das dir zukommt.

Nun ich das All erschaffen habe, ist auch das Nichts miterschaffen, da nun die Fülle waltet, so waltet auch die Leere. Zehntausend Söhne habe ich zu Fürsten der Fülle gemacht; dich allein aber setze ich ein zum König über das Nichts, zum Herrn über die Leere.

Alle Geister werden säen und ernten. Fruchtbar wird ihnen ihr Reich sein. Nur deines dir ewig unfruchtbar . . ."

Da erhob der Engel des Widerspruchs langsam seinen gesenkten Blick in das Antlitz des Herrn und sprach:

„Nein! Fruchtbar wird auch dieses Reich mir sein, mein Vater!"

*

Es kam aber der Tag, da wiederum die Geister sich versammelten um den höchsten Wagen, auf dem der Herr im Wandel thront.

Sie aber traten an den Ewigen, ihm Rechenschaft zu geben über ihre Herrschaft und über den Ort in den Dingen, den sie zur Residenz sich erkoren hatten.

Und es legten die Engel der Dinge Rechenschaft ab über ihr Regiment.

Gott hörte einen jeden an, gab ihm Abfertigung und entließ ihn.

So geschah es, daß wieder die Mitternacht unter die Gestirne trat und der Herr allein war, Angesicht zu Angesicht mit dem Engel, den sie Samael heißen und der gesetzt ist über das Nichts.

Der Ewige aber erhob seine Stimme und sprach:

„Bist du es, Sohn, den ich eingesetzt habe zum König über das Nichts?"

„Ich bin es, mein Vater!"

„So sage mir, Sohn, wo in deinem Bezirk du deinen Sitz aufgeschlagen hast!"

Dies aber antwortete der trotzige Gottessohn:

„Frierend, o Vater, durcheilte ich die rauchenden Steppen meines Reiches. — Nichts fand ich da Lebendiges, doch auch nicht Widerlebendiges und nicht den Ort, mir die Stadt zu bauen.

Doch als ich an den Grenzen meiner Steppen schweifte, begegneten mir zwei der unsterblichen Brüder und grüßten mich. Das aber waren der Engel, der über die Trägheit gesetzt ist, und der Engel, der über die Schläfrigkeit obherrscht. Ihr Reich reicht an die Grenzen meines Reiches, das da genannt wird bei den Söhnen des Himmels: das Nichts. So aber begannen die beiden Brüder mit mir zu reden:

„Töricht bist du, o Herr über das Nichts, daß du dein Haus bauen willst in den Steppen jenseits des Atems. Erstreckt sich denn dein Reich nicht mit fetten Zungen, wie von gerinnendem Oel, in die Welt des Atems?

Dort aber errichte deinen Sitz!

Mit vielen schiffbaren Strömen wälzt sich das Nichts durch die Brust des Alls.

Dort aber, in der Brust des Alls, herrsche, Herr!"

So sprachen die Engel der Schläfrigkeit und der Trägheit; ich folgte ihrem Rat und suchte auf meine Bezirke, die im Reich des Atems liegen, daß ich in ihnen eine Wohnung finde und über sie herrsche!

Ich aber sah, daß die atmenden Geschöpfe an den Zonen meines Reiches bitter litten, das sich in ihrer Seele erstreckt und nicht Kälte kennt noch Wärme, nicht Blüte noch Frucht und in den Nächten das Auge der Lebendigen mit angstvollem Grinsen füllt und ihr Ohr mit dem entsetzlichen Rauschen der verborgenen Wasserfälle, über die ich Herr bin.

Ich aber schwor, da alles fruchtbar in der Brust des Lebendigen war, daß auch mein Reich fruchtbar werden sollte, auf daß ich von ihrer Stummheit erlöse alle, in denen mit immer grinsenderer Wüste mein Reich wächst.

So, als ich im Nachsinnen den Horizont der riesigen Menschenstadt umkreiste, berührte meinen Flug der Engel, der über die Auswege gesetzt ist, hörte meine Rede an und sprach:

„Eile, o Bruder, zu der Staude jener Pflanze, die Nachtschatten heißt.

Dort findest du in gelblichen Kapseln verborgen das Mehl des Samens, der da in der Sprache der Blumendurchschauer genannt wird: das Wissen um Alles. Diesen Samen nimm, trage ihn heim und säe ihn in die Ackerfurchen deines Reiches, sofern es sich dehnt in der Welt des lebendigen Atems. Prickeln wird die Wüste und ausschlagen die Oednis."

Ich aber tat, wie mir der Bruder geboten hatte, und säte in die Ackerfurchen der Leere den Samen, der da heißt: Wissen um Alles!

Siehe aber, o Vater, kaum hatte ich den Samen versenkt in den Boden meines Reiches, das kein Leben kannte und keinen Tod, als die Krumen zu gären begannen, sich krampften, und als überall mein Reich in der Brust der atmenden Menschen zu niesen begann. Ich aber frohlockte und rief: Das Unfruchtbare ist mir fruchtbar. Das Nichts niest nach meinem Willen. Nun weiß ich mir endlich die Stätte, nun baue ich mein Haus auf dem Niesen des Nichts. Die Nichtigen aber löse ich so aus ihrem Leid.

Sieh selber mein Werk, o Vater!"

Samael, der Engel des Abfalls, sprach also und zerhieb mit seinem Schwert den Vorhang, der den Tempelraum des herrlichsten Wagens abtrennt von den minderen Geheimnissen.

Das Auge des Vaters aber und das Auge des Engels erblickten einen säulengetragenen Saal, der überall von blinden Spiegeln umschlossen war. An kleinen Tischen saßen sehr dicke und sehr magere Männer, die alle totenblaß waren. Von Zeit

zu Zeit hielt einer den Atem an und sprach etwas. Darauf meckerte Gelächter an das Ohr der Lauschenden.

Der Herr aber sprach, da er das Gelächter vernahm: „Dieses da ist! Aber ich habe es nicht erschaffen. Mit diesem Lachen aber wird mächtiger das Reich, darüber ich dich setzte!"

Da aber lachte auch der Engel des Widerspruchs, Samael, und sprach: „Das Nichts niest in ihnen, o Vater, denn ich habe es urbar gemacht im leidenden Geiste der Nichtigen und reich den Samen geworfen, der da heißt: Wissen um Alles."

Und jedesmal, wenn in dem großen Spiegel- und Säulensaal ein Wort gesprochen und ein Gelächter erklungen war, hing ein neues Eitertröpfchen auf dem hinrasenden Balle der Schöpfung, der bald einem schwitzenden Glase glich.

DIE ERSCHAFFUNG DER MUSIK

Als Gott die sündigen Menschen aus dem Paradies vertrieben hatte und ihr bebender Schatten flüchtig aus dem Tor gefahren war, da schrumpfte vor seinen und seiner Engel Blicken der Garten zusammen und war alsbald ein Haufen vorjährigen Laubes, das ein kleiner Wind davontrug, ehe der Herr noch Zeit hatte, jammernd die Hand zu erheben. Und Gott blickte hin auf die Welt und sah, daß die Menschen sie in ihre Schuld verstrickt hatten. Alles Beisammensein war Bosheit und Mord war der Gedanke der Wesen vom Morgen bis zum Abend. Und Samuel, der Engel des Leidens und des Todes, brauste dahin vom Aufgang zum Niedergang. Die Menschen duldeten nicht, daß etwas da sei und ihnen nichts nütze sei, und sie holten die glücklichen Tiere von der Weide und spannten die lustigen Pferde vor ihre Droschken, daß sie trauriger wurden als die Trauer und in ihren alten Augen ein immer grauer Himmel schwamm. Die Löwen brüllten in ihren Höhlen und die Heere erglänzten auf den Bergen mit ihren Fahnen, und ein Mensch sagte zum anderen: „Ich bin gut, du aber bist schlecht." Gott aber sah in die Welt und schrie auf, daß die Festungen der unteren und oberen Himmel erbebten, denn unter seinen Händen, wie ein rasendes Räderwerk, war ihm die Welt davongelaufen und er war ganz ohne Macht. Und er suchte den Schlüssel, um dies böse Räderwerk einzuhalten, und fand ihn nicht. Er sann und sann, um sich des hohen Wortes zu besinnen, aus dem er die gute und richtige Welt erschaffen hatte, aber das war vergessen und das Gedächtnis von der richtigen Welt war in ihm erloschen. Da litt Gott über alle Maßen, daß der Schlüssel der Seligkeit und das Wort der Wahrheit verloren sei, und er wurde finster und sagte: „In meinem Ebenbild liegt der Irrtum." Und er weinte sechs Tage lang, und da er weinte, schuf er gar nichts. Am siebenten, als er ruhen wollte, wies er den Strom seines Herzens zur Ruhe. Doch als seine Tränen versiegten, da war es, als wollte

er sich des Wortes besinnen, und die Erinnerung der guten und ehedem rechten Welt trat wie ein kurzer und ferner Schein in ihn ein und verschwand alsobald. Und er beugte sein Haupt und schuf aus der entschwebenden Erinnerung ein Ding, das kein Geschöpf war und nicht des Guten und Bösen hatte und nur die Erinnerung ist an die ehedem gute und rechte Welt. Es war aber kein Geschöpf, was er erschuf, sondern es war eine süße Ordnung, eine zarte Welt ohne Schuld, eine Vollendung von Gesetzen, die sich an den Händen hielten, ein Zusammensein von leichten Wesen, ohne Hochmut und voll Liebe, ein Kommen und Gehen von flatternden Gestalten, die sich nicht stießen und ineinander lächelten. Und Gott sprach: „Siehe, dies hier ist die Erinnerung an die gute und ehedem rechte Welt" und zu seinem Gebilde sagte er: „Geh hin und sei für die Menschen, was du bist — Erinnerung!"

ANDRÉ SUARES

LICHT IM HERZEN DER GEMME

(ÜBERTRAGEN VON JAKOB HEGNER)

Im Novemberregen oder in der Raserei der Augustsonne: das entgötterte Ravenna ist immer bewundernswert; und ich weiß nicht, ob ich mehr das sumpfige Schweigen vorziehe oder ob mich inniger die Fieberhitze bestrickt. Unter der herbstlichen Schwermut wie unter dem Brande der Hundstage bleibt diese Stadt gleich sehr Königin im Todeskampf, vom Traum verzehrt. Einmal, voll Entsinnen ihres Dirnentums, überläßt sich Theodora den Räuschen der Wollust, unersättlich auf der Suche und gierig der seltensten sowohl, wie ihrer überdrüssig; dann wieder, befallen von Erschütterungen, eingenommen vom Schrecken der am wenigsten trügerischen Liebe, einer, die sich nie zufrieden gibt, versenkt sich die Kaiserin der Unzucht in die Gaukelbilder des Todes, schwankt zwischen den teuren Martern der Verdammnis und den Gesichten des Fegefeuers. Ravenna im Sommer ist die Edelsteinhalle zur Hölle. Und unter dem Augenlide des Herbstes ist Ravenna die veilchenblaue Kirche, wo die Sünde Buße tut, wo das verderbte Fleisch nach den Verzückungen der Sühne giert und, eh' es noch die Düfte seiner Verbrechen abgewaschen hat, sie dem Weihrauch einer verkünstelten Zerknirschung beimischt.

Spät an einem feuchtwarmen Tag betrat ich unter einem bewegten Wattehimmel die Dampfhöhle Ravenna. Der regenschwere Wind, weich und mild wie die zahnlosen Lippen eines Kindes an der Brust, schob die roten Wolken. Die endlos ebnen Felder und Sümpfe, die Meeresfläche und der Himmelsraum, drei

ungeheure Weiten, ersticken die Zugänge zur verschütteten Hauptstadt. Wenn es regnet, fällt das laue Wasser wie ein Morast auf einen Morast. Der durchtränkte Boden ist mit triefenden Bäumen besteckt; von den silbernen Weiden rieselt es wie von Ertrunkenen und die grauen Pappeln bilden ein Gitter, eingerammt zwischen zwei schwermütige Pfützen. Aber drei Sonnenstrahlen schmücken plötzlich mit Flammenzungen die auffunkelnden Reisfelder.

Die schwüle und düstre Stadt hält innerhalb ihrer niederen Dome und ihrer roten Warten die Brände des Sonnenuntergangs, daß sie stillstehn, wie in Bleifassungen das rote Blut eines Glasfensters. Die schwarzen Glockentürme entragen kaum der toten Erde, worin die Stadt vergraben ruht. Eine Stadt nach dem Herzen der Einsiedler.

Das stille Ravenna empfängt mich mit einer scheuen Großmütigkeit, als käme ich aus der Verbannung. Es beschenkt mich mit einer Sonne, die um so heller scheint, als sie durch den Gußregen hindurch muß. Wie geeignet, diese Stadt, zum Nachdenken.

Verlassene Straßen, gepflastert mit Kieselsteinen, ein Aderwerk dunkler Wasserlachen. Gras treibt aus den Spalten. Die Mauern haben den grünen Aussatz. An den Kreuzwegen Särge als Meilenweiser, Sarkophage. Ravenna ist leer. Endloses Gemäuer, Klöster ohne Mönche, Paläste ohne Frohsinn, vielleicht Gefängnisse. Viele Blindbogen in den krummen Gäßchen; und die Säulenhallen sehen wie kränklich aus. Hoch und rund wachen die Glockentürme zur Seite der Kirchen, Begräbniskerzen. Unter der Last ihrer wuchtigen Gewölbe sinken die Bauten bis zu den Knien in den zerfressenen Boden. Die alten Türme zittern, wie beim Hochamt die Arme eines hundertjährigen Priesters, vor dem stürmischen Schieffall der Regensträhne. Eine Wüste beherrscht die bewohnten Viertel und die Wälle. So befällt das Eis des Todes erst die Gliedmaßen, das Leben ist schrittweis ins Innerste gewichen; aber auch das Herz scheint schon halb verloren. Die stille Stadt versandet. Ich erinnere mich der schmalen und langen Düne und sieben schwächlicher Barken auf dem faulen Wasser. Im Fernen ein Strich auf dem Himmel, wie von grauestem Rauch. Man schleppt in Ravenna schattenhaft an der Vorstellung, daß man sich über einem anderen, versunkenen Ravenna erginge.

Niedrig zwischen den Pappeln, in der Maremma, fault Theoderichs Rundbau. Das schlammige Wasser steigt rund um die Pfeiler. Es nagt an ihnen und untergräbt sie an der Basis. Die Kuppel ist gesprungen; die Tore sind zerspellt und in den Rillen hat das Moos sein schläfriges Gewimmel eingenistet. Die Grundblöcke zeigen sich ausgemergelt wie wurmstichiges Holz oder wie die Falten im Gesicht einer blatternarbigen Greisin. Als ob ein Erdbeben dieses ungeheure Grabmal aufgesprengt hätte, leer wie es ist, selbst von dem Gebein, das die Barbaren hier bestattet haben.

In dieser Hauptstadt des Schicksals ist der Dom eine Totenkammer. Ein Verwesungsgeruch löst sich von den Wölbungen.

Das Licht durch die Tore ist unheilvoll. Die Grundstoffe zerfallen. Der Boden erweicht sich, der Stein schäumt auf und der Marmor zerkrümelt. O, wer rechnet wohl auf das sprühende Feenreich dieser Kirchen, wenn er durch die stumme, tote Stadt geht? Man glaubt sich in einem Steinbruch; das ausgeschwitzte Naß dieser unterirdischen Kapellen wirkt entsetzlich, fast wie ein Erguß aus den Gräbern. Und dieses Grabmal ist der Bannkreis von Golkonda, ein Haus aus Edelsteinen, ein Heiligtum blendenden Zaubers.

In San Vitale, in der Grabstätte der Galla Placidia, den beiden Apollinare ist das erstaunliche Ravenna ganz verinnerlicht. Das Gold glänzt unter einem Schleier aus dunklem Himmelblau. Das Metall der Mosaike wirft lange Leuchtlanzen zwischen die fliehenden Säulen. Tief durchsichtig, ist das die Farbe von Schmelzguß und Seide, das Pfauenrad. Veilchenschimmer und Gegaukel eines Regenbogens, graugrüne Alge und Indigo, ist hier der Glanz von Ravenna wie unter dem Meer.

O, Enthüllung der Innenwelt. Ueber die Fäulnis hinaus, über das Grab, hier die Mitgift der Seele, das goldene Vließ der Christenheit, der Traum: die Farbe. Sind die Mauern morsch, bleibt von Ravenna doch ein Prisma, tanzt einen heiligen Reigen, so langsamer Regung, daß er wie erstarrt scheint. Diese Stadt, eine vom Schmutz überherrschte Nonne, verbirgt im Gebet ihre Edelsteintrümmer: wollüstig, verzückt, hat ihr zweideutiges Lächeln fast die Züge der Pein.

Was im Römischen außen stand, ist im Christlichen innen. Alles Aeußere faltet sich hinein. Die Weltlichkeit sammelt es und schließt sich über ihrem Geheimnis; so wird Ravenna sichtbar, so offenbart sich Ravenna. Die Alten verstanden nichts von der Musik, nichts von der Farbe.

Ravenna ist eine Sackgasse der Geschichte und gezeichnet vom schwarzen Feuer der Niederlage. Eine Stadt zum Sterben geboren, man liebt sie, und man liebt hier den Tod. Zu Ravenna sterben die letzten Cäsaren, lieber als in Rom. Die Regierungen und die Kaiserreiche enden in Ravenna, nach den Römern die Gothen, nach den Byzantinern die Barbaren. Die ravennatische Luft ist jedem Verscheiden bekömmlich. Man stirbt, man stirbt hier einsam. Hier entschlief der starke Dante, vor der Zeit. Unheilerde, erhitzte Stadt, fruchtbar an Trauer und roten Krämpfen. Sie ist schwanger der großen Toten, der Trauerspiele und von Träumen. Ihre Erhabenheit schreit aus einer tiefen Empfängnis.

Theoderich, der eroberte Eroberer, hat den Reiz Ravennas erlitten. In den Mosaiken der Apolinarkirche ist sein Palast zu sehen. Die Behänge vor den Toren trennen den Herrscher von seinen Leuten. Das Haus dient nicht mehr, wie im Altertum, dem öffentlichen Gehaben; es atmet ein Schaugepränge, wie es früher unbekannt war, einen Hauch Verschlossenheit, ein schwermütiges, gestillt noch unstillbares Sehnen; eine Not, die nicht weiß, was

sie will, irgend etwas Friedloses, Dunkles, Verstecktes. Theoderich ist Deutscher, doch kehrt er seinem Vaterlande den Rücken. Theoderich ist rührend in seiner Kraft und doch Demut. Er verhärtet sich gegen sein Volk; er ist schlau und ungeschickt; sein Werk — eitel wie seine Ruhstatt: der Blitz schlägt ein, das Grab ist leer.

An San Vitale entzündet sich der Traum des Morgenlandes, die glitzernde Ferne des Gemüts. Die reine, immer unmittelbare Gesetzlichkeit der Alten in ihrer Liebe zur geraden Linie und zum einfachen Maß weicht einer neuen Ordnung, der Suche nach Windungen, nach dem Gegensatz von Schatten und Licht; sie erstrebt die tiefe Bedeutung alles dessen, was vom Gebogenen kommt und im Gebogenen sich birgt. Nun breitet sich im Bogen die Farbe und in der Farbe die Musik. Die Farbe ist eine Art sichtbare Musik.

Treppen mengen sich in die Ebenen und teilen den Raum. Runde Kapellen unterbrechen den Strahl der Mauern; längliche Nischen vermeiden ihn und laden den Blick zur Betrachtung, zu den senkrechten Gedanken der Erwartung.

Die Mosaike sind ein überirdischer Brand, sie eröffnen gleich einem Buch aus Gemmen eine ganze spitzfindige Theologie bunter Flammen, unbewegter Bilder, stiller Zeichen. Aller Schwung, alle Beredtheit, alles Leben ist von nun an in der Farbe. Niemals wieder wird das Mosaik den Ausbruch dieser ersten Blüte übertreffen. Die Sagen vom Blut und vom Opfer, die unergründlichsten Helden des alten Testaments funkeln aus traurigen Gesichtern. Da ist Abel und das Lamm. Abraham und sein Sohn unter dem Messer. Der König Melchisedek bietet Brot an und Wein, verrichtet seinen magischen Dienst, das größte Rätsel der Bibel. Jethro läßt Weihrauch steigen. Jephta opfert seine Tochter. Wie gut man träumt in diesen Feuern violetten und meergrünen Goldes! Das Gold knistert im Mauerwerk. Die Purpurblitze zerreißen die finsteren Gewänder. Der weiße Schmelzguß hat die Rückstrahlung von Wachs und Mistelblüten. Die Wände scheinen zu flimmern, wie wenn das Feuer der Mauern und alle Flammen des Mosaiks unter einer Hülle von Linnen oder Milchglas erglühten.

Und der Hof von Byzanz schimmert aus Sant-Apollinare, Theodora mit ihren Dienerinnen, Justinian mit seinen Ministern und Priestern. Das Leben nimmt ein seltsam Gepräge an; es hat das Gebahren einer Angst, wie sie der Fallsucht vorangeht; eine mit Tränen benetzte Starrheit, eine von Furcht ausgehöhlte Ruhe. Herren und Damen, heilige Frauen und Männer, alle mit dem Abzeichen ihres Ranges, mit blutleeren Wangen, blanken Augen, darin der Augenstern ungeheuer gerundet, als hätten sie Belladonna eingeträufelt, und alle ohne Hüften und ohne Schultern, die Arme abwärts, die Brauenmulde hohl, im Vorzimmer des Grabmals, sie alle frostig gespannt, wann wohl der Empfang werde vor sich

gehen. Insbesondere ertappt man bei ihnen die Miene derer, die sterben werden und feierlich geschmückt ihres Abganges gewärtig sind. Fast möchte man wünschen, sie hätten sich in ihrer letzten Nacktheit hingelegt, gleich den Unglücklichen, die auf den Tischen der Krankenhäuser enthäutet werden. Aber man fühlt, wie sehr sie leben: eine unnachsichtliche Heiligkeit, einen ernsten Traum; Stirnen ohne Gedanken? Nein, eher von einem einzigen Gedanken durchtränkt. Körper ohne Fleisch und schmale Lippen; doch über diese Münder herrschen die Bisse einer unerbittlichen Sehnsucht; und die knochenlosen Leiber sind ein Sammelplatz der Brunst. Eine wunderliche Tierwelt empfängt diesen Hofstaat aufrechter, auf ihren Füßen aufgerichteter Mumien: verstörte Hindinnen, Vögel mit Schnäbeln, lang wie bei Haifischen, Hunde mit einem Fell aus Schuppen, scharfkrallige Pfaue; die rosenartigen Pflanzen blinzeln mit verdüsterten Wimpern; die hakigen Palmen weisen Sägezähne; und sogar die Gefäße haben Nägel und Krallen. Jedoch ein Wohlklang umhüllt alle diese Formen, umströmt sie versengend und unheilvoll, als wie ein ätzendes Riechwasser, das die Haut verschrumpft und sie tötet.

Justinian und seine Anhänger, so treulos sie auch sind, so nach Möglichkeit bösartig, so bitter und übersättigt, sind trotzdem die Leibeigenen ihrer Frauen. Sie leben dem ihnen kaum zugänglichen Wollustkrampf, und je mehr sie dadurch ermüden, desto vergeblicher trachten sie, ihn auszuschöpfen. Vornehm sind sie und tückisch; höfische Sitte verfeint in ihnen den grausamen Sinn. Und unter ihrer Würde nähren sie die Gespenster aller Schändlichkeiten.

Theodora ist die richtige Königin dieser bebend stummen Welt. Hinter ihr und ihren straff gewandeten Frauen höre ich die Schreie des Wahnsinns, fernher aus fernen Zimmern, die Rufe der Hysterie aus der Mitte von Düften, ein Aufspringen von der Seide und dem Samt geheimer Lustgelage. Die verschwiegene Theodora stöhnt, droht und schluchzt wie eine Besessene. Theodora, eingeschlossen in ihr Kleid, zerreißt ihre Kleider und wälzt sich ganz nackend auf Pelzen. Die feinste Wäsche wird ihr zu einem Panzer aus Schwefel; ihre eisige Haut widersteht kaum dem Feuer in ihrem Innern. Sie ist groß gewachsen, mager, zernagt. Sie hat keine Brust, keine Hüften. In ihrem länglichen Gesicht öffnet sie zwei Eulenaugen. Sie gehört der Nacht an, eingeweiht in alle Lockungen der Nacht. Heimlich mannstoll, sinnt sie sichere Unzucht. Sie beschaut ein Begehren und verzweifelt, es außer ihr anzutreffen. Je mehr sie die Blicke ausschickt, desto weniger erfaßt sie, was sie zu sehen scheint. Sie trägt einen Mantel aus gestocktem Wasser über einer natternackten, pantherheißen Seele, und ihre Seele gleicht dem Heimort der Sünden.

Sie und ihre Frauen, ganz nur Augen, ganz nur Lippen, solche wie sie die überlangen, ausgebleichten, schon welken, vom Sumpfwasser angefaulten Blumen haben, richten sich gespenstisch

hoch auf dem durchgoldeten Schatten; sie haben die Haltung trauriger Flammenzungen, das verderbliche Heimweh von Erscheinungen; sie träumen und haben die Formen des Traumes. Und man weiß, daß ihre Stimmen, ob nun Gegirr oder Wut, bezaubernd sind. Ihr Fleisch verzehrt sich; in ihnen wird es Gesang; und so sehr sie auch jedes Glück ertöten mögen, wer ihnen naht, hat für alle Glykeren und alle Rhodopen des Altertums nichts mehr übrig.

Bleich, dämmerhaft, entfleischt, was wollen alle diese zwischen Himmel und Erde Hängenden? Sie unterwerfen sich nicht der Faust des Gesetzes. Sie entschlüpfen ihr. Nicht länger sind sie dem Schicksal untertan, nicht länger im Heldenkampf. Ihr Schicksal ist in ihrer Brust. Das Innenleben hat begonnen und saugt sie ein. Ihre Formen zerfallen. Die Kunst folgt nicht mehr der Natur. Die Bewegung macht keine Freude mehr, wohl aber erfreut eine gewisse unterirdische Bewegtheit. Das steinerne Ebenmaß verflüssigt sich in ein Ueberströmen von Gliedern in Glieder, von Gruppen in Gruppen. Die Gesten zu zerlegen, läßt man ab. Das Leben, eine Welle, rollt nicht länger in den Muskeln. Die natürliche, in ihren mindesten Zeichnungen so bewundernswerte Pflanze wird gänzlich übersehen. Unter deren Kleidern sind keine Schenkel mehr; die Arme sind aus Holz; die Gewänder spiegeln nicht mehr den von ihnen eingehüllten Leib; aber sie haben sehr schöne Falten. Das Standbild ist tot. Und tot die eingefrorene Handlung. Aber die Psyche der Vorhölle hat ihre Wiege in Ravenna.

Was drücken die Bewegungen aus, wenn nicht mehr die Taten? Sie übermitteln die Zustände der erwachten Seele: die Verzückung, die Vision, die Reue, die ins Wunder verliebte Hoffnung, die Ueberraschungen des Gewissens und seine grausamen Plagen. Was des Körpers war, ist wieder der Kindheit verfallen oder der Altersschwäche, vielleicht der Verachtung. Die Hände sind nicht mehr zum Halten, nicht mehr zum Greifen geschaffen: schmal sind sie, durchsichtig, laue Tuberosen, Glashausgewächs, Werkzeug zum Sündigen und zum Beten.

Sie sind schlank wie die Mystiker meistens. Sie umstellen sich mit Lilien und Rosen. Die Weinblätter, die Lorbeerzweige, die Ranken aus Gold schmieden ihnen süße Ketten; die Früchte sind ihnen gleichgültig. Sie schreiten mit Vorliebe vom Kuß zum Gebet. Ihre Lippen murmeln den Fluch unter Umarmungen: sie sind voll Zittern.

Das Gewissen und das Herz, die Hingebung an das Kreuz und das Bewußtsein vom Laster, alle Einkehr: wie sehr hat sich der Mensch vertieft, seitdem er sich zusammenballte! Er habe auf das Denken verzichtet? er habe sich zu einer einzigen Idee verdummt? Aber auf einem einzigen Gedanken zu verharren, sich ganz auf ihn zu versteifen, heißt verstärken ihn bis zum Gefühl; und darein mündet dann alles. Man nimmt einen ausgebreiteten

Verfall an; doch im Gegenteil: das stumme Leben in der versperrten Tiefe gebiert die Musik und die Liebe. Die Frauen wirken schöner in der ihnen gespendeten Seele; die Jungfrau wacht hinter den tollen Leidenschaften. Nicht nur Rom allein überlebt inmitten der magischen Stille: in den Händen Christi vereinigen sich zwei Welten, Italien und das Morgenland.

Das Gefühl gebiert der Farbe. Aus dem Herzen schwingt sich der Zusammenklang: aus dem Herzen, diesem Mittler zwischen Fleisch und Geist. Vorerst ist die Farbe stofflich, bildbar, körperlich, Glasfluß: die Farbe des Mosaiks läßt sich handhaben und grenzt noch ans Altertum. Sie hat Gewicht wie das Metall und der Edelstein. Sie vermischt sich mit Goldwürfeln, Perlmutterscheiben, Monden aus Silber. Aber trotz ihrer Plumpheit tönt sie Licht: Muttergestein ist sie der Psyche. Alle Einzelheiten beiseite: gleich aller Musik ist die Kunst von Ravenna ein unteilbar Ganzes.

Die klassische Kunst wirkt kalt neben diesem Traum. Wo die Seele sich eröffnet, mag man nichts mehr schauen als sie. Psyche, tot bei den Alten, da sie mit Amor nicht zu leben vermochte, Psyche, empfangen in der Farbe, wagt ihre ersten Regungen: sie schlägt die Augen auf in Ravenna. Daher diese ungeheuren Augen, und rollen über eine unbekannte Welt.

O Einsiedelei der Chöre! In dem Grabmal, wo Theodora herrscht, sind ihrer acht. Bloß das Taglicht leuchtet von oben, fällt wie in einer Glocke zum Abgrund des unterseeischen Friedens. Die befremdende, aus gelinden Kuppeln über wuchtige Pfeiler aufgerundete Kirche scheint wie ein namenloses Gebilde der Tiefen, eine Steinqualle, deren Fangarme den Boden suchen und deren Taster, gebeulte Fäden, ins Leere flattern. Die Stille dieses Schiffes umschließt ein Rätsel. Das große Schweigen ist ein unterdrückter Schrei. Alles, in San Vitale, windet sich schraubenartig, schneckenförmig; alles hat hier seine Wiederkehr, seine eifernde Reue. Einzig das Licht bekennt sein magisches Geheimnis. Man denkt nicht mehr an die Bibel, nicht mehr an das Evangelium, nicht an die Engel, nicht an die kaiserliche Hoheit. Das Verlangen nach Wissen und Verständnis erlischt. Ich habe Opium genommen. Es regnet Gold, so sanft, im ernsten Morgenland. Es entrollen sich Gesichte auf einem Geweb aus Schatten. Das Blau ist der Himmel der Dämmerung, dunkler Samt; das Grün ist Moos und Smaragd. Das Tiefgelbe klingt zur Oktave des Goldes; das reine Weiß der Schleier ist zart wie Schwanengefieder. Und das Veilchenblau spielt die Begleitung. Das innigste Behagen am Zusammenklang, die musikalische Tugend, das bieten der Welt zum Geschenk die Hymnen Ravennas.

Die Stunde ist nun da, wo man die Augen in die Augen des Christus taucht, zu Sant-Apollinare nuovo. Man kann ihn gar nicht nah genug sehen.

Augen, er ist ganz Auge; die Lider und die Brauen verdreifachen sie. Der ganze Leib hat den Umriß eines langgestreckten Augapfels. Das mandelschmale Antlitz, die mageren Wangen, der spitze Bart, alle Linien führen auf die Augen; und auch dieser weite Abstand zwischen Lippen und Stirn, woraus die Zerdeuter des menschlichen Gesichtes eine Uebereinstimmung mit dem Herzen zu lesen glauben. Die gerade Nase hat vollendet feine Kanten. Die Ohren sind unter dem Haar versteckt. Auf der niederen und breiten Stirn blüht eine bewundernswerte, in der Mitte gescheitelte Haartracht und verleiht dem Kopf anbetungswürdige Bildung. Und was für ein Mund! er auch, zusammen mit den Lippen und dem Bug der Nasenflügel, findet sich dreimal ausgedrückt. Eine unerhörte Schönheit verkündet sich in Schmerzen gar und Leiden.

Das ist die Großheit dieser Erfindung: der Christus von Ravenna enthüllt die Schönheit im Schmerz, und auch, bis zu welcher unerforschlichen Tiefe die Trauer hinabzureichen vermag. Der neue Mensch ist geboren: er wird leidvoll sein und wird sich seines Leidens nicht schämen; er wird sich in Tränen, doch nicht erniedrigt finden; er wird dulden können und doch nicht bedrückt sein. Die Schöne dauert, nun immer neu. Eine Welt scheidet den ravennatischen Christus von den römischen Göttern. So mild auch sein göttliches Antlitz blickt, ist es doch ohne Schwäche. Wie steht dieser Christus uns nah! Wie rührt mich seine bedeutende Schwermut! Er gleicht uns: wie wir, sinnt er über sein Wesen und bedenkt, daß er Qual hat. Er ist allem Vergnügen so fern. Er, der Mensch, und in ihm das Bewußtsein, daß man Mensch sei unter Menschen. Und in ihm die tödliche Kümmernis, daß man im Leben sein muß, geboren wird, um zu sterben, daß man das weiß, und dann das Weh, ein Mensch zu sein.

Die Menschen haben immer nur gelebt, um sich und die Welt zu genießen. Ravenna und sein schleierhaftes Volk stieg den Hang hinab und sorgte sich nicht um die nächsten Jahrhunderte. Sie sind erschöpft, die Menschen, und schaffen eine Kunst, aus dem Elend eine Wonne.

Wie wirken sie bedächtig, die Mächte der Zersetzung! wie unabirrbar, und o wie schön können sie sein! In der Farbe, in ihren feurigen Einklängen, herrscht wohl Sinnlichkeit. Farbe ist stets gelinde Wollust. Aber die Eintracht der Töne hat geistige Lebenswärme und schenkt einen Rausch, gemeinen Seelen nicht faßbaren Rausch. Der grenzenlose Widerwille der Farbe gegen alles Geradlinige ist nicht zu durchschauen; der Kälte entspringt er nicht. Nur die Kälte ist hassenswert. Mehr als ein Prunkwerk aus der Kunst aller Zeiten ist armselig, wenn man es mit der glühenden Trauer und dem versehrenden Sterben dieser hier vergleicht. Aber das ist eine tödliche Pracht.

Ich beschloß den Tag, indem ich mich quer durch den Wald zum Meere begab.

Das Meer dort unten, das Meer, immer fern, immer nah. Endlich das adriatische Grün. O tragische Woge!

Weit und breit kein Mensch. Nicht einmal ein kränklicher Schäfer. Nichts rund um mich, oder doch das lebendig anwesende Italien; und ich fühle seine Wunde. Lateinische Segel kreuzen gegen den Wind. Ich mische mich in den Kampf der Römer gegen die Barbaren. Ich räche dieses Meer im Namen des großen Roms, mit Rom und gegen sie. Tragische Woge, o daß sie die letzte Hauptstadt lassen mußte, die tote, verschollene und stumme! Ein Schaumsaum umrandet die graugrünen Fluten. Eine endlos schwarze Wolke schneidet den Himmel entzwei, von Norden nach Süden.

Mich lockt die Verneinung. Bitteres Lachen ergreift mich und ich verspotte die Hoffnung der ganzen Erde. Ein Hohnlachen über ihr vereiteltes Altertum und selbst über Rom. Wo doch ist es tiefer versunken als hier? Unter all ihrem Siegesgeschrei haben sie eines vergessen: das Ende. Und hier haben sie geendet, die Konsuln, die Legionen, der Senat, die Kaiser. Gewichen sind sie dem König der Asche und dem Kaiser des Staubes: der würdigsten Hoheit, einer, die jeder Staatsumwälzung trotzt. Ein Land, von Bergesspitze geschaut, ein Kaiserreich, die ganze Welt, was ist sie danach? Nur ein Mensch, ein Nichts, ein wenig Fieber, Atem eines Schattens, Moos auf einem Brocken Schutt. Man steht immer hoch genug am einsamen Strande des Meeres. Gedachten sie nicht, als sie Christen wurden, den Tod zu ertränken? Das Meer, mit Vergessen erfülltes Wasser, beherrscht den Gesichtskreis Ravennas. Der Schaum stirbt auf dem zerwühlten Sand; die schlafenden Algenschlangen rollen faul vom Ufer zur Welle.

Doch nicht länger will ich verneinen. Im ödesten, verödetsten aller Räume vor den Toren Ravennas und auf dem sichtbaren Boden des Todes, überlaß ich mich der Woge nur, um das Meer wiederzufinden. In seiner Erhabenheit ist es nicht ohne Hoffnung. Denn die Stunde bleibt ebensowenig stehen wie die Tat. Da beladet sich schon der Nebel mit Scharlach: das Meer erwartet die Sonne; und zum vorgeschriebenen Augenblick, unfehlbar, wird die Sonne kommen.

DER NAME GOTTES UND DIE AFFIRMATIVE THEOLOGIE

(AUS DER „DOCTA IGNORANTIA" DES NICOLAUS CUSANUS, ÜBERTRAGEN VON ALEXANDER SCHMID)

Wir wollen nun, um unser Wissen zu vertiefen, über den Namen des Größten forschen; wenn wir das oft Gesagte nur recht im Sinne behalten, wird diese Untersuchung leicht anzustellen sein. Denn da das Größte eben das schlechthin Größte selbst ist,

das keinen Gegensatz hat, ist klar, daß ihm eigentlich kein Name durchaus passen kann; alle Namen nämlich entspringen aus einer singulären Tätigkeit des Verstandes, wodurch das Eine vom Andern unterschieden wird; wo aber Alles Eines ist, kann es keinen eigenen Namen geben.

Daher sagt Vanus Trismegistos mit Recht: Da Gott die einzige Allheit ist, gibt es für ihn keinen eigenen Namen, weil man dann entweder mit jedem Namen Gott oder Alles mit seinem Namen benennen müßte, denn er selbst begreift in seiner Einfachheit die Gesamtheit aller Dinge in sich. Der Gott eigene Name — der ein τετραγράμματον ist (aus vier Buchstaben besteht) und Gott deshalb zukommt, weil er ihn nicht nach einer Beziehung zu den Kreaturen, sondern nach seiner eigentlichen Wesenheit bezeichnet — muß demgemäß gedeutet werden als: Einer und Alles oder besser: Alles in Einheit. So fanden wir früher die höchste Einheit, die dasselbe ist wie: Alles in Einheit. Ja, es scheint der Name: Einheit ihm in höherem Grade eigen zu sein als: Alles in Einheit. Deshalb sagt auch der Prophet: An jenem Tage wird Gott sein und sein Name Einer; an anderer Stelle: Höre, Israel (d. h. erkenne Gott durch die Vernunft), dein Gott ist Einer.

Die Einheit in der Art, wie wir sie gewöhnlich nennen oder verstehen, ist aber nicht der Name Gottes, weil Gott über jede Vernunft und umsomehr über jeden Namen erhaben ist. Die Namen werden durch einen Akt des Verstandes, der minder ist als die Vernunft, den Dingen zur Unterscheidung beigelegt; da nun der Verstand über die Gegensätze nicht hinaus kann, gibt es keinen Namen, dem nicht durch einen Verstandesakt ein anderer entgegengestellt werden kann; so wird der Einheit die Vielheit oder die Mehrheit entgegengesetzt. Diese Einheit kommt Gott nicht zu, sondern eine Einheit, der nicht Zweiheit, Mehrheit oder Vielheit entgegensteht. Dies ist der höchste Name, der in der Einfachheit der Einheit Alles umfaßt, dies der unaussprechbare Name, der über alles Begreifen erhaben ist. Wer könnte auch die unendliche Einheit erfassen, die jedem Gegensatze unendlich vorhergeht, wo Alles ohne Zusammensetzung in Einfachheit verbunden ist, wo es nicht ein Anderes und ein Verschiedenes gibt, wo der Mensch nicht vom Löwen, der Himmel nicht von der Erde verschieden ist und doch Alle auf die wahrste Weise sind, nicht ihrer Endlichkeis nach, sondern verbunden als größte Einheit selbst! Wer diese Einheit, die als Einheit Alles, das Größte und und das Kleinste ist, begreifen oder benennen könnte, der hätte den Namen Gottes gefunden. Denn da Gottea Name Gott ist, so kann sein Name nur erkannt werden durch eine Vernunft, dio selbst das Größte und der höchste Name ist. Durch die Wissenschaft des Nichtwissens lernen wir also, daß die Einheit, mag sie auch als geeigneter Name des Größten erscheinen, dennoch von dem wahren Namen des Größten, der das Größte

selbst ist, unendlich weit entfernt ist. Daraus erhellt, daß alle affirmativen Namen, die wir Gott beilegen, ihm nur in unendlich kleinem Grade zukommen, denn sie werden ihm nur gemäß dem, was man an den Kreaturen findet, zugeschrieben.

Da Gott — außer im kleinsten Grade — nichts Partikuläres und Unterschiedenes, das einen Gegensatz hat, eigen sein kann, sind diese „Behauptungen", wie Dionysius sagt, nicht esschöpfend. Nennt man ihn Wahrheit, steht dem die Falschheit entgegen, der Tugend das Laster, der Substanz das Akzidens. Weil er selbst nicht Substanz und Wahrheit ist, die nicht Alles und ohne Gegensatz wäre, so können ihm diese partikulären Namen nur unendlich annäherungsweise zukommen. Alle Behauptungen nämlich, die gleichsam in ihn selbst etwas von dem, was sie sonst bezeichnen, hineinlegen, können nicht stimmen zu ihm, der nicht in höherem Grade Eines als Alles ist. Wenn daher bejahende Namen mit ihm vereinbar sind, sind sie dies in Hinblick auf die Kreaturen, aber nicht so, als ob die Kreaturen der Grund jener Vereinbarkeit wären, denn das Größte kann den Kreaturen niehts verdanken, sondern sie passen ihm nur vermöge seiner unendlichen Macht gegenüber den Kreaturen: Gott konnte von Ewigkeit her schaffen, er wäre, wenn er dies nicht könnte, nicht die höchste Macht. Kommt also der Name: Schöpfer Gott auch in Hinsicht auf die Kreafuren zu, so ist er ihm dennoch schon eigen, bevor eine Kreatur besteht, denn er konnte von Ewigkeit her schaffen. Dasselbe gilt von der Gerechtigkeit und allen übrigen bejahenden Namen, die wir wegen einer durch sie bezeichneten Vollkommenheit, in übertragenem Sinne Gott beilegen; alle diese Namen waren, ehe wir sie ihm beilegten, von Ewigkeit her wahrhaft in seiner höchsten Vollkommenheit und in seinem unendlichen Namen enthalten, ebenso wie alle Dinge, die wir mit diesem Namen bezeichnen und auf Gott übertragen.

So durchaus richtig ist das über die affirmattven Namen Gesagte, daß auch der Name der Dreieinigkeit und ihrer Personen, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, ihm nur in einer Beziehung auf die Kreaturen gegeben wird; denn da Gott als Einheit der Vater, als Gleichheit mit der Einheit der Sohn und als Verbindung beider der heilige Geist ist, so wird der Sohn Sohn genannt, weil er die Gleichheit mit der Einheit, dem Sein oder Seienden ist. Weil Gott von Ewigkeit her die Dinge erschaffen konnte, hätte er sie auch nicht esschaffen, so wird er in Hinsicht auf jene Dinge Sohn genannt; er ist der Sohn als die Gleichheit mit dem Sein, über oder unter der die Dinge nicht bestehen könnten, als Gleichheit mit dem Sein der Dinge, die Gott machen konnte, aueh wenn er sie nicht gemacht hätte, denn könnte Gott sie nicht machen, so wäre er nicht Vater, nicht Sohn, nicht heiliger Geist, überhaupt nicht Gott. Ueberlegt man genauer, daß der Vater den Sohn erzeuge, so bedeutete dies ein Erschaffen im Worte. Deshalb nennt Augustinus

das Wort die Kunst und die Idee im Verhältnis zu den Geschöpfen. Gott ist also Vater, da er die Gleichheit mit der Einheit erzeugte, heiliger Geist, weil er die Liebe beider ist, und zwar in Hinblick auf die Kreaturen; denn dadurch, daß Gott Vater ist, beginnt die Kreatur zu sein, weil er Sohn ist, wird sie vollendet und weil er heiliger Geist ist, stimmt sie mit der ganzen Weltordnung zusammen. Daher der Ausspruch des Augustinus, wenn er das Wort der Genesis: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, erklärt, indem er sagt, Gott habe, kraft dessen, daß er Vater ist, die Prinzipien der Dinge erschaffen.

Was in der affirmativen Theologie über Gott gesagt wird, ist in seiner Beziehung zu den Kreaturen begründet, auf jene heiligsten Namen, in denen die tiefsten Geheimnisse der göttlichen Weisheit verborgen liegen; sie sind besonders bei den Hebräern und Chaldäern gebräuchlich und bezeichnen Gott nur nach einer partikulären Eigenschaft, mit Ausnahme seines Namens aus vier Buchstaben, — sie sind יהוה — der der eigentliche unaussprechbare Name ist, über den Hieronymus und Rabbi Salomon im „Führer der Verirrten" ausführlich handeln.

LORENZ GRABNER

DEMOKRATIE

Demokratie,
Kampf der Liebenden!
Kampf vor dem Angesichte der Menschheit
Als vor dem Angesichte Gottes. —

Wie vielgestaltig ist das Forum der Göttlichkeit,
Dem meine Augen dienen müssen!
Wie schwer sind die Wege,
Wie unerreichbar sind die Ziele,
Die täglich mit neuartiger Liebe
Meine Seele entdeckt und verteidigt. —

Ach, diese Flucht göttlicher Nacktheit,
Vorüberstürmend täglich an meinem Auge,
Kinder, Frauen, Männer, lachende und weinende,
Reiche und armselige, ein lauter, stiller,
Geschäftiger Zug nach der Sonne.
Eine Woge Geist, schimmernd in allen Liedern der Welt,
Eine Stimmung der Erde, begierig nach der Nahrung ihrer Herzen,
Eine Flucht in die Seele und ihre heiligen Entschlüsse,
Ein rechthaberischer Aufenthalt vor den Toren des Göttlichen.

Sie wollen bekleidet sein, sie erheben Anspruch auf die Welt.
Sie bauen Gotteshäuser, Parlamente und Schulen.
Sie schlagen unablässig an den mächtigen Steinen ihrer Kerker
Die Wege zur einfachen Liebe,
Die Wege zum Menschlichen. —

Ein Stern strahle ich über Hunger und Not,
Ueber Krankheit und Lust, bejahend und verneinend,
Dem großen Körper der Menschheit,
Der mich geboren.
Erfüllt vom Kampfe aller Liebenden ist meine Seele,
Aber bewußt der Liebe geh' ich
Meine einsamen demokratischen Tage. —

*

Da stehen sie, erfaßt von dem einen Losungsworte,
Berauscht von der Melodie seines Seelegeborenen.
Die Völker lauschen, der Genius der Sprache singt:
Demokratie.
Aber der Sturm heult durch Begebenheiten
Von Tod und Mord.

Da stehen sie bezaubert wie von Himmel, Sternen
Und Unendlichkeit,
Strecken Hände und Türme und Werke
Hoch in unnennbarem Krampf,
Wandern gebrochen von dem Schrecken
Ihres natürlichen Schicksales
In die Verbrechen des Geistes
Wider Geburt und Tod.
Werden grau, ändern die Ziele ihres Liebenden,
Stürzen Könige, schänden Heiliges,
Machen das Gute und Böse zu Institutionen und Begriffen,
Sammeln Haß zu Heeren und erschlagen
Den frommen, frühen Frühling des Göttlichen.
Heimlich und unsichtbar ist er in ihrem Tun
Und endlich in ihrem Haß, der Sänger
Der demokratischen Inbrunst,
Der Wille zum Einzigen. —

Gruß dir, Gestalt des Göttlichen, die du so rasch
Die Körper wechselst,
Stündlich mich erfüllst und von mir gehst und die andern
Bewegest.
Abseits sitzen Weiber und Kinder inzwischen und weinen
Jahrtausende.
Weinende Häßlichkeit lacht ein langes Leben zu Ende.

Eine endlose Beratung über diesen einen Gedanken
Braust die Geschichte der Menschheit über verwehte Hügel.
Sie bergen die Augen, sie bergen die Herzen und
Die Sehnsucht von Liebenden,
Aber nicht das Schicksal von Liebenden!

*

Demokratie:
Weg, Ziel, Unsterblichkeit.
Du sanfter, feuriger Blitz,
Der dem Donner der Welten vorangeht,
Du Ursache des Schalles,
Der die Welt erfüllt. —

Du geheimes Zeichen einer ruhlosen
Unendlichen Absicht Gottes,
Das Männliches zum Weiblichen führt
Seit urdenklichen Zeiten,
Beide erfüllt von dem Strom gleicher Gewichte.
Das das Geistige zum Geistigen führt,
Auf daß eine gleiche Freude werde
An Dingen, Werken und Besitztümern.

Ein Stück Stein, dem irgend eine Menschenhand
Irgend eine Form gab, erfüllt mich
Mit dem Geiste eines Kunstwerkes.
Dem Einfachsten ist meine Erkenntnis treu
Und weiß die Gründe seiner Leidenschaft.
Das gigantisch Friedlose verfolgen
Meine Augen über Zeit und Raum
In die Dämmerung des jugendlichen Todes.

Ich, ein Fühlender, suche mein langes
Demokratisches Glück zwischen Ringenden.
Ich bin ein fester Bestand aus Menschlichem,
Ein Lebendiger,
Ich, mitten in Gewittern sozialer Wirrnisse und Notdürfte.
In Wüsten litt ich weder Hunger noch Durst.
Wie schmerzt mich die Trompete der Fanatiker!
Die Aermsten, die Reichsten, die Wohlgenährten,
Auf den Tieren ihrer Seele reiten sie die Erde ab
Nach Nahrungsmitteln,
Nach den Chemikalien der Seele. —

Demokratische Welten, was höre ich?
Wohin lenke ich meine Schritte?
Ach, ich weiß, daß sie noch Jahrtausende
Ungeboren sind. —

Wo sind die Arbeiter, die überfallen
Von der Inbrunst eines genialen Impulses
Hingingen in jedem Hammerschlage
Zu einem eigensten Werke,
Getragen von den reinsten Schwingen ihres bienenhaften Fleißes,
Dem ein besessener Geist Richtung gibt in fieberhaften Werktagen?
Wo ist die Pyramide schaffender Schönheit,
Die Blume der Tat, das Gotteshaus der Beschäftigung?

Einstweilen mögen Königtümer oder Republiken
Die Erde mit fraglichen Rechten und Unrechten erschüttern,
Dieses ist das einzig Demokratische am Menschen und der
Menschheit:
Der Teil ihres Blutes, der ihre Stirne noch nicht erreichte,
Der schlafende Menschenleib, wenn er traumlos ist,
Der Liebende als Geschlecht, demokratisch die
Arbeit der Muskeln,
Die sie mit Unzufriedenheit verlassen, um Kriege zu führen. —
Aber demokratisch nicht ihr Wille,
Nicht ihr Hunger und Durst, nicht ihr Tod,
Nicht ihre Geburt und ihre Lieder,
Ein Ausdruck des Hasses sind sie
Und der Trostlosigkeit Ausgeschlossener,
Eine Welt, der das Heiligste zu Götzen wird
Und zu Göttern der Gewalt! —

*

Demokratie.
Abendgesang eines Einsamen.
Auge der Begierde,
Blick der Notwendigkeit aller Seienden.
Ich trage mein Herz mit einem großen Rufe
Unter euch. —
Nicht die Erfüllung bin ich,
Die Verheißung lebe ich. —
Werdet in ihr, der Mutter allen Glückes,
Der Kampf von Liebenden! —

Demokratie.
Kampf der Eigensten im Eigensten.
Nach tausend Entfeßlungen
Endlich
Liegen meine Wege frei
Zu allen und allem! —

BERICHT AUS FÜNF ZEITEN

1. DIE LETZTE ÖLUNG

Glück ein und Glück auf über unseren Bruder Martin, der, nachstehend keinem Engel an Gut und Wohlleib, doch, zu Nachten, sternverlassen, mir nach die knappe Straße gewann, die in das Dorf der Verlorenen lenkte.

Er schwieg eine Frage nieder, schamverfolgt von mir, vielmehr von diesen zarten Halmen, Buchenwipfeln, die noch einem Flecke Himmel Blick gewähren konnten.

Ich hüllte ein mein Antlitz aus Ehrfurcht vor dem Wort, das schon mir nahte. O wie ist das Schweigen groß, wenn zum Zerreißen voll der Mund vom Namen Gottes ist, er es verpönt, sich auszurufen.

Plötzlich schwang sich meine andere Stimme auf aus meinem anderen Halse und die ehemalige gemeine welkte, eine Hand voll Asche, an ihr hinab:

„O Martin, wisse, wärest du auch so vollkommen als der Herr ist in seiner Herrlichkeit und hättest von allem Tun den Glauben, von allem Wort die Liebe, von allem Geist den Seim, von allem Ruhm den Glanz, — du brächest jedes Knie.

Aber ich würde dich nicht beachten.

Du wärest Gott, mir unverständlich selig, doch das rechte Schweigen fehlete dir dennoch."

Unsichtbar hing Himmel und Erde, von riesiger Wolke verlöscht, geblendet im Dunkel zerrissen wir Sträucher und Stern, ohne Hoffnung Verlorene und der Wind aus dem unendlichen Kehlkopf blies unser Seyn aus:

„O Martin, wisse, du wirst in das Dorf gelangen, an die Tore deiner Kindheit schlagen, vor der Mutter, Schwester, Gattin kniefällig seyn. Doch nicht mit Milch und Laute werden die Geliebten deine Heimkunft weihen, sondern mit Schimpf belegen, die Meute gegen dich aufrühren.

Du aber wirst sie alle anerkennen. O schmerzliche Vigilie der aufgeschreckten Taube, Eiland des Flüchtlings aufgebrauchter Kirchen, du tote Wölbung über Geist und Gräser, übergebeugt wird Martin in des Schmerzes Dürre keltern.

Aber das rechte Schweigen wäre es noch nicht."

Ganglose Nacht, lichtlos, die Schalen der Welt vom Greis der Greise verschluckt, dessen Silben durch meinen Mund unsere Ohren erstiegen:

„O Martin, wisse, einmal ging Gottes einziger Sohn über ein Gewässer und sah ein Kind, das zu versinken drohte. Mitleidig wollte er ihm noch einmal das Leben schenken. Der Herr hob seine Rechte, aber er liebte sich so über die Maßen in die Armut des Kindes ein, bis er selbst das Kind wurde und beide ertranken.

Auf diese Art starb Gott wie ein Kind, starb das Kind, obwohl ein Gott es trösten wollte.

Diese Liebe wäre groß, Martin, doch die rechte Heiligkeit nicht."

Da kam vom Ost ein feiner, klarer Strahl von Licht, der durch das schwarze Weltall brach, den Tag schied von der Nacht. Ich sah Martin betend, die Hände über dem Scheitel, überlang aufgerichtet wie ein junger Baum, die Wolke des Todes über seine Lider geneigt:

„O Bruder Jakob, bevor ich scheide, nenne mir noch das Vollkommene, reiche mir die letzte Oelung."

„Martin, du bist recht angekommen. An diesem Orte empfange deinen feinsten Schatz.

Lieben, leiden, stark seyn, Gott leben kann nicht jeder und keiner ohne Gnade, aber im Schweigen sind wir alle. Im Schweigen sind wir alle gleich. Selig sind die Schweigenden, denn auch im Himmel werden sie nicht an Werken und Worten, sondern am Schweigen genesen.

Gott ist allgütig, allwissend, allmächtig, aber er ist nicht sterblich. O armer, ewiger Schöpfer: du bist nicht nach unserem Bilde. Wir knien vor dir, um zu danken, daß du uns vollkommener schufst als du selbst bist. Selig sind die Sterbenden, denn sie werden sich voll von unendlich ungesagten Geheimnissen in den Lilien der Fluren verlieren.

O, daß die Größten und die Geringsten noch ein Erbe hinterlassen wollen! Selig sind die Unbekannten, denn in der Unsterblichkeit werden Sie ohne Störung wandeln."

2. DAS REICH GOTTES

Das Reich der Könige wuchs in die unendliche Stufe.
Die Erde ging auf als Mond am Himmel der Gnaden
und aus des Esels Schnauze sproß das unsterbliche Wort.

Da schlich ein verlorener Bold durch die engelischen Tore,
geborsten das Maul, rissig der Stiefel, meuterndes Antlitz.
Die Frommen knieten die Stirn und reichten die Milch in den Krügen,
Mägde, kindlich erwählt, gastlichen Namen und Blick.
Der Fremde beugte sich über:

„O ihr Frommen, ihr Heiligen, Engel und Gott in den Himmeln!
Seyd ihr, was ihr seyd?
Macht glaubhaft!
O wäre ich in euch, zu seyn, was ich bloß sehe!
Seyd ihr nicht böser Blick und schwarze Zunge,
Magie des Feuers und ein Spuk der Nacht?
Macht glaubhaft,
daß eure Krüge reine Liebe voll tat,
daß hinter diesen Sternen eine Gottheit wohnt."
Die Frommen erschraken.
Da schwollen die Buchstabenfürsten zu allen Worten zusammen.
Die Ewigen rissen sich auf, da starben die Sterne, Gott sprach.
Die Toten erstanden zum jüngsten Verhängnis.

Doch im Angesichte der Gottheit und seines vollkommenen Reiches verdarb er vor Hunger und Durst am selbigen Tage.
Denn keiner vermochte.

3. DAS SCHWERT DES SCHWEIGENS

In einer Stadt stritten die Männer.
Wer ist mächtiger, die Rede oder das Schweigen?
Da sie sich nicht einen konnten, baten sie die Rede und das Schweigen herbei.
Das Schweigen kam verhüllt, die Rede kam mit Flitterwerk.
Der Richter wurde gerufen.
Der Richter sprach: „Rede, sage, was du zu sagen hast!"
Die Rede begann: „Ich, die Rede. Ich gebe dem Dichter meine Süße, dem Krieger meine Härte, dem Elenden meinen Schmerz, dem Liebenden meinen Rausch. Du selbst, Richter, bedienst dich meiner."
Der Richter unterbrach sie und sagte: „Schweigen, erhebe dich!"
Das Schweigen begann: „Ich, das Schweigen — —"
Da brach die Rede aus: „Bei der Blume, das Schweigen hat gesprochen."
Die Rede hatte gesiegt.

Eines Morgens ging ich über die Wiese.
Ich bat die Rede und das Schweigen herbei.
Ich wurde Richter.
Das Schweigen kam verhüllt, die Rede kam mit Flitterwerk.
Die Rede erhob sich, aber ich wandte mich an das Schweigen.
Das Schweigen begann zu schweigen und schwieg und das Schweigen hatte kein Ende.
Die Rede kam nicht zum Wort und die Rede platzte vor Zorn.
So siegte das Schweigen.

4. DIE SCHWALBE

Im Augarten war es; ich folgte dem Flug einer Schwalbe.
Da nahte ein Mann: „Wie geht es, wie geht es?"
Ich schwieg.
Nach einer Weile: „Wie denkst du über das Leben?"
Ich schwieg.
Nach einer Weile: „Wie denkst du über die Schwalbe?"
Ich schwieg beharrlich.
Nach einer Weile schaute er auch.

Am anderen Tage, ich sah ihn, da lag er im Arm eines Weibes.
Ich sagte: „Wie geht es, wie geht es?"
„Wie denkst du über das Leben?"
„Und über die Liebe?"
„Und über die Schwalbe?"
Ich grüßte und ging.

5. DIE PFORTE DES HIMMELS

Ein Knabe wollte den Himmel erreichen.
Da sah er, wie in der Ferne der blaue Himmel die braune Erde berührte.
Seine Augen weiteten sich.
Er ging, und vor ihm öffnete sich der Ring und hinter ihm schloß er sich wieder.

EUGEN HOEFLICH

ANDERES ANTLITZ DES GLÜCKLICHEN FLUSSES

Aus meinem Körpergewölbe schritt ich hervor:
Stieß ihn von mir, den langsamen Körper.

Leise, blaue, zitternde Lüfte flossen durch mich
Und wirbelten mich an die Gestade des glücklichen Flusses,
Wo im Schatten rosiger Kirschblüte
Weisselige Frauen sind.
Sangen Worte zu Tönen sonderlicher Schalmeien,
Die ein Gott ihnen erfand
Vor seiner ersten Geburt.

„Fließt du, Fluß, zum Meer der Kinderlosen,
Ewigtoten, qualgewellter See der Opferlosen?
Wo sich unsre Freunde schlagen,
Ihren Dolch in Brüste graben,
Wo die fahlen Knochen bleichen
Unsrer Leichen."

Erzitterten Frauen in trüber Erwartung
Des antworteten Flußgottes,
Auf dessen Rücken
(Als Ahnenopfer die Tempelplätze fetteten)
An blaubezelteten Dschunken Soldaten glitten
Zu Taten des Todes.

Antwortete der Gott:

„Freudig liegt der Tod auf Lauer
An der krieggezähnten Mauer.
Weiße Teufel aus dem Westen
Rennen tobend an die Festen.
Dumpf dröhnt Gong die Geisterklage:
Todsein bis zum Schluß der Tage!"

Steil anstieg Klagen zum Himmel
Und Trauer woben sie weiß in die Seide ihrer Gewänder.

Aber ich,
Dem der glückliche Fluß
Aus andrem Antlitz gestarrt,
Kroch wieder bebend
In die Enge meines Körperkerkers.
Schaudern ob der Unmöglichkeit,
Aus der Zeit zu schreiten.

E. A. RHEINHARDT

ZWEI PROSASTÜCKE

EINLEITUNG ZU EINER ERZÄHLUNG

Dem Villon, wenn dich seine heftige, gebrochene Stimme fragen kommt: „Mais où sont les neiges d'antan?" vermöchtest du zu antworten ebenso wie dir selber, da in der erblindenden Abendstunde das Zerbröckeln der Minuten dich in allem Hingang und Verfall Hingehendes und Verfallendes sein macht und dich

aus dem zerstörten Stoffe deines Selbst anruft: „Wo ist die Jugend von gestern hin?“ Da weißt du, beharrlich noch im Leben und aller Ausflucht, sofern sie nur vom Nichtsein fortstrebe, dich gänzlich geneigt, dich mit Deutung zu bescheiden, darin Werk oder Kind oder sonst ein Anschein von beständigem Dasein (danach die furchtbare Frage geht) dir klüglich und sinnvoll die beharrliche Herrlichkeit des vergangen gefürchteten Jungseins solcherart vergleichnissen, daß sie dann dem Unbedachten, der man, im Gleichnisse schwebend, doppelt schnell und gerne wird, ganz leicht und tröstlich das drohend fragliche Ding selber wird.

Aber jener anderen Frage, auf die es unser Wesen mit seiner Stundenpolitik und soignierten Eiligkeit meist gar nicht ankommen läßt, was wüßten wir ihr zu entgegnen, da sie, sachlich und keinerlei kosmischer Flüchtigkeit und spekulativem Ablenkenwollen zugänglich, das unbeirrbare Bild im Auge, den Klang der anderen Stimme im Ohre und das unverlierbare Gefühl des anderen Selbst und Ich in unserem Leibe zu ihren Verteidigern und Sachwaltern der verfallenen Tatsächlichkeit des anderen Menschen hat?! Jene Frage meine ich, die gräßlich ist und erfüllter von Tod als die nach unserem so tüchtig im Abstrakten erhaltenen Eigenhingang und Selbstverfall: Wo sind die Wunder und Verheißungen, die wir aus den Blicken eines jungen Menschen so untrüglich und hinreißend leuchten sahen? Wohin ist seine Gnade verwichen? Wohin sind die reinen strahlenden Kräfte seines Lebens vergangen, die doch von den tausend Werken seiner Verheißung nicht eines getan haben? War nicht Sendung in ihm, da wir doch an ihn glauben mußten um geheiligter Zeichen willen? O, schrecklich war er und herrlich wie die großen Dinge Gottes, Donner war in ihm und die schmerzensschöne Erleuchtung der einen letzten goldenen Wolke im abgedunkelten Firmamente. Die große Tuba schrie aus seinem Zorne und der Maëstrale der aprilenen Orangenblütenküste flog voll göttlicher Zärtlichkeit auf aus seiner Güte. Und nun sehen wir einen Menschen in seinen wenigen und ungöttlichen Dingen umschriebenen Schicksals vor unserem Schauen erloschen niedergehen! O Gott, wir haben sein Leben vor uns als ein faßlich Ding unter allen wunderlosen Dingen der armen Menschlichkeit und keine Magie des Gedenkens oder alter traumbereiter Liebe schnellt ihn mehr dahin empor, wo er uns einst ging: in erlauchten Wandel der Gestirne und zu den Botengeschicken der Aeonenkinder. Aus dem Ungeheuren und Künftigen seiner Seele ist das Deutbare geworden, dessen Gegenwart uns verarmt und dem wir seinen Ausgang rettungslos wissen — das geringste unter den Beispielen des Lebens, das sich uns auflöst, ehe wir aus unseren dürftigen Kräften daran ein Wunder zu tun vermöchten.

An diesem, der Begegnung war in jedem Leben, widerfährt uns die Frage, an seinem Hinhange im Dasein das Grauen, daraus

auch Wahrheit keine Rettung mehr ist. Keiner blendete ihn — und das große Licht ist aus seinen Augen genommen. Keiner verriet seine Liebe, keiner stahl ihm die Ferne und das heilige Unerfüllbare aus seinem Blute — und er geht in unabrückbarer Nähe, gebeugten Hauptes und nie wieder überstirnt! Jeder hat diesen Einzelnen in sich, mit dem ihn die Frage antreten kann und verstoßen aus seiner gleißnerischen tagtäglichen Kindschaft Gottes in das Schauerliche, wo er Rede stehen muß.

Du vergangener Jüngling, der du Werkzeug bist, damit das Letzte an mein Herz schlägt, was vermag ich der Frage des Todes anderes zu antworten als den schaudernden Bericht von deinem Ehdem und Heute, mein Bekenntnis, daß ich dem Hochmute aller Deutung widersage und mich hingehend weiß wie dich, den ich in zager Betrachtung nun nennen werde. So tu ich, was wir alle tun, da das Ungeheure uns heißt, es mit den Gaben und Namen unserer Seele zu erfassen — uns Erschreckte in Geschehen und Geschicke: vermenschlichend bedenke ich dich und hole dich aus den Wundern und armen Läuften deines Seins in meine fünfzig Gleichnisse und werde in dir, du Mensch und du Frage, vielleicht zu tief im Bilde und zu wenig in Blut und Leben, aber nicht ohne Demut der großen undeutbaren Zeichen Gottes gewahr.

EINGANG IN DIE NOVEMBERLICHE KLEINE STADT

Das ewig Gleiche erfahrenen Schicksals macht meinen Mund bitter und mein Atmen klein und schwer in dieser unwandelbaren Hülle aus Artung und Wesenheit; in dem niederen Wintertage liegt meine Fülle Lebens arm und streifig da in der Welt brauner und grauer kriechender Sturzäcker. O Melancholie und lange Einsamkeit! O eingewinterte Jugend!

Stummer Wind trägt die langen Wellen der Felder von dem einen grauen Horizonte bis in den anderen und mich dem Gebüsche entgegen, das geduckt den seltenen gesträubten Bäumen zukriecht. Hinter ihnen kommen nun in der Tagneige ein paar rauchüberflogene Mauern empor. Eine armselige Sehnsucht (aus jenen Bereichen des Lebens, die ihre Erfahrungen über ein „Aber doch!“ vergessen) holt alle sanften Bilder meines Seins, um mich zu heimlichem Traum von Wärme zu verführen, von Ausruhn im Für-immer-Abend treulicher Stuben, deren Fenster blaue Hoffnungslosigkeit verhüllt und deren Tür gefriedet ist von Gewißheit ohne Ferne, von guter, später, irdischer Zuständlichkeit. Da steht steil vor mir ein Turm auf. Häuser, gedrängt und winkelig im Dunkelnden, reißen Zahl und Verrat in die zarte Ahnung von Stille. Drei Gassen mit frühen Lichtern und Schattigen in verschwimmender Eile sind alle Gassen der Erde. Das hohe Kloster, baumüberneigte Mauern, Putten und bröckelndes Gerank — alle Menschheitszeiten starrend aus gealtertem Barock — reden

mit dem Abende sinnlose Figur und entformte Stile: Geschlechterhingang über die Dämmerung eines Ich hin.

Und mit einem Male vor Tor und Fenstern, Schild des Arztes, Gasthof und Amtshaus, vor all dem Requisit der Gemeinsamkeit, stehe ich schauerlich in aller Wanderschaft, in Raserei und Wehe zum anderen Menschen, in jedem Abenteuer gierig, haßvoll, fluchend und verzichtend und sehe die vielen Städte und alles Ereignis meines Weges gräßlich an die paar Häuser gebunden, rückgeworden aus Vergeistigung und leichter goldener Helligkeit des Bestandenen zu Geschehen, Elend und Verzweiflung neu erstanden — und meine Welt wie diese rettungslos dorthin zu Abend gehen, wo alles Menschliche gleich und arm und elend ist.

Der Hund drängt sich frierend nahe. Finsternis quillt von den Mauerwurzeln empor der Allfinsternis entgegen. Wimmernd bekennt der Turm den Abend. Aus dem ewig Gleichen erfahrenen Geschickes verstoßen gehe ich ein in eine Gasse und bin ein Schattiger in verschwimmender Eile; und mit bitterem Munde warte ich, daß einer mir entgegenkomme, an den ich mich aufgeben darf, um dem Gebote völlig gemäß zu sein.

ALFRED WOLFENSTEIN

DIE SEELE

Ein Mann mit einer Violine mitten in seinem Zimmer. Quer vom Fenster ins Zimmer herein auf dem Sofa ausgestreckt eine Frau. Vor dem offenen Fenster Sterne. Am Horizonte roter Mond. Dumpfes Gebell wie noch unterm Horizont, noch ferner leises Krachen.

Der Mann: Sie ist eingeschlafen. — Wie konnte das geschehen? — Nur die wenigen Striche, da betrog mich das Schicksal. Noch den Ton mußte ich hören, da ich seit Sonnenaufgang mit meines Hirnes Axt in die harte Arbeit dringe, da ich die dampfenden Stunden lang mich mühen mußte, festgeklemmt oft mich herausriß, mit steigenden Hieben den Haufen der Fron willig aufklafterte, bis endlich bei der Dämmerung die Pfeife uns frech erlöste. Da brauchte ich, frei, noch Ketten dieser Musik, Erlöserin vom Schrillen des Pfiffes, trotzige Mauer quer vor dem massenspeienden Tor der Fabriksgnade abends: — ehe ich mich zu dir, Liebe, ohne Scham umwenden kann. —

Doch in diesem Augenblick verschwandest du, meine Erlöserin Melodie war ein Teufel, mit dem Strich meiner eigenen Muskeln habe ich dich meinem Wunsche entzogen!

— Den aussummenden Kasten noch leise auf den Tisch. —

Aber die Geister sehen etwas anderes, sehen ihn von mir zu Boden geschmettert, wütend, lechzend — Schläferin, ich bin wach, ich ertrage die Leere meiner Lippen nicht, wach auf! Blut füllt die letzte Knospe der Adern, das Ohr braust. Dich von Pol zu Pol mit mir zu schwingen biegt sich mein Hals sturmtief nach dir. Wach auf! — schläfst du wirklich? —

— Müßte ich dich nicht lassen? —

Schlafe —

Sieh auf!

O, sie schläft wirklich. O, meine Stimme rinnt wüstengleich unhörbar.

Doch mein strudelnd gestauter Wunsch bricht deine Ruhe durch! Ja, ich will es. Nichtige Kruste scheinbarer Abwesenheit, rosa Atmen über diesem purpurstarken Mund, stillzufriedenes Heben einer Höherem bestimmten gipfelschwebenden Brust, wie ein aufdringlicher Käfer vom Adler getragen:

Schlaf, ich blase dich herunter! Darf ich ein bißchen Ruhe nicht vernichten? Aber ich zerspringe von selbst und träfe dich, auch wenn ich es nicht wollte — und ich will es, Träumende! Denn ich bin gutes Gewissen, ich habe ein Recht auf dich, tags brachte ich all meine Entsagung dar. Nun opfere ich den Trank mir, durstig wie Gott, ja und wacher als das schlechteste Gewissen, und juble, weine, juble, starre, schmelze um deinetwillen, bin alles, bin L e b e n —

— Was geschieht da — was hallt zurück? — — Die Sterne sind erloschen, tote Wölbung gräbt sich schwarz wie modernder Hügel herein, Gebell und Schlachtkrachen sind gestiegen und hallen hoch oben, dumpfes Gewimmel steht auf und umringt ihren Schlaf —

T o t e n s c h ä d e l (vor seinen Augen): Wach auf! Ich bin da!

T o t e n s c h ä d e l (über dem Stuhl): Wach auf, Leben ist da!

T o t e n s c h ä d e l (an ihrem Ohr): Wach auf, wie ich deinethalben aufstand!

T o t e n s c h ä d e l (in ihrem Schoß): Wach auf, umarme mich

T o t e n s c h ä d e l: Oeffne die Augen, sieh Fleisch um mein Bein.

T o t e n s c h ä d e l: Rotes, rohes Fleisch, das ist Wunsch, der noch offen lebt.

T o t e n s c h ä d e l: Auf eine Frau freute ich mich —

T o t e n s c h ä d e l: Noch einmal sah ich scheu in meine einsame Brust zurück — da war sie fort —

T o t e n s c h ä d e l: Noch einmal sah ich mich nach den Freunden um — da war sie fort —

T o t e n s c h ä d e l: Noch einmal blickte ich zu den Sternen — da war sie fort —

G e w i m m e l d e r S c h ä d e l: Da starben wir, in Wut. In tobender Ungeduld gaben wir unsere Seele auf, in einem Augenblick verschwand alles, was wir waren, nur haben, haben wollten

wir! Fluch, daß wir uns umwandten, Fluch allem, danach wir uns umwandten! Was uns entflieht, muß herrlicher sein, daß es flieht, macht es herrlicher als zuvor! Gewalt, rasende Verfolgung reizt es in uns auf, Liebe wie köstlichen Haß, und aus dem Grab unserer Seele wuchert es hervor und quillt weit und breit! Mit unsichtbarer Wut, Unruhe, Lust durchranken wir die Welt, Vergewaltigung erscheint mit unserem hohlen Schlag und Biß giftig suchend überall — Und sieh, da liegst du ja, bist nur zum Scheine fort — Ach, wir sind Männer, wir brachten uns lange zum Opfer, haben gutes Gewissen — Ach, du bist da! komm her, es schwillt in uns von Leben, das keinen Schlaf duldet, wir beißen dich aus deinem Schlaf, wir sind wach, wie darfst du schlafen, es wimmelt und klappert in uns von Leben, Leben —

Der Mann (stößt einen Schrei aus — Getöse — Stille — Der Mond erscheint weiß dicht am Fenster, die Sterne erscheinen, wieder in der Erde eingeschlossenes Dröhnen): O du, schlafe! O, wie eine neue Mutter war mir die wilde Minute vor deinem träumenden Gesicht. Sei ungestört, und stürbe ich auch, ehe du erwachtest, ich würde doch ewig leben. In ihr Grab drängte ich wieder die Gewalt, das blanke Gerippe, das aus mir vortrat. Ich atme gleich dir, wir leben zusammen. Schlafe, das wird mir heut die Liebe erfüllen. Leidenschaft stirbt nicht, wenn sie bei dir wacht, weil du ruhen willst. Denn Zartheit nur ist Leben, ich fühle es! Rings um sie aber klappern die harten Griffe, rings um sie wütet die schnelle Entseelung. Zartheit nur ist stark genug, zwischen den Toten sich schwebend zu halten, fein und riesig wie die Sterne!

IWAN GOLL

DER LATERNENMANN

Knie auf zu mir, du dumpfe Stadt!
Ich bin dein Sohn, dein hochgeborner Sohn:
Ich kenne deine Mütter, die auf eklen Laken schreiende Menschen gebären,
Ich kenne deine Kranken, die ein Stückchen Abendfenster scheu ans Herz sich reißen,
Ich weiß, was eine Schwalbe dem Gefangenen im Zuchthaus wäre,
Und gönnte gern dem Kohlenschipper seinen Rausch Absynth —
O Elende!
O du, aus deinem Chaos steig'! Ich will barmherzig sein mit dir!
Vielleicht nur so: Ich träte tief in deine Straßen
Und würde dein Laternenmann, mit einem Stern auf seiner Stange,
Und könnte dir dein Herz anzünden,
All meine Abendliebe dir verschenken!

K A R E L H L A V Á Č E K

E S W A R D I E O B O E

(ÜBERSETZT VON RUDOLF FUCHS)

Es war die Oboe, so blies er manchen Tag,
Und immer abends schwoll der gleiche Mollakkord,
Und nicht einmal am Strand macht er ein Feuer an,
Denn alle Feuer, heißt es, löschen aus und schwimmen fort.

Es war die Oboe, in finstrer Nacht, bei Nacht
Auf flacher Küste dort, wo kein Willkommen stand.
Galt ihm so alles gleich? Beschwor er gar die Angst?
War er ein sanfter Hirt, ein König ohne Land?

Er blies die Oboe. Tief schauerte die Luft
Vor des verzagten, zarten Liedes Mollakkord . . .
Aus dunklem Wasser wallt zurück der feuchte Schall:
Die Feuer alle, alle löschen aus und schwimmen fort.

F R A N C I S J A M M E S

BETRACHTUNG ÜBER ASTROLOGIE

BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG VON E. A. RHEINHARDT)

Was kann das sein, das mich so bedrückt? Aus welcher Ferne kommt das Schwere, das sich auf mein Herz legt und es bitter macht wie die Frucht war, die ich eines Morgens im Sande der Sahara gefunden habe?

Der Rosenkäfer ist der Rose untertan, die Rose dem Mädchen, das Mädchen der Liebe und die Liebe wiederum dem großen Kreisen der Kräfte, das das Auf und Nieder meines Atmens in Einklang mit dem Meere bringt.

Dem Monde ist die Macht gegeben, über die großen Wasser zu herrschen und sie stöhnen oder singen zu machen; welches Gestirn aber in der Tiefe der himmlischen Abgründe vermag es, gerade meine Gedanken stöhnen oder singen zu machen?

Sicher ist eines: wenn meine Seele in ihrer Verstörtheit übereinstimmt mit einem Sterne, den ich gar nicht kenne, dann muß dieser Stern seit Jahren den schrecklichsten Ausbrüchen, Erschütterungen und Erdbeben preisgegeben sein.

Es macht mir Freude, mir auszumalen, daß das ganze Wesen eines Menschen dem Charakter des Planeten entspräche, dessen

tyrannischem Geheiße er untertan ist: dann untersteht Edgar Poë sicherlich irgendeiner Welt, die an den äußersten Grenzen eines düsteren und schneereichen Himmels kreist und auf der die grünen Tale voll blühender Lilien, Hyazinten und Anemonen nur in den Fernen jenseits wattiger Nebelbänke erscheinen. Und Lamartine muß einem Gestirne gehorcht haben, das kein Ozean ausgehöhlt hat und darauf es nur einen himmlischen See gibt, über den die sanfte Brise mit Erzengelfingern hinstreicht und an die zitternden yrageschwungenen Flügel der Schwäne rührt.

Der Stern, mit dem dieses junge Mädchen verwandt ist, lacht und weint in tausend Wasserfällen. Murmelt das Wasser dieser Wasserfälle gerade jetzt mehr als sonst? Denn das Mädchen hört nicht auf zu plappern, solange die Schneeschmelze da oben die Wildbäche des Sterns so überreichlich füllt. Säumt der Schaum der Wildbäche den Azur, unter dem er schauert, jetzt mit köstlicheren Spitzen? Das Mädchen zieht ein Kleid von zartem Blau an, das es mit quellenden Spitzen, die durchsichtiger sind als die Wasser der Felsen oder böhmische Gläser. ziert. Sind die Quellen jetzt, austrocknend in der glühenden Sonne, verstummt? Das Mädchen wird schweigsam. Und wenn da oben die Wasser zu schluchzen beginnen, entströmen dem Mädchen Tränen, wie man sie hier auf Erden grundlose Tränen nennt. Das Mädchen errötet plötzlich: das kommt daher, daß auf seinem Sterne eine Pfingstrose aufblüht. Es erbleicht — denn dort oben ist eine Lilie aufgegangen.

Sind die Bezeichnungen: ein Mensch hat einen finsteren oder klaren oder verbitterten Charakter nicht dem Horoskope dessen, auf den man sie anwendet, entnommen? Was wohl die Astrologen damit ausdrücken wollten, daß sie die alte Selenographie mit solchen dichterischen Bezeichnungen schmückten wie da sind: das Meer der Krisen, das Meer der Feuchtigkeit, das Meer der Tränen, der Golf der Verzweiflung? Ich vermute, daß sie jene menschlichen Veränderungen, die sie dann mit Recht die lunatischen nannten, von den Umwälzungen auf unserem Satelliten ableiteten. Das Meer der Krisen beginnt unruhig zu werden — und alle Gichtkranken, Asthmatiker, Hypochonder und Narren werden von ihren Uebeln befallen. Ein Zyklon wirbelte über das Meer der Feuchtigkeit dahin — und die Wassersüchtigen fühlen ihre Anschwellungen wachsen. Der Sturm wütete über dem Meere der Tränen — und alle kleinen Kinder weinen. Wenn aber der Golf der Verzweiflung sich verdüsterte, geschieht dem Herzen eines jeden Menschen ein Gleiches.

Nach dieser Betrachtung des Einflusses der Gestirne auf die Menschen wollen wir untersuchen, wie eine solche Einwirkung auch auf die Pflanzen möglich wäre. Wir stellen also die Hypothese auf, daß Mensch und Pflanze der gleichen kosmischen Ausstrahlung untertan sind, und schließen, daß es eine schicksalhafte Sympathie zwischen ihnen geben müsse.

Die Theorie des Professors Philipp van Tieghem ist bekannt: sie ermächtigt uns zu denken, daß der Pflanzenwuchs der Erde von Samen abstammt, die von Meteoriten auf sie herabgebracht worden sind. (Beim Lesen einer bestimmten Stelle dieses Forschers kam mir einmal nachts der belustigende Einfall, meine Hände gegen den Mond zu strecken, um den Flug bestimmter Arten von Mohn aufzuhalten, deren hinfällige Blüten freilich in der Berührung mit meinen Fingern hätten zerstieben müssen.)

Mit dieser Hypothese wollen wir nun die Darwinsche verbinden, nach der wir Pflanzen waren, ehe wir Menschen geworden sind. Daraus ergibt sich freilich für jeden das Recht zu fragen, was für eine Feuerkugel ihn denn auf die Erde gebracht und was für eine Konstellation diese sonderbare Saat bewirkt habe.

Nun gibt es aber zweifellos Menschen, deren ganzes Leben im Gegensatze steht zu dem aller anderen Menschen, was demnach auf eine Sternenherkunft von besonderer Art schließen lassen müßte — genau so, wie gewisse Pflanzen in ihrem Verhalten dem sämtlicher anderer Pflanzen widersprechen.

Von jener Regel zum Beispiele, die den Stengeln der Schlingpflanzen zu gebieten scheint, der Drohung der Erde folgend von links nach rechts zu ranken, sind Hopfen, Geisblatt, Stickwurz, Schildkrötenkraut sowie das knotige und das Kletter-Polygonum ausgenommen, die alle, Newton und Laplace mißachtend, sich von rechts nach links winden. Rührt das daher, daß diese Pflanzen von Gestirnen stammen, die sich in entgegengesetztem Sinne drehen wie die Erde?

Uebrigens, wenn Rose und Iris, Orchydee und Seerose, solcherart auf unsere Erdkugel gelangt, von den unbekannten Gesetzen ihrer vorherigen Heimat geleitet werden — sei das nun Mars oder Venus oder ein ganz anderer Planet — ist es reizvoll, daran zu denken, daß die Blüte der Wunderblume nicht eher sich schließen und einschlafen mag, bevor sich nicht der Abend auf ihren Heimatstern gesenkt hat, das heißt ehe es nicht Tag geworden ist auf der Erde.

Das früher Gesagte vorausgesetzt, wäre es unterhaltend, die Blume oder den Baum zu kennen, die jeder Einzelne bevorzugt, und zu beobachten, ob die Menschen, die Sympathie für die gleiche Blume haben, nicht denselben Sterneneinflüssen unterworfen sind wie diese Blumen. Was mich anlangt, so liebe ich die Pflanzen zu sehr, um mich für die eine oder die andere zu entscheiden — denn das schiene mir eine Untreue gegen alle übrigen zu sein. Aber ich kann doch einen Strauch und eine Blume angeben, deren Anblick mich in eine unerklärliche Erregung versetzt: die lagerstroemia Indica und die amaryllis belladonna. Die lagerstroemia blüht gegen Ende des Sommers. Ich habe sie einmal in einem Prosagedichte „Flieder einer anderen Welt" genannt. Sie ist ein Strauch ohne Rinde. Ihr glatter Stamm breitet nur im Schlafe die Zweige aus, was ihr das unglückliche Aussehen eines Besens oder einer riesenhaften Rose von Jericho verleiht. Aber ihre Blüten!

Unter den azurenen August- und Septemberhimmeln heben sie sich aus ihrem Laube, das fremdartig grün ist und sehr ähnlich dem des Granat- und des Spindelbaumes, und bilden Szepter von einem unsagbaren Rosa, das nie der Erde angehört hat, einem Rosa voll schwermutschönen Heimwehs nach einem verlorenen Paradiese. Warum liebe ich diesen Baum mit einer solchen Liebe? Es gibt eine lagerstroemia, die ich Jahr für Jahr besuche und die in jedes neue Blühen meine Trauer oder meine Freude mitempfängt. Sie schmückt mit ihren geheimnisvollen Korallen einen Garten im nördlichen Spanien. Auf meine Bitte hat man mir erlaubt, durch eine kleine Tür ihr sorglich verschlossenes Reich zu betreten. Und ich bin, einer sonderbaren Unruhe verfallen, durch die Alleen geirrt, die ihre glorreiche Majestät zu verdunkeln schien.

Die amaryllis belladonna ist vom Kap der guten Hoffnung zu uns gebracht worden. Inmitten eines Büschels schwertförmiger Blätter, die sich weich nach außen biegen, strebt ihre rosige Lilie empor. Aber ihr Rosa hat nichts von dem außerirdischen der lagerstroemia, es ist samtig wie Aprikosen, es gleicht dem der Wassermelone, der Meerfrüchte oder des Lachses. Ein paar von diesen Pflanzen sind meine Freunde: die stehen nicht in dem spanischen Garten, von dem ich früher gesprochen habe, sondern in einem alten, kleinen Garten in Frankreich. Er wölbt sich wie ein Dach über die Landstraße, auf der einst die Postkutschen, in denen die Mädchen der alten Zeiten mtt wehenden Hüten durch den Glanz der untergehenden Sonne gegen Paris fuhren, hinholperten. . . .

Ich empfinde eine trübe und schmerzliche Freude, wenn meine Blicke über diese rosigen Kelche hingehen. Wer wird mir die sonderbaren Gefühle, die mir diese beiden Pflanzen einflößen, erklären? Ihr Anblick verwirrt meinen Verstand und läßt im Spiegel meiner Seele das Bild eines ganz traurigen Traumes erstehen: auf einem Sterne erwartet mich widerwillig und sehnlich zugleich ein dunkelhaariges Mädchen in einem amaryllisrosa Kleide. Sie sitzt unter einer lagerstroemia an einem Grabhügel, über dem in unbekannten Zeichen ein Name, vielleicht der meine, geschrieben steht.

Meine Freundin, eines Abends wirst du mich aus der Tiefe des Tales kommen sehen, und ich werde dir deine Lieblingsblumen bringen. Es wird schon spät sein. Mit meiner grünen Trommel auf dem Rücken werde ich den ganzen Tag ohne Rast auf der Suche gewesen sein, das Herz voll Tränen, und werde unter den Blicken Gottes mit meinem kleinen Spaten in allen Einsamkeiten die Erde durchwühlt haben. Werde ich aber die Pflanze, die unser beider Geschicke einen muß, wirklich gewünscht haben? Schon ahne ich, wie ein Edelsteinsucher, den ein geheimnisvoller Sinn leitet, deine liebste Blume voraus. Sie wächst nicht im Schnee, nicht auf den Gletschern, noch unter den Lärchen der Alpen, nicht am Rande der Kressebeete, noch auch in der lügnerischen Sahara, deren Spiegelungen meinen Fieberdurst heimgesucht haben. Sie erblüht in meiner Seele.

Jede historische Tradition hat die Aufgabe, zu überliefern, Fakten, Material, den Geist einer Epoche, jede Tradition aber auch die Eigenschaft, zu fälschen, zu vergessen, Fakten, Material und vor allem den Geist eines heroischen Lebens, einer versunkenen Zeit. Es ist dies nur natürlich. Jede Zeit hat ihre eigenen Ziele und Gesetze, und diesen unterordnet sie das Material, diesen zuliebe fälscht sie, diesen dann und dann geltenden Mächten zuliebe, den Inhalt und den Geist. Diese scheinbar so naturgewollte Entwicklung wäre zum Verzweifeln, umsomehr, als sich in dieser sich so natürlich gebenden historischen Voreingenommenheit (die da aus Götzen- und Liebesdienerei sowie aus der Parteilichkeit subjektiver und der Subjektivität der Parteiüberzeugungen erfließt), eine Notwendigkeit, eine Begründetheit der geltenden Anschauungen in der Konstellation der jeweiligen Machtverhältnisse herausstellen läßt. Die Anpassung an diese Konstellation nun läßt sich für den Einzelnen (und für die Summe, die Gruppe, die Masse, die aus der Gleichgerichtetheit der Einzelnen unter Weglassung der individuellen Differenzen und unter Beibehaltung der gerade die individuelle Prosperität durch die Geborgenheit in einer Klasse fördernden sozialen Gruppenmerkmale eine theoretische Einheit wird), diese Anpassung nun läßt sich aus der Tatsache verstehen, daß das Individuum nur als Gesellschaftswesen zu denken ist, in subtilster Reaktion die Summe seiner geistigen Inhalte aus der gesellschaftlichen Gegebenheit beziehend, in die es hineingestellt ist. Die zwangsweise Entwicklung also, sagten wir, auf eine Geschichts- und Literaturgeschichtsfälschung hin wäre zum Verzweifeln, wenn nicht immer wieder aus dem Ausgleich zwischen der gesellschaftlichen Entrechtung Einzelner sowie ganzer Gruppen und Klassen als notwendige Gegensicherung sich ein Bewußtwerden der durch die konservativen Tendenzen der Tradition verfälschten jeweiligen Situation erzeugte, wenn nicht eine Kritik anhübe, die die Fälschungsresultate zerschlägt zugunsten dessen, was allein, einem Ventile gleich, die Balance zwischen der Verfälschung und ihren Folgen einerseits und jenem Ziel, jener Idee anderseits ermöglicht, die als leitend für die von den Konsequenzen der Traditionsfälschung Betroffenen erwächst, zugunsten des einzigen Mittels, die Situation zu retten, zugunsten der Erarbeitung der historischen Wahrheit.

Mag sein, daß vielleicht nirgends so sehr wie in einer auf historische Forschung gerichteten Untersuchung der Begriff dessen, was als wahr gelten soll, schwanken wird, mag sein, daß mit der Veränderung der historischen Situation der Wahrheitsgehalt sich nach einer noch größeren Annäherung an die Idee hin verändern wird, der Ursprung des Wahrheitsstrebens, dessen Psychologie wir oben berührten, und ebenso die Idee der Wahrheit, wie alle Ideen

eine unendliche Aufgabe, wird immer in derselben Konstellationsverschränkung verankert bleiben. Und immer wieder wird, wer sich als Mensch fühlt, wer an der Unzulänglichkeit der Erfüllung gegenüber dem ethischen Sollen leidet, das heißt gerade derjenige, der sich am weitesten von der Opportunität entfernt, am ernstesten nach der Idee hin lebt, wer als bewußter Mensch die Aufgabe, die Pflicht in sich fühlt, an der Beseitigung der Entrechtung mitzuwirken, immer wieder wird ein derart veranlagtes Individuum jene anderen ähnlich in die Welt gestellten Existenzen als Brüder begrüßen, die in langer Reihe für diese Idee litten und kämpften, die aus der schiefen Stellung ihrer subjektiven Bedingtheit nach der absoluten Idee der Wahrheit, nach einer objektiven Gerechtigkeit und ihrer praktischen Realisierung strebten und lebten. In dieser Polarität zwischen der unzulänglichen Realität und der Vollkommenheit der Idee wurzelt aller menschliche Fortschritt und die Vorkämpfer dieses Fortschritts sind uns die Führer und Genossen auf dem unendlichen Wege zu dem Ziele, das sich in der Idee als Aufgabe darstellt. Jede Zeit hat in der Geistesgeschichte der Menschheit welche, die ihr den letzten radikalen Ausdruck ihrer Konstellationen werden bieten können, unvergänglich, auch wenn sie überholt werden, unvergänglich, weil sie den ewigen Weg, den jeder von Anfang an gehen muß, zu den absoluten, in den Ideen gegründeten Werten in der kurzen Zeit ihres Lebens unentwegt mitgegangen sind. Und wenn auch, wie gesagt, die konkrete erreichte Wahrheit in ihrem Objektivitätsgehalt sich vielleicht wird steigern lassen, die ihr unterliegende Richtung auf die Objektivität hin wird ihr immer ihre Geltung, ihre objektive Wertigkeit sichern bei denen vor allem, die an ihrer Reinheit zu partizipieren sich bemühten. Dies gilt von jeglichen Werten und Wahrheiten, seien sie nun ästhetischer oder ethischer, individueller oder sozialer Natur, in ihrer Absicht schöpferisch oder kritisch.

Ist es also bezeichnend für eine Zeit, wo sie den objektivsten Ausdruck ihrer Probleme zu finden geneigt ist, so beleuchtet es eben auf das schärfste unsere gegenwärtige gesellschaftliche Lage, daß wir, wollen wir unter den Zeitgenossen die für uns heute möglichen Wahrheitswerte in ungeschminkterer Realistik aufsuchen, gezwungen sind, uns mit den Aeußerungen auseinanderzusetzen, die aus dem Lager des Sozialismus stammen, dessen Anspruch auf wissenschaftliche Beurteilung auch schon dadurch legitimiert ist, daß unsere Wissenschaftler ihn nicht ignorieren können, ohne sich zu blamieren. Es ist Logik darin, vom Sozialismus als dem bewußten Repräsentanten einer Klasse, deren Rechtstotale gegenüber dem der Bourgeoisie unleugbar geringer ist, radikale Tendenzen nach objektiver Wahrheit der Anschauung und Kritik zu erwarten. Und es ist bedeutsam, daß wir unter den Vertretern des Sozialismus Männer finden wie Max Adler, deren Intellektualität uns einen außerordentlichen geistigen Reiz zu bieten imstande ist, bedeutsam, daß die wirklich führenden Köpfe des Bürgertums, wie

etwa Max Weber, sich mit den Gedanken des Sozialismus in ernsthafter gegnerischer Hochschätzung auseinandersetzen müssen. Und so kommt es, daß Werke der Pioniere des Sozialismus heute unter dem geistig reiferen Teile des Bürgertums in stärkerem Ansehen stehen, denn zur Zeit ihres Erscheinens. Es versteht sich demnach, daß gerade diese Vorkämpfer mit den Fälschungsversuchen der Legendenbildung der ihren Besitzstand eben kraft dieser Legendenbildung sichernden bürgerlichen Tradition revolutionär-unbekümmert aufräumen, sowie, daß sie trotz aller verständlichen polemischen Einseitigkeit gerade jenen oben gemeinten objektiven Wahrheitsgehalt kräftiger hervortreten lassen müssen, da ihre Ueberzeugungskraft mit diesem Wahrheitsgehalt steht und fällt. Das will besagen, es liegt in der Logik der Verhältnisse, daß sie, ihrem Ursprung wie ihrem Ziele nach, an die Zertrümmerung der traditionsmäßig gefälschten Werttafeln mit jenem Gefühl für Realität treten, ohne das sie sonst der Werbekraft der Idee als solcher verlustig gingen.

Wir stehen nicht an, diese Werbekraft einem Werke des Historikers des Sozialismus Franz Mehring zuzuschreiben, das vor nahezu einem Vierteljahrhundert erschien und nunmehr in vierter Auflage vorliegt, ein Buch, das, von den Fiebergiften der fälschenden Tradition nicht infiziert, gegen jene Traditionsklitterung außerordentlich immun zu machen imstande ist. Es ist die vielumkämpfte „Lessinglegende". Uns allen, die wir uns von der heute verabreichten Literaturgeschichte freimachen wollen, von einer Behandlungsart, die bis in die letzten Ergebnisse der Forschung von einem mehr oder weniger bewußten Klassengefühl systemisiert ist und, sofern sie nicht streng ästhetische Kriterien verwendet, bei jeder Abschwenkung ins Kulturhistorische in eine unkritische Apotheose des herrschenden bürgerlichen Charakters und der mit ihm gegebenen sozialen Hierarchie ausmünden muß, uns war diese im besten Sinne originelle Schrift Mehrings eine Erquickung in der trostlosen Zeit einer verlogenen Servilität kleinlicher Ambitionen, war uns ein Anstoß zu einer kritischeren Haltung, zu einer Neuausrichtung der uns durch den unseligen Deutschuntersicht noch seinerzeit eingeimpften, schablonenhaften Werturteile, unrevidiert in uns getragen, wir wußten es gar nicht mehr, wie sehr. Man beherrscht nicht leicht einen Stoff wie Mehring die friderizianische Epoche und selbst, wo diese Vorbedingung gegeben ist: die Infizierung unseres Denkens mit bürgerlich, das heißt nicht objektivhistorisch orientierten Wertungen ist viel größer als wir bei aller präsumptiven Freiheit unserer Anschauungen zuzugeben geneigt sind, nicht zuletzt deshalb, weil in den meisten Fällen die Analyse eines historischen Faktums durch einen bürgerlichen Historiker, weil seine biographische Intention vor den letzten Ergebnissen in eine ideologische Theorie, statt in eine realitätsreichere Objektivität ausbiegt, vielleicht, weil es ihm den Widerspruch mit Prinzipien bedeutete, auf denen er sonst basiert. Ist unsere Absicht aber eine biographische, so dürfen ästhetische Kriterien nicht Selbstzweck,

sondern nur Mittel sein, uns für eine vorurteilslose Wertung biographisch-sozialer Probleme heranzuziehen. Wie weit nun Mehrings ästhetische Freiheit reicht, ist uns unbekannt, ist bei dem heute nun schon alten Herrn auch reichlich irrelevant. Lessings Kapazität in schöpferischer wie kritischer Absicht steht er in vollkommener Freiheit gegenüber, und da er überdies bei seinem hochbewußten Klassenstandpunkt, besonders aber dank seiner männlichen, aufrechten Geradheit von jenen oben gestreiften Hemmungen der Historiker frei ist, so ist Mehring in seiner „Lessinglegende" ein großer Wurf gelungen. Mag sie auch als Buch vielleicht geschlossener gedacht werden können, ihre Entstehung macht etwaige Mängel in dieser Hinsicht begreiflich, der Genuß, den Mehrings geradezu vorbildliches, geradezu Lessingsches Deutsch bietet, entschädigt für leichte Mängel vollauf, und nur nebenbei sei es erwähnt, es ist das Deutsch eines Mannes, der sich seine Klarheit und Wahrheit ehrlich erarbeitet hat, ein Deutsch, wie es in Deutschland und hierzulande als letzte Erben originären, volkstümlichen Sprachgehalts nur noch die großen liberalen Schriftsteller der siebziger und achtziger Jahre schrieben.

Mehrings Buch ist aus einer Reihe von Aufsätzen entstanden, die 1891 in der „Neuen Zeit" erschienen, und da Mehring sie für die Buchausgabe nur um ein Geringes verändert hat, sprechen sie auch heute noch mit ihrer ganzen polemischen Frische und Unmittelbarkeit zu uns. Die Scherer-Schmidtsche Schule von Literarhistorikern, die er hier bekämpft, ist noch nicht ganz erloschen, sie hat um die Erweckung des deutschen Geschmacks über die Versumpfung der achtziger Jahre hinaus ihre auch von Mehring anerkannten Verdienste gehabt, „machte aber in ihrem Verständnis gerade dort Halt, wo sie ihrer Darstellung die historische Perspektive und ihren Gestalten das historische Relief" geben sollte, um „durch einen peinlichen Stich ins Loyal-Untertänige nichts weniger als verschönert" zu werden. Und eben dagegen zieht Mehring mit der ganzen ätzenden Schärfe seiner Argumentation los, durch die er dieser Schule eine von Autor zu Autor gesteigerte Verwässerung des Gehalts der Lessingschen Ideen nachweist und die Angelegenheit außerdem ihres bloß philologischen Charakters dadurch entkleidet, daß er sie als eine allgemein-bürgerliche aufzeigt und so in historische Größe und Wucht hinüberspielt. Den Lessing, dem die Schererschule durch eine bezeichnende Umdeutung gegebener Fakten es beinahe als einziges Lebensziel anfälschte, Hofdichter Friedrichs des Großen zu werden, weil sie die Kritik nicht sehen durfte, die er am friderizianischen Preußen übte, diesen Lessing ließ sich das deutsche Bürgertum gefallen, und hat daher an dieser Depravierung der Tradition eine Schuld mitübernommen, die darin besteht, daß es bei seinem Mangel an Klassenbewußtsein in Lessing nicht mehr seinen ersten vollbewußten Vorkämpfer erkennen konnte, ja, bei dem nicht festumschriebenen Charakter des deutschen Bürgertums dazu vielleicht nie ganz im-

stande war und so sich selber richtete. Als Lessings Tragik erweist es sich denn, daß er als Einzelner ein Bürgertum erziehen wollte, das auf die Größe, die er ihm vor Augen hielt, einzugehen so gar nicht gewillt, ja dazu so wenig befähigt war, daß es heute die Tendenz nahezu aller Historiographen sein kann, die friderizianische Epoche in ein Zeitalter großzügigen Mäzenatentums umzudichten, eine Mythe, die Mehring durch die Entwirrung der Lessinglegende zu widerlegen unternimmt. Mit gründlicher Tatsachenkenntnis entwirft er ein Bild dieser Aera des deutschen Bürgertums, das so wenig es auch seine Sache war, für die „Kabinettskriege" Friedrichs, der nicht viel anders war als seine anderen fürstlichen Zeitgenossen mit Ausnahme Josephs II., doch „die Zeche zu bezahlen hatte", und eine schwere, sehr schwere obendrein. Friedrich hatte mit der gesunden Politik seines Vaters, das Bürgertum gegenüber den Anmaßungen der Junker zu privilegisieren, gebrochen, und indem Mehring so Friedrichs Anteil an der Förderung des Junkertums nachweist, des Junkertums, das ihm in seinem kraftvollen Hochmut noch immer lieber ist, als die Servilität seiner bürgerlichen Zeitgenossen, ferner, indem Mehring einige von Friedrichs berühmten Aussprüchen, die Literatur betreffend, von dem ihnen von bürgerlichen Historikern unterstellten Sinne reinigt und durch eine Darstellung der Haltung Friedrichst zum Beispiel gegenüber der Freiheit der Universitäten, der Zensur, Justiz und religiösen Ueberzeugungen ergänzt, entsteht von selbs, der Eindruck, daß es, gegenüber all diesen historischen Tatsachen, doch nicht Lessings Ziel gewesen sein kann, aus dem Berlin dieser Tage, wo es kein Theater und keine Universität gab, den entscheidenden Antrieb, „Anstoß", wie die Biographen sagen, zu erhalten. Durch dieses Zeitgemälde wird die Position Lessings, so wie Mehring ihn gesehen haben will, nur umso begreiflicher, und der berühmte „Anstoß", den er von Friedrich erhalten haben soll, ging denn auch nicht von diesem aus, der sich wohl für die französische Literatur, für den Emanzipationskampf des deutschen Bürgertums aber auch gar nicht interessierte, sondern diesen Anstoß empfing Lessing von Friedrichs Franzosen, deren „höfische Laster" er verachtete, deren Bürgerbewußtsein er aber wohl zu schätzen wußte, wie die bekannte Grabschrift auf Voltaire beweist. Es ist also verständlich, was Mehring eindringlich und psychologisch sowie quellenmäßig nachweist, daß Lessing nicht „karriereschnaufend hinter Voltaire hergelaufen sein kann, um in den Literatenschweif des Königs zu gelangen", während er doch nach Erich Schmidt „der nach Auszeichnung lechzende Jüngling" gewesen sein soll, der mit „scharfäugigem Neid" den Franzosen ihre „Bedienung" mißgönnte. Man muß gestehen, diese Auffassung Lessings zeichnet sich nicht gerade durch Größe aus, wenn auch diese Umbiegung seines Charakters nur dadurch möglich wurde, daß seine ganze Epoche dekorativ stilisiert wurde, aber dies zu zeigen, darauf kommt es ja Mehring recht eigentlich an. Mehring

deckt Lessings bürgerliches Selbstbewußtsein, das sich an dem der französischen und englischen Bourgeoisie zu empfindlicher Schärfe erzog, und dessen Mangel bei seinen Biographen, und nicht nur bei diesen, Schritt um Schritt auf, hebt mit Recht die Wirkung der für uns heute unerträglichen „Miß Sara Sampson" hervor, die auf die Zeitgenossen nach Rammlers Zeugnis, eben als die des *ersten* bürgerlichen Trauerspiels, erschütternd war, erinnert an den von der Schererschule beklagten Mangel Lessings an Patriotismus, der er sein beinahe chauvinistisch starkes, national, weil bürgerlich stolzes Empfinden in dem Briefe gegenüberstellt, in dem er Gleim beschwört, bei der Besetzung Halberstadts durch die Franzosen ja den Stolz und die Würde eines Deutschen zu zeigen. „Und von Voltaire müssen Sie tun, als ob Sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten." Von demselben Geiste erfüllt ist auch die berühmte „Ode an Mäzen", das „Kleingewehrfeuer" seiner Fabeln, in denen nach Mehrings Deutung die Spitzen gegen das friderizianische Regiment nicht unplausibel erscheinen, beweisend ist ferner für Mehrings Ansicht, daß Lessing in das Soldatenleben greifen mußte, „wenn er ernste Konflikte ernster Charaktere schildern wollte", so wie er sich ja aus demselben Grunde in das friderizianische Heer stürzte, da „Simson keinen anderen Ausweg vor den Philistern hatte". Interessant ist, wie bei Mehring der der „Minna" unterstellte Sinn, als ob Lessing damit eine Verherrlichung Friedrichs beabsichtigt hätte, sich als eine allerbitterste Satire auf Friedrichs Gewohnheiten bei der Entlassung seiner Offiziere nach dem Hubertusburger Frieden herausstellt, beklagt sich doch selbst Nicolai über „die vielen Stiche gegen die Regierung". Mehrings gerechte Würdigung des „Laokoon", dessen ästhetisch zu enge Ansichten er aus ihrer Tendenz gegen Herders bürgerliche Konturenlosigkeit erklärt, deutet auch hier wieder auf Lessings „edles und stolzes Klassenbewußtsein" hin. Man begreift, daß diesem Lessing Hamburg, diese Stadt einer nach seinen Worten „satten Tugend und zahlungsfähigen Moral", eine schwere Enttäuschung, seine Dramaturgie, „seit Huttens Pamphleten die höchste nationale Kundgebung in Deutschland", ein Schlag ins Leere war. Und daß die „Emilia", in der schon Goethe „den entscheidenden Schritt zur sittlich erregten Opposition gegen die tyrannische Willkürherrschaft" sah, die Tat zu den Gedanken der Dramaturgie ist, dürften auch Anhänger des Legendenlessing zugeben. Die einsamen Jahre, die nun in Lessings Leben folgten, das kurze, durch die unwürdigen Wolfenbüttler Schikanen so bitter getrübte Eheglück werden in Mehrings Darstellung zum erschütternden Abschluß der Tragödie eines Kämpferlebens, erschütternd durch seine Größe, und wir empfinden es nur als folgerichtig, daß Lessing in seinem Streit um die „Fragmente" des Reimarus mit dem „Nathan" zu seiner „alten Kanzel", der Bühne, zurückkehrte, während für Literaturhistoriker im allgemeinen gerade die letzten Tage Lessings in ihren scheinbaren Widersprüchen

ein wahres Kreuz sind. Es ist aber wahrhaft erhebend, zu sehen, wie in Mehrings Darstellung Lessing noch zuletzt in seinem Fragmentenstreit „für Kant und Fichte und Hegel wirklich die Bahn brach", indem er sich für die freieste wissenschaftliche Forschung einsetzte. Und so ist Mehring imstande, Lessings Leben in eine tiefe Logik auslaufen zu lassen, die ihrerseits die Gewähr der Evidenz in sich trägt, daß er es und wie sehr er dieses Schicksal historisch objektiv erfaßte.

Uns will es nun nicht von solcher Bedeutung erscheinen, wie es für Mehring, seinem sozialen Radikalismus und seiner ganzen brausenden Leidenschaft nach notwendig antinomisch orientiert, der Fall sein mußte, gegen wen Lessing Stellung nahm, ob gegen die reaktionäre Orthodoxie oder den friderizianischen Absolutismus, was uns heute bis zu einem gewissen Grade gleichgültig ist, sondern uns will vielmehr das positive Resultat der Mehringschen Untersuchung von eminenter Wichtigkeit bedünken, nämlich, warum Lessing gegen alle diese Mächte in ihrer historischen Gegebenheit aufstand, warum er in seinem bürgerlichen Klassenbewußtsein gegen sie Stellung nehmen mußte. Hierin liegt unserer Ansicht nach das Schwergewicht von Mehrings Verdienst; aus Lessings Standpunkt, und wie gesagt, Mehring weiß ihn als den für Lessing einzig denkbaren herauszustellen, ergeben sich seine Antagonisten mit Notwendigkeit, sind aber eben darum von etwas abgeleiteter, sekundärer Wichtigkeit. Wenn wir aber von Mehrings Negierungen absehen, so unerläßlich sie einerseits für ihn persönlich, andererseits für die von ihm zu erarbeitende historische Wahrheit sein mochten, wenn wir den dauernden Wert von Mehrings Schrift mehr in ihrem positiven Gehalt zu suchen geneigt sind, so müssen wir diesem Sozialdemokraten ein schärferes Empfinden für das spezifisch Bürgerliche zugestehen als uns Bürgerlichen selbst, so erwächst uns sein Lessing zu symbolischer Größe, und die Legendenbildung um Lessings Gestalt zu einem Spiegel für die Klassenlage des Bürgertums, für die Verwässerung, Verwischung seines Klassengefühles nach obenhin und für den Verlust seiner Prinzipien, ja seines Charakters seinen diffizilsten Problemen gegenüber. Mehrings Darstellung weist weit über das individuelle Lebensschicksal Lessings, weit über das enggesteckte Problem der Legendenbildung auf Probleme von so einschneidend allgemeiner Natur, so sehr auf das Problem der Bourgeoisie überhaupt hin und diese Verwurzelung im Allgemeinen von aufs Absolute gerichteten Wertungen begründet so sehr die starke, objektive Wertigkeit des Buches selbst, daß wir ihm nachrufen möchten, seines Lessing wahlverwandten Geistes wegen, was Herder der „Emilia" vorgesetzt wissen wollte: Discite, moniti!

E. K.

DIE ZEIT IM DAIMON

M I T T E I L U N G

Da hinsichtlich der Unechtheit des Apollonios-Evangeliums bei einigen mit der Bibelforschung gar nicht Vertrauten Zweifel sich äußerten, so sei das sonst sehr Ueberflüssige ausdrücklich mitgeteilt, daß das Evangelium auf keinerlei Fund, weder durch Aurel Stein noch sonst einen Forscher, beruht, sondern Erfindung ist. Daß eine Absicht bestand, dem Texte den Wert eines historischen Dokumentes ernsthaft zu geben, konnte nur der ganz ahnungslose Laie glauben. Die wesentliche Bedeutung oder Absicht des Apollonios-Evangeliums wird dadurch, daß es kein historisches Dokument ist, im geringsten nicht alteriert.

Dr. F. BLEI

ANTWORT DES HERAUSGEBERS

Die Leitung des „Daimon" hielt das im vorigen Hefte zur Veröffentlichung gelangte „Evangelium des Apollonios" nicht für eine wörtliche Uebersetzung eines historischen Fundes, aber sie hatte aus sagbaren und unsagbaren Gründen Ursache anzunehmen, daß dieses Werk die freie Bearbeitung eines bisher unbekannten, apokryphen Evangeliums sei (für deren Notwendigkeit ein Uebersetzer die persönliche Verantwortung trägt).

DAS RECHT DER TOTEN

(ZUM EVANGELIUM DES APOLLONIOS)

Ich bin keines Menschen Richter; ich schäme mich, Anlaß genommen zu haben und dieses sagen zu müssen.)

Wenn der große Heilige aus seinen fünfzig Himmeln ein neues Mal zur Offenbarung niederstiege, er würde nicht über Genezareth, wo vertane Götterboten das unmittelbare Wesen mit der Nadel des Gesetzes nähten, sondern über unsere Steppen, da verderbtes Dienertum durch das Mittel und schon durch das gefälschte Mittel Gott austreiben darf, wandeln, nicht um ein sanftes Joch zu tragen, aber seinem Doppelgänger in Christo mit dem auferstandenen Auge in Auge zu begegnen. Es könnte wohl das

Undenkbare geschehen, daß ihm der andere Jesus mit den Worten seines Apollonios widerspräche und der Heilige wortlos, wie angelangt, seines Himmels ginge, obgleich schon, ewigen Schöpfungen entlang, die Stimme des Unbedingten befiehlt: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht zum Falschen und Nichtigen gebrauchen, denn auch er wird dich am jüngsten Tage nicht fälschen und vernichten. Trage dein Fleisch, wasche deinen Geist, berichte dein Werk, aber laß die Toten ruh'n! Genug, daß du die Lebenden vergeudest, töte nicht noch die Toten. Gedenke, daß auch du sterblich bist und dir das gleiche widerfahren kann.

Ich sehe noch eine Möglichkeit, welche freilich den Papst als Heiden entpuppt: der andere tritt plötzlich vor den Allmächtigen, kühl und hochmütig, und erklärt, seine Behauptung sei ein Spaß, Rätsel für Laien, die keine Bibelforscher sind, gewesen, er sei keineswegs Jesus noch die Stimme des Apollonios, sondern er selbst. Spaß ist zwar die genaue Uebersetzung für Literatur, aber der Allerbarmer wird nie den furchtbaren Gedanken los werden, daß etwa doch ein Laienkind, wenn auch bloß ein einziges, das zugleich noch Christ ist, in seiner Einfalt dem Berichte des Apollonios getraut habe, da einem Laienchristen die Beziehung zum Stifter seiner Kirche kein vierdimensionaler Witz, sondern eine Gerade darstellt.

Das Recht der Toten ist daher nicht, daß der Nachfahre ihre sandige Urheberschaft hüte, vielmehr, daß ihr heiliger Name nicht zum Plakate und Pomp fremder Wonnen gemacht werde; am letzten werde dies dem Hirten angetan, der seinen Henkern, sterbend an von ihnen geschlagenen Malen, das Kreuz in die Hand gab. Das Recht der Toten ist die Ruhe ihres Namens in ihrem Werke. Das Recht der Toten ist, daß ihr Name nicht in den Mund genommen werde, sondern in den Geist, nicht in den Bericht, sondern in die Tat, nicht in das Buch, sondern in das Leben.

Das Gut jedoch, das in diesem Weltalter des Gemenges zum apokalyptischen Uebel auswuchs, ist jene ruchlose Sendung des Wortes, die das Wesen als Offenbarung durch die Sprache und diese Offenbarung als Selbstzweck verkündet, so daß das Gleichnis, losgelöst aus seinem Aufruhr im lebendigen Gotte, in schrankenloser Alleinherrschaft lüstern thronen darf. Aber der vollkommene Geist erblickt die Ursache dieser mystischen Pest in der radikalen Täuschung des Augenscheines, daß die Person vergänglich und das Werk dauernd ist, während in Wahrheit umgekehrt das Seyn sich in der Einmaligkeit seines Namens ewig begründet, das Werk nur Anhauch und Anfang des großen, nie zu Ende sprechbaren Geheimnisses ist, das mit dem Tode verschwindet.

JAKOB MORENO LEVY.

BIOLOGIE DES KRIEGES*

Daß es leichter ist, eine Anklage gegen den Wert als eine Apologie für den Genius des Krieges und den deutschen Krieg zu begründen, spricht ebensowenig für die Apologeten von damals als gegen die Ankläger von heute. Und wenn unter dem Titel einer Biologie des Krieges das ganze, der Naturwissenschaft' Historik und Politik ebensogut wie der Religionslehre und Ethik entlehnte Material gegen den Krieg kompiliert wird, so müssen wir den Mut des Autors schätzen, der sich der Vaterlandsparteidisziplin deutscher Professoren nicht fügte, und den propagandistischen Wert der empörten Auflehnung gegen Unverstand und Niedertracht jener anerkennen, denen die Bestimmung des Gelehrten die Aufrichtung des uferlosen Handelsstaates zu sein scheint, nicht aber darf uns die Sympathie mit seiner Gesinnung dazu verleiten, nun auch ihren Ausdruck für das Ideal einer sachlichen und adäquaten Auseinandersetzung mit dem Gegenstand zu nehmen. Denn jedes Forum, vor das der Sinn des Krieges gebracht werden kann, muß sich erst selbst als zuständig rechtfertigen, und da es nie aus sich selbst Prinzipien erzeugen kann, deren Geltungsbereich über den eigenen hinausgeht, da keine Einzelwissenschaft mehr als eine Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit, niemals den letzten Zweck erreichen und konstatieren kann, da es keine andere absolute Wertung gibt als die philosophische, so kann nur reine, allgemeine Vernunft eine allgemein verbindliche Entscheidung über den Sinn des Krieges fällen. Denn daß der Krieg ein Uebel sei, weil er die Rasse verschlechtere, den Volkswohlstand vernichte, Recht und Sittlichkeit schädige, kann nur überzeugend sein, wenn feststeht, daß gute Rasse, Nationalreichtum und sittliche Kultur höher zu bewertende Güter seien als „deutsche Freiheit", schimmernde Wehr, Nibelungentreue und etliche andere teils von H. St. Chamberlain, teils von Ullstein & Co. bezogene Requisiten, denen der Krieg guten Absatz sichert. Zwar hat man auch den Kategorischen Imperativ zur Rechtfertigung der Annexion ganzer Provinzen und die Phänomenologie im Dienste nationaler Propaganda mißbraucht, und die Welt als Siegfriedenswille und Galavorstellung läge durchaus nicht außerhalb der Schöpferkraft von Aspiranten auf pensionsberechtigte philosophische Würden. Das beweist aber ebensowenig gegen die Philosophie als die Nibelungentreue gegen die Staatswissenschaft oder die „deutsche Freiheit" gegen die Demokratie; denn die Philosophie hat nicht zu schwätzen, sondern die Frage zu beantworten, ob der Krieg vernünftig ist oder nicht. Darüber entscheidet aber der eine Satz Fichtes, daß „der Krieg ein sicheres und ganz rechtliches Mittel wäre, die Legalität in dem Verhältnis der Staaten zueinander zu sichern: wenn man

* G. F. Nicolai, Die Biologie des Krieges. Zürich 1917.

nur ein Mittel finden könnte, durch welches der, der die gerechte Sache hat, stets Sieger wäre", mehr als sämtliche Argumente der Wissenschaften, mit denen wir uns zwar dankbar freuen, wie mit jeder empirischen Bestätigung der Wahrheit, die wir aber nur als vorläufigen Ersatz für die reine Idee der Schändlichkeit, weil Vernunftwidrigkeit, des Krieges akzeptieren können.

PHILODIKOS

LEOPOLD REISSINGER

URSPRÜNGLICHKEIT UND TRAUM

(EIN VERSUCH)

Jemand schrieb: Im Traum sind alle Menschen ursprünglich. Diesen Aphorismus könnte ich ergänzen: Im Wachen sind Phantasie und Vergessen Erinnerungsersatz.

Würden wir uns im wachen Zustande unserer Träume erinnern, so müßten wir alle viel richtiger handeln, da wir eigene Gedanken denken würden, die vor uns niemand gedacht, die wir vom Ursprung her uns zugedacht bekommen haben.

Es bedeutet die Gefahr der Sinnlosigkeit, keine eigenen Gedanken fühlen zu können; denn die unausgeschlafene Mittelmäßigkeit, die ebenso unreif ist, als sie nie zu Ende geträumt hat, ist das Element des Unpersönlichen, das niemals aus sich selbst zu den Dingen kommen kann, sondern stets eines fremden Befehles bedarf, um irgend etwas in persona zu tun, im Gegensatz zum Persönlichen, das alles aus sich heraus geschehen läßt und so oft das Unpersönliche agieren läßt in Dingen, die jenes aus sich gedacht und gefunden hat.

Da aber die Handlungsweise der Person nichts zu tun hat mit einem Anlaß, der aus dem Persönlichen käme, so ist es klar, daß das meiste an realem Geschehen intensivste Verlogenheit bedeutet. Nichts entspringt mehr aus echter Art, fast alles aber ist entartet.

Die Menschen ergehen sich heute in Phantasien und leben aus Vergeßlichkeit. Sie sehen bestenfalls ihre Hohlheit ein und fühlen sich bisweilen sogar in dieser Erkenntnis unglücklich, kommen aber nie dazu, sich zu bekehren. Die Folge davon ist eine unbewußte Sucht, sich zu betäuben. Dazu nun muß alles gut sein. Die Arbeit, die grundlos ist und jeder Tiefe entbehrt, und der Verdienst, der nicht aus der Erkenntnis heraus empfangen, müssen dienen, um Ausschweifungen aller Art möglich zu machen. Dieses hastige, einsichtslose und dekonzentrierte Leben wird nach alterprobtem Tandaradei abgespielt und rächt sich an seinen

Trägern durch Träume, die nicht mehr rein im Raum des Persönlichen weben, sondern im Reich des Alltäglichen, dieses zum Symbol erhebend, mit dem Hohlkopf ihr Satyrspiel treiben, das er nicht begreifen kann.

Selbstverständlich hat niemand Zeit, über seine Träume nachzudenken. Es würde auch schwerlich sich solche Mühe lohnen, da der Herr Arbeitsbummelbürger die gegen ihn gerichteten sarkastischen Symbole seiner Träume nicht zu deuten verstünde. Was mehr?! Lieber tanzt er weiter als der Tanzbär seiner Maschine „Tagesarbeit" und läßt sich für seine Dummheit bezahlen. Das Kennzeichen solcher Arbeitsmonomanen ist ihr Klagen und Jammern über die Arbeit. Nie wird man von solchem Dummkopf die edlen Worte hören können: „Schicksal, sei gnädig und stör' mich nicht bei meiner Arbeit." Käme in seinen Arbeitstrott ein Helote, er würde entzückt ausrufen: Erlöst mich von meine Kreise, ziagts ma mein Rock aus, und so.

Allerdings läßt uns die Menschenliebe solche Individuen bedauern. Denn: Erlöse man sie von ihrer Arbeit und gäbe ihnen das zum Lebensluxus nötige Kapital, sie würden nach vierzehntägigem Urlaub sofort wieder „ordentlich zu schaffen" beginnen, spekulieren, von Geld- und Arbeitshunger befallen werden und beweisen, daß solche Hilfe vergebens war.

Wie aber könnte man selbst solchen Geschöpfen helfen? Man müßte sie einsperren, ihnen zu arbeiten verbieten. Dann würden auch sie — kommt Zeit, kommt Rat — noch weise werden und sich für irgend etwas entscheiden, das sie seiner selbst willen mit Liebe tun würden. Ihre Träume würden so lange an ihren Köpfen arbeiten, bis sich ihre Träger umgebracht hätten, oder zur Kultur entscheiden müßten. Denn was den meisten abgeht, ist Kultur.

Das ist nicht zu verwundern, da wir in einem Zeitalter der Zivilisation leben, die ja an sich schon die Erbfeindin aller Kultur ist.

Es gibt heute kaum einen Kult mehr, der ebenso getan als erfaßt wird wie in den Zeiten, da aus Kulten Kultur entstand.

Die Zivilisation aber ist jenes Prinzip der Verallgemeinerung, das, weil es sich dem Höheren erst nähern müßte, lieber dort bleibt, wo es ist, und das zu Verallgemeinernde auf jene Stufe hinunterdrückt, auf der sich der dressierte Mensch vom reinen, unverdorbenen, freien Tier nur mehr durch sein Redenkönnen und seine Schäbigkeit unterscheidet. So, daß das Tier heute den Menschen verachten könnte, wie der Mensch seinen Schöpfer und sein Haustier, wenn es nicht so kultiviert wäre, durch charaktervolles Bewahren seiner Art, seinem Schöpfer und der Natur näher zu stehen. Die Tiere träumen ebenso weise, wie die Pflanze vom Wachstum, von ihrer Instinktsicherheit, die sie jedenfalls mehr kultiviert als die ahnungslose Ratlosigkeit die verderbte Menschennatur.

Es bedarf wohl keines weiteren Beweises unserer Trottelhaftigkeit, wenn ich sage, daß wir fähig wurden, von „Geschäft", Verdienen, Morden, „Betackeln", Stehlen, Spekulieren, Essen, Trinken und Huren zu träumen.

Wogegen wir kaum mehr von Schenken, Belohnung, Lebensrettung, der Möglichkeit, jemanden überraschend zu beglücken, als ungenannter Spender sich zu freuen, Philosophieren, veredelnden Rezepten, Gebirgswasser und edlem Wein und Liebe träumen.

Von der Zeit, die diese schönen Sehnsüchte und Träume uns vom Ursprung brachte, wissen wir nur mehr aus Märchen und Sagen und nie und da von Lesebüchern und manchmal von Kindern.

Wir erinnern uns kaum mehr an die verschwiegenen Wonnen selbstverständlicher und natürlicher guter Taten. Fürwahr, wir sind stolz darauf, jemandem eine „Wohltat" zu erweisen, die ihn für den Augenblick befreit, um ihn für den nächsten seinen Sorgen wiederzugeben.

Feuchtersleben sagte: Eine Wohltat ist erst dann eine, wenn sie jede weitere überflüssig, unmöglich macht!

Wo sind nun in unserer Zeit die Menschen, die die einzige Wohltat, die uns heute not tut, wohl tun und dem Weltkrieg ein Ende gebieten!

Nehmen wir all das, was wir uns so sehr wünschen können wie anderen, statt alles Althergebrachten und Neuhergebrachten in unser tägliches Denk-, Vorstellungs- und Empfindungsgebiet auf! Dann werden wir träumen, was wir am Tage ausführen sollen und werden.

Üben wir die Kräfte der Seele, des Geistes, lassen wir das gute Prinzip sich unser bemächtigen und wir werden aus unseren Träumen wieder wach sein lernen, werden auferstehen von den Toten, werden uns auf uns selbst besinnen und uns erinnern an alle jene Taten, die wir im Anfang getan, und werden wissen, daß diese gut waren.

Die Echtheit und Ursprünglichkeit aber wollen wir unseren Kindheitsträumen ablauschen und jeder einzelne wird aus seiner Ursprünglichkeit (- seiner Originalität) aus sich selbst heraus ein Gutes tun, das sein Bruder nicht hätte tun können, weil ein anderes Gutes seine Mission war. Gutes um des Guten willen sei ohne Neid mit liebendem Eifer getan. Menschwerdung jedes einzelnen dieser Zeit, deren Menschen erst wieder werden müssen wie die Kinder, um ihre Fähigkeiten dazu benützen zu können, statt Vernichtungswerkzeuge zu erfinden, das Paradies der Menschenseele wieder aufzubauen zur Ehre des Schöpfers und seiner Ebenbilder! Dazu verhelfe allen mein Traum!

INHALT DES PROLOG - HEFTES:

JAKOB MORENO LEVY: Die Gottheit als Autor. Ein Gespräch — E. A. RHEINHARDT: Aus „Aufruf an die jungen Menschen" — JAKOB WASSERMANN: Der Jude als Orientale — FRANCIS JAMMES: Betrachtung über die Dinge — FRANZ WERFEL: Knabentag. Ein Fragment — GÜTERSLOH: Das gefesselte Individuum — PAUL KORNFELD: Zwei Gedichte in Prosa — MAX BROD: Kosmische Kantate — FRIEDRICH SCHNACK: Drei Sonette — OTTOKAR BŘEZINA: Das Geheimnisvolle in der Kunst — ERNST WEISS: Gegengott. Ein Gedicht ALFRED WOLFENSTEIN: Der Mann. Ein Gedicht

INHALT DES II. HEFTES:

FRANZ BLEI: Das Evangelium des Apollonios — PAUL CLAUDEL: Deux Cantiques — FRIEDRICH SCHNACK: Kindermond. Gedicht — GIOVANNI PASCOLI: Der Gedenktag. Gedicht — DR. ALEXANDER SCHMID: Dostojewsky und der Panslavismus — FRANZ WERFEL: Benennung. Gedicht — E. A. RHEINHARDT: Raguseischer Abend. Gedicht — BÉLA BALÁZS: Das Buch des Wan-Hou-Tsen. Eine chinesische Erzählung — JAKOB MORENO LEVY: Ich. Das vollendete Schweigen. Zwei Gedichte — RUDOLF FUCHS: Traum. Gedicht — MAX BROD: Der Messias. Gedicht — IWAN GOLL: Café. Gedicht — DIE ZEIT IM DAIMON: E. O. K.: Wedekind — I. M. L.: Anfangsgründe der Kritik — EGON WELLESZ: Claude Debussy — r —: Wiener Secession

BEZUGSBEDINGUNGEN

Das erste Heft . . . . K 3.50 = M 2.20
Die ersten drei Hefte K 10.50 = M 6.50
Die ersten sechs Hefte K 21.— = M 13.—

DIE HEFTE SIND DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DURCH DEN VERLAG ZU BEZIEHEN. DAS ABONNEMENT IST DEM VERLAG BEKANNTZUGEBEN UND DER BETRAG ANZUWEISEN

JEDER MITARBEITER IST SELBST VERANTWORTLICH FÜR SEINE BEITRÄGE. ALLE MANUSKRIPTE ERBETEN AN:

DAIMON-SCHRIFTEN, WIEN XIX, BILLROTHSTRASSE 39

ADMINISTRATIVE ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN AN DEN VERLAG DER

DAIMON-SCHRIFTEN
BRÜDER SUSCHITZKY
WIEN X, FAVORITENSTR. 57

FERNRUF 59.317 POSTSPARKASSEN-KONTO 168.967

Nicht verlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein Rückporto beiliegt. Übersetzungen möge tunlichst immer das Original beigefügt werden, da sich die Redaktion vorbehält, das Original mit abzudrucken.

Die folgenden Hefte werden Beiträge enthalten von: MAX ADLER, PAUL ADLER, BÉLA BALÁZS, PETR BESRUČ, FELIX BRAUN, OTOKAR BŘEZINA, MAX BROD, MARTIN BUBER, ALFRED DOBLIN, ANDREAS ECKBRECHT, EFRAIM FRISCH, EMIL FREIHERR V. GEBSATTEL, IWAN GOLL, GÜTERSLOH, ADOLF V. HATZFELD, FRANCIS JAMMES, GEORG KAISER, OTTO KAUS, CHAJAN KELLMER, PAUL KORNFELD, GEORG KULKA, JAKOB MORENO LEVY, GEORG V. LUKACS, ROBERT MÜLLER, ROBERT MUSIL, GIOVANNI PASCOLI, CHARLES PEGUY, LEOPOLD REISSINGER, E. A. RHEINHARDT, FRIEDRICH SCHNACK, ANDRÉ SUARÈS, ANDREAS THOM, JAKOB WASSERMANN, ERNST WEISS, FRANZ WERFEL, ALFRED WOLFENSTEIN

DER MENSCH

MONATSCHRIFT FÜR KULTUR
HERAUSGEBER: LEO REISS

brachte bisher neben anderen Beiträgen solche von

OSKAR BAUM, PETR BEZRUČ, OTTOKAR BŘEZINA, MAX BROD, KAREL ČAPEK, HEINRICH MANN, OTTO PICK, JOHANNES URZIDIL UND ERNST WEISS

Probenummern gegen Einsendung von 60 h in Briefmarken

Alle Zuschriften sind an die Adresse des Herausgebers, Redakteurs und Verlegers LEO REISS, Brünn, Dr. Karl Reisiggasse 1, zu richten

EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG.
Herausgeber: JAKOB MORENO LEVY.
VERLAG BRÜDER SUSCHITZKY, WIEN-LEIPZIG.
AN DIE VIER MENSCHENALTER.
DAS SCHWEIGEN – ICH – DER BERICHT.
DAS TESTAMENT DES SCHWEIGENS.

Soeben erschienen:

MARTIN BUBER

MEIN WEG ZUM CHASSIDISMUS

Verlag von RÜTTEN & LOENING, Frankfurt am Main

DAS ABENTEUER IM GEISTE

Zwei Erzählungen von E. A. RHEINHARDT

ZWEITE AUFLAGE

VERLAG S. FISCHER, BERLIN

RESURRECTION

CAHIERS LITTÉRAIRES MENSUELS ILLUSTRÉS
RÉDACTION ET ADMINISTRATION: CL. PANSAERS.
CHAUSSÉE DE BRUXELLES, LA HULPE, BELGIQUE
Le Numéro: Frs. 1.50. Abonnement: 12 Frs. Etranger: 15 Frs.

DER FRIEDE

DIE EINZIGE GROSSE POLITISCHE
WOCHENSCHRIFT OESTERREICHS

ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG. PREIS DES EINZELHEFTES 80 h

MAX BROD

DAS GELOBTE LAND, Gedichte

Bei KURT WOLF, Leipzig (In der Reihe „NEUE DICHTUNGEN")
1918

OTTO KAUS

STRINDBERG, eine Kritik

165 Seiten. Bei R. PIPER & Co., München
1918

Die Künstlergruppe

DIE BEWEGUNG

veranstaltet im Juni 1918 ihre erste Ausstellung in
ihren Ausstellungsräumen Wien, I., Kärntnerstraße 4

DAIMON

EINE MONATSSCHRIFT.

HERAUSGEBER
JAKOB MORENO LEVY.
REDAKTEUR
E. A. RHEINHARDT.

MIT BEITRÄGEN VON:

PAUL BAUDISCH, PETR BEZRUČ,
N. BRÜSTIGER, GEORG KAISER,
PAUL KORNFELD, GEORG
KULKA, JAKOB MORENO LEVY,
HETTA MAYR, ROBERT MÜLLER,
E. A. RHEINHARDT, FRIEDRICH
SCHNACK-RIENECK

4. HEFT AUGUST 1918

DAIMON-SCHRIFTEN
VERLAG BRUDER SUSCHITZKY: WIEN.

INHALTSVERZEICHNIS

PAUL KORNFELD: GEBET UM WUNDER ◇ HERMES TRISMEGISTOS: DER GÖTTLICHE PYMANDER ◇ GEORG KAISER: JUANA ◇ E. A. RHEINHARDT: ODE AN DIE VORÜBERGEHENDE ◇ HETTA MAYR: THOMAS ◇ FRIEDRICH SCHNACK-RIENECK: BALLADE VON MIR ◇ PETR BEZRUČ: NOCH LESEN DIE LEUTE. GEDICHT ◇ E. A. RHEINHARDT: BEN ASBAL ODER DAS VERLIEREN ◇ GEORG KULKA: DER STIEFBRUDER. GEDICHTE ◇ JAKOB MORENO LEVY: EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG. DAS TESTAMENT DES SCHWEIGENS. GEDICHTE ◇ DIE ZEIT IM DAIMON: N. BRÜSTIGER: VON DER INNEREN KULTUR ◇ ROBERT MÜLLER: DIE GEISTRASSE ◇ R. M.: AKTIVISTISCHE SÄTZE

NACHDRUCK VERBOTEN

GEBET UM WUNDER

Es geht alles auf der Erde seinen Gang nach uralten Regeln. Wenn's Frühling wird, blühen die Bäume, wenn's wärmer wird, schmilzt das Eis, und wenn einer bös ist, tut er Böses. Doch keine Regel und kein Gesetz kann uns den Traum verwehren, daß einmal all dies Getriebe in Asche zerfällt und du, o Herr, spielerisch und sinnlos, groß und gewaltig, daß sie neu erblühe unter deinem Hauch, das Wunder hinfahren läßt über die Erde! Ich träume, daß du einmal, einmal nur in winterlicher Landschaft zwischen Schnee und Eis einen rotblühenden Baum erstehen lässest, daß einmal, einmal nur aus der Erde hervor, zu unseren Füßen, himmlischer Gesang ertönt, daß alles staunt und fragt: woher der himmlische Gesang? — und alles lacht und ruft: sehet, aus der Erde hervor, zu unseren Füßen, der himmlische Gesang! — daß einmal, einmal nur in einer Nacht die Sterne am Himmel tanzen und einmal, einmal nur eines Tages der Böse das Gute tut! Wie wär' die Welt so rein, wie wär' die Welt, wie wären wir so ganz dir hingegeben, Kinder auf deiner flachen Hand, täglich neu beschenkt, staunend mit großen Kinderaugen und fröhlich, daß immer Wunder durch die Lüfte fliegen!

Wie herrlich wär's, wäre dein Wille durch deine Taten in die Welt geschrieben! Denn sieh', es ist die Erde eine dunkle Schlucht, und es wanken die Menschen oder schleichen zwischen Abgrund und Abgrund, zwischen Kampf und Kampf. Sie wollen das Gute und tun das Böse, sie tun das Böse und bereuen es, sie denken und zerfleischen sich und sind voller Irrtum und voller Lüge. Und alles hat seinen Grund und hat seine Ursache, auch das Böse hat seine Ursache, auch die Lüge hat ihre Ursache, auch der Irrtum hat seine Ursache, und alles geht seinen Gang nach uralten Regeln und Gesetzen. Doch ich bete um ein Wunder, bete um viele Wunder, einen Regen, einen Strom von Wundern, der sich niedergießen möge über die Menschheit! Möge doch endlich dem Bösen, der sie zum Schlag erhebt, die Hand erlahmen, möge doch endlich der Mensch, der den Mund auftut zum bösen Wort, mit Stummheit geschlagen werden, möge doch endlich dem Schuldlosen und Reinen ein Engel, weiß und freundlich vom Himmel niederflatternd, einen Kranz aufs Haupt setzen! Käme doch endlich die Welt aus ihrem Geleise! Laß sie, o Herr, Schauplatz sein für neues und anderes Geschehen! Ah, ich wollte, die Welt wäre umhaucht vom Wunderbaren, umweht vom Unerklärlichen, durchbebt vom Unbegreiflichen, ewig durchflattert vom geheimnisvollen Flügelschlag des Unerwarteten! Ah, ich wollte, sie wäre durchzittert vom Hauche anderer, vom Atem aller Welten,

die im Umkreis deines Atems sind, daß auf unfaßbaren Wegen Geister eines anderen Daseins, fröhliche Gestalten aus den Himmeln uns besuchen! Und dann, an einem großen Tag erscheint, umstrahlt von Flammen und von Feuern, in rätselhaften Fernen golden dein Thron. Siehe, das Wunder aller Wunder! Wir schauen und schauen, bis er, umwallt von Nebeln voller Duft und Farbe, in noch rätselhafteren Fernen ins Unsichtbare versinkt!

Sieh', es ist die Welt nur ein Getriebe und es ist der Mensch sein Herr und sein Besitzer und ist doch nur Chaos und Sklave seiner eigenen Verderbnis! Greif ein, o Herr, und laß Wunder hinwehen über die Erde, greif ein, o Herr, laß Glocken klingen aus jenseitigen Welten, greif ein, o Herr, mit deiner zauberhaften Hand, daß alles stille steht und daß der Mensch auf seinem Weg einhält in seinem Schritt und in die Knie sinkt und seine Arme hebt und ruft: sehet, ein Wunder von zauberhafter Hand! Greif ein, o Herr, daß diese Welt, aus ihrer Bahn gebracht, so immer neu, so reich und bunt ein Ding nur sei für deine göttlichen Spiele und Spielball für deine göttliche Phantasie!

Laß, o Herr, Wunder erstehen, greif ein, o Herr, in dieses Chaos und ewige Getriebe! Du hast die Macht, o Herr — laß eines Tages allenthalben Frühling sein oder alle Dinge auf der Erde hüpfen und tanzen oder nicht nur eine, nein, zwanzig, dreißig, hundert Sonnen am Himmel stehen oder laß an einem Mittag, wenn der Himmel blau und grün und rot und in allen Farben leuchtet und Sonne, Mond und Sterne sich über unseren Häuptern zu lustigen Gruppen aufstellen, die Bäume mit ihren Wurzeln sich erheben und in der Luft schweben, von fern her Musik ertönen und der Menschen Brust sich öffnen und aus jeder Brust einen Engel, weiß und fröhlich, auf zum Himmel steigen! — Doch, ach, es geht auf der Erde alles seinen Gang. Ach, Herr, man weiß, was war, und weiß, was kommen wird und kann nur träumen von deiner unbegrenzten Macht, und niemals lässest du, der du die Regeln schufst, sie aus! Verleugne dich, o Herr, und schaff dich neu! Denn, ach! ich bin müde der uralten Regeln und Gesetze, aller Ursachen und Gründe und bete um Wunder unter Posaunenklang und unter Donner und Blitz!

HERMES TRISMEGISTOS

DER GÖTTLICHE PYMANDER

(ÜBERTRAGEN VON PAUL BAUDISCH)

VORWORT

Die Bücher „Pymander" oder „Poimandros" von Hermes Trismegistos stammen nach Ansicht älterer Theosophen und Gnostiker aus dem Jahre 1800 vor Christi Geburt. Diese Meinung wird jetzt bezweifelt und man

behauptet, sie seien nur zweihundert Jahre älter als Christus. Der Stil ist seltsam biblisch; es finden sich dieselben uns unverständlichen Wortverbindungen, die Swedenborg für die Bibel ausgelegt hat. So wie die Bibel einen geheimen inneren Sinn enthält, muß auch dieses Buch seine Wortseele haben; jenen Aposteln und Dichtern der religiösen Zeiten waren die Metaphern noch nicht Buchschmuck, sondern Tabernakel und Symbol des Lebendigsten. Sie kannten die metaphorische Magie des Wortes an seinem Ursprung.

Irgend ein Kritiker und Historiker wird sagen, das Stück sei unverständlich ohne die Kenntnis des hermetischen Systems. Ihm sei geantwortet, daß hier Nichtwissen eher nützen als schaden mag. Es wird dem Verstand verwehren, sich auf historischen Kram zu beziehen; die Worte dieses Stückes sind so sehr lebendige Urworte, daß sie durchaus keines Kommentars bedürfen. Dieses Bekenntnis aber werde ein großer Wind von Aufgang über alle Herzen.

PAUL BAUDISCH

SIEBENTES BUCH

Das Geheimnis seiner Rede auf dem Berge der Wiedergeburt und des Schweigens Offenbarung

Zu seinem Sohne Tat

Tat Als du über Gottheit sprachst, o Vater, war alles geheimnisvoll und ich konnte es nicht klären; da sagtest du, kein Mensch könne vor seiner Wiedergeburt Rettung finden.

Und als ich dich demütig fragte (wir stiegen den Berg hinan), weil mein Verlangen groß war, das Wesen der Wiedergeburt zu wissen, denn dies allein von allen Dingen weiß ich nicht, da sagtest du, ich würde es erfahren, bis ich der Welt entfremdet sei. Daher bereitete ich mich und wahrte mein Ohr vor den Täuschungen der Welt.

Nun denn, gib, was ich entbehre, und nach deinem Worte lehre mich, was die Wiedergeburt sei; mit dem Wort deines Mundes oder im Geheimnis; denn ich weiß nicht, o Trismegistos, aus welcher Substanz, aus welchem Samen oder Leibe da der Mensch geboren wird.

Hermes Im Schweigen verstehst du diese Weisheit, o Sohn, und das wahre Gute ist der Same.

Tat Wer sät ihn, o Vater? Denn ich bin zum Aeußersten unwissend und voller Zweifel.

Hermes Der Wille Gottes, o Sohn.

Tat Und welcher Art ist der Mensch, der so geboren wird? Denn diesmal verließ mich das innerste Verstehen.

Hermes Gottes Sohn wird ein anderer sein; Gott schuf das Universum, das in allen Teilen aus allen Kräften besteht.

Tat Du sagst mir ein Rätsel und sprichst nicht wie ein Vater zu seinem Sohn.

Hermes Sohn, Dinge dieser Art werden nicht gelehrt; Gott, wenn es ihm gefällt, erinnert sie in dir.

Tat Du redest von überspannten Dingen, von herbeigezerrten und unmöglichen; darum will ich widersprechen.

Hermes Willst du dich deines Vaters Art fremd erweisen?

Tat Schilt mich nicht, Vater, oder vergib mir; ich bin dein natürlicher Sohn. Sprich weiter!

Hermes Ich habe nicht mehr zu sagen als dies: In mir sehe ich ein helles Gesicht oder Schauspiel von Gottes Gnaden und ich bin mir entkommen in einen unsterblichen Leib und bin nicht mehr, was ich vorher war, bin geboren aus dem Geist.

Dies kann nicht gelehrt werden noch ersehen im Element der Schöpfung; denn ich verachtete die zuerst geschaffene Form, und daß ich nun von ihr getrennt bin. Denn ich habe beides von ihr, Aussehen und Maß, und bin dennoch beidem entfremdet.

Du siehst, o Sohn, mit deinen Augen; und sahst du mich auch nie so unverwandt an, mit Körper und körperlichem Blicke, du kannst doch nicht sehen noch verstehen, was ich nun bin.

Tat Du hast mich, o Vater, in eine kleine Wut und Angst der Seele getrieben, denn ich sehe mich selber nicht mehr.

Hermes Ich wollte, o Sohn, du wärest dir auch entkommen, gleich denen, die in ihrem Schlaf träumen.

Tat So sage mir dieses: Wer ist Herr und Urheber der Wiedergeburt?

Hermes Gottes Sohn, ein Mensch durch den Willen Gottes.

Tat Nun, Vater, brachtest du mich für immer zum Schweigen und alle meine vorigen Gedanken verließen mich ganz und gar; denn ich sehe die wahre Dimension und Linie aller Dinge hier unten und nichts als Falschheit in ihnen allen. Und da diese sterbliche Form täglich verändert wird und zeitlich vom Wachstum zum Schwinden sich wendet wie alles Falsche: was ist dann wahr, o Trismegistos?

Trismegistos Das, o Sohn, was nicht unruhig ist und nicht gebunden; nicht gefärbt und nicht gestaltet, nicht wechselnd; das, was nackt ist; hell; nur in sich selbst begreiflich, unveränderlich, unkörperlich.

Tat Nun bin ich wahrhaftig verrückt, Vater; denn kaum dacht' ich, weise und ein Mann durch dich geworden zu sein, so hast du schon mit diesen Gedanken alle meine Sinne gestumpft.

Hermes Doch ist es so, wie ich's sage, o Sohn. Er, der nur das erblickt, was aufwärts drängt wie das Feuer, was abwärts strebt wie die Erde, was feucht ist wie das Wasser und was bläst oder dem Windstoß erliegt wie die Luft: wie kann dieser fühlend verstehen, was weder hart ist noch feucht, weder greifbar noch durchsichtig, dessen Anblick allein in Kraft und Bewegung besteht. Aber ich flehe und bete zum Geist, der allein die Geburt, die in Gott ist, verstehen kann.

Tat Dann bin ich, o Vater, unfähig, es zu tun.

Hermes Bei Gott nicht, Sohn; ruhe und ziehe den Geist zu dir und er wird kommen; wolle und es wird geschehen sein; beruhige die körperlichen Sinne, indem du dich von den unvernünftigen tierischen Qualen der Materie reinigst.

Tat Habe ich Quäler und Rächer in mir, Vater?

Hermes Ja, und nicht wenige, sondern viele und schreckliche.

Tat Ich kenne sie nicht, Vater.

Hermes Eine Qual, Sohn, ist Unwissenheit, eine zweite Sorge, eine dritte Maßlosigkeit, eine vierte Begierde, eine fünfte Ungerechtigkeit, eine sechste Habsucht, eine siebente Täuschung, eine achte Neid, eine neunte Betrug, eine zehnte Zorn, eine elfte Hast, eine zwölfte Bosheit.

An Zahl zwölf und unter ihnen noch viel mehr; einige von ihnen zwingen den inneren Menschen, den Gefangenen im Körper, zu empfindlichen Leiden. Und sie fliehen nicht sogleich oder leicht vor dem, der sich Gottes Gnade bewahrte; und darin ist Art und Sinn der Wiedergeburt begründet.

Für den Rest, o Sohn, wahre deinen Frieden und preise Gott schweigend; dann wird dir Gottes Gnade nicht fehlen. Darum freue dich fortan, mein Sohn, daß du durch Gottes Mächte zur Erkenntnis des Wahren gereinigt wurdest.

Denn alle Offenbarung Gottes ist zu uns gekommen und als sie kam, war alle Unwissenheit weggefegt.

Das Wissen der Freude ist zu uns gekommen, und wenn dieses kommt, muß die Sorge zu jenen fliehen, die ihrer noch fähig sind. Ich rufe zur Freude die Macht der Mäßigkeit, eine Macht, deren Tugend süß ist; laß sie uns willig annehmen, o Sohn, denn in ihrem Ankommen hat sie die Maßlosigkeit vertrieben.

Nun rufe ich die vierte, Beherrschung, jene Macht, die über der Begierde ist. Diese, o Sohn, ist der feste und sichere Grund der Gerechtigkeit.

Denn sieh', wie sie ohne Mühe die Ungerechtigkeit verjagt hat!

Die sechste Tugend, die in uns kommt, ist die Gemeinsamkeit wider die Habsucht. Und wenn diese fort ist, rufe ich die Wahrheit, und wenn diese kommt, schwinden Irrtum und Täuschung.

Sieh', o Sohn, wie das Gute erfüllt wird im Nahen der Wahrheit; denn dann ist der Neid von uns gegangen. Denn die Wahrheit ist mit dem Guten verbunden, zugleich mit Leben und Licht. — Und da kam niemals mehr irgend eine Marter der Finsternis, sondern, kaum überwunden, sind sie alle jäh und im Tumult geflohen. Du hast, o Sohn, das Wesen der Wiedergeburt verstanden; denn beim Kommen dieser Zehn ist die geistige Geburt vollbracht und treibt die Zwölf hinweg; und wir sahen es selber in der Geburt.

Wer also in Gnaden diese Geburt, die Gott gemäß ist, erlangt hat, der weiß, alle körperlichen Sinne verlassend, daß er selbst im Göttlichen besteht und freut sich, daß Gott ihn fest und unveränderlich geschaffen hat.

Tat O Vater, ich erfasse und verstehe, nicht durch den Blick meiner Augen, sondern durch die Tat des Geistes, die den Nächten zugehört. Ich bin im Himmel, in der Erde, im Wasser, in der Luft, ich bin in allen lebenden Kreaturen, in der Pflanze, im Mutterleib und überall.

Noch sage mir das eine: Wie werden die zwölf Qualen der Finsternis von den zehn Kräften verjagt?

Hermes Dieses Heiligste, o Sohn, besteht im Tierkreis des Himmels; und dieser zwölfzählig ist die Idee des einzigen. Aber alle formte die Natur gemäß verschiedenen Verwandtschaften, den Menschen zu täuschen. Und ob sie auch an sich verschieden sind, im Erscheinen sind sie geeint; so ist Uebereilung untrennbar von Angst. Aber sie sind auch unbegrenzt und unbestimmt; daher werden sie von den zehn Kräften vertrieben, das ist: von der Tat.

Denn die Zahl zehn, o Sohn, ist Erzeuger der Seelen. Und da einen sich Leben und Licht, wo die Zahl der Einigung aus dem Geiste geboren wird.

Daher, gemäß der Vernunft, hat die Einheit die Zahl zehn und die Zahl zehn ist Einigkeit.

Tat O Vater, ich sehe nun das Universum und mich selber im Geiste.

Hermes Das ist Wiedergeburt, o Sohn, daß wir nicht länger unsere Einbildung auf unseren Körper lenken, unterworfen den drei Dimensionen, und das Weltall verleumden.

Tat Sag' mir, o Vater, droht diesem Körper, der aus den Mächten besteht, je die Auflösung?

Hermes Bessere Worte, Sohn, und rede nicht von unmöglichen Dingen; sonst sündigst du und das Auge deiner Vernunft wird böse.

Der fühlende natürliche Körper ist weit entfernt von der wesenhaften Geburt (des neuen Körpers); denn jener ist der Auflösung verfallen, dieser nicht; jener ist sterblich, dieser unsterblich. Weißt du nicht, daß du ein Gott geboren bist und ein Sohn des einzigen wie ich?

Tat Wie gern, o Vater, würde ich das Lob in der Hymne hören, die dir die Mächte sangen.

Hermes Pymander, das Wesen der absoluten Macht und Herrschaft hat mir nicht mehr eröffnet, als geschrieben steht; dies aus mir selber wissend, kann ich alles verstehen und hören und sehen, was ich will. Und er befahl mir, nur Gutes zu tun, und deshalb singen alle Mächte in mir.

Tat Ich will dich hören, o Vater, und diese Dinge verstehn.

Hermes Sei ruhig, o Sohn, und lausche nun dem harmonischen Segen und Dank: der Hymne der Wiedergeburt, die ich nicht dazu bestimmte, daß von ihr offen gesprochen werde, sondern dir zum letzten Ende.

Daher wird dieses nicht gelehrt, sondern in Schweigen gehüllt.

So also, o Sohn, steh' in der offenen Luft, blicke betend gegen den Nordwind, wenn die Sonne niedergeht, und gegen Süden, wenn die Sonne sich erhebt. Und nun schweige, o Sohn!

Der geheime Sang.
Die heilige Rede.

Laß alle Natur der Welt diese Hymne hören! Oeffne dich, Erde, und öffne allen Reichtum des Regens.

Ihr Bäume zittert nicht, denn ich will dem Herrn der Schöpfung lobsingen und ihn preisen, den Alleinen.

Steht offen, ihr Himmel, ihr Winde steht still und laßt den unsterblichen Kreis um Gott diese Worte empfangen. Denn ich will singen und preisen ihn, der alle Dinge geschaffen hat, der die Erde befestigte und die Himmel aufhing und dem süßen Wasser befahl, aus dem Ozean zu kommen in alle bewohnte und unbewohnte Welt, zu Nutzen und Nahrung aller Dinge und Menschen. Der dem Feuer befahl, zu allem Geschehen zu leuchten, Göttern wie Menschen.

Laßt uns zusammen ihn loben, der auf den Himmeln reitet, den Erschaffer der Natur.

Das ist er, der das Auge des Geistes ist und das Lob meiner Mächte empfangen wird.

O all ihr Mächte in mir, preist den Alleinen!

Singt zusammen mit meinem Willen, all ihr Mächte in mir.

O heiliges Wissen, von dir erleuchtet vergrößere ich das geistige Licht und jauchze in der Freude des Geistes.

Alle meine Mächte lobsingen durch mich, und du meine Enthaltsamkeit, singe meiner Rechtlichkeit durch mich.

O Gemeinsamkeit, die in mir ist, preise das All.

Durch mich preist die Wahrheit das Wahre und die Güte das Gute. O Leben, o Licht, von uns zu euch kommt dieses Preisen und Danken. Ich danke dir, o Vater, du Geschehen und Bewegung meiner Mächte.

Ich danke dir, o Gott, du Kraft meiner Taten. Durch mich preist dich das Wort, empfange durch mich diese wörtliche Heiligung im Worte!

Die Mächte in mir schreien dieses, sie preisen das All, sie erfüllen deinen Willen; dein Wille und Ratschluß geht von dir zu dir! O All, empfange die geistige Heiligung von allen Dingen.

O Leben, bewahre alles, was in uns ist: O Licht, leuchte, o Gott, der Geist! Denn der Geist hütet und nährt das Wort. O Geist, den Schaffenden tragend.

Du bist Gott, dein Mensch schreit dir dies zu durch das Feuer, durch die Erde, durch das Wasser, durch den Geist, durch die Kreatur. Von der Ewigkeit fand ich, dich zu loben und zu preisen und ich habe, was ich suche, denn ich ruhe in deinem Willen.

JUANA

PERSONEN:

Juana
Juan
Jorge
Der alte Diener

(Terrasse am Haus, das den Hintergrund gibt. Nach rechts und links Stufen in Gartenbuschwerk. Abendanfang.)

Juana Es wird Abend wie vor einem Jahr wurde, als wir unser Fest feierten.

Jorge Der Garten scholl von vielen Vögeln. Die waren Gäste um uns.

Juana Nur die?

Jorge (lächelnd) Wer noch?

Juana (sieht ihn an).

Jorge Ich weiß es.

Juana Dein Freund.

Jorge Dein Mann.

Juana Schenkte er uns nicht das Fest?

Jorge Es war Feier für ihn, der tot ist und lebt.

Juana Der lebt, weil wir uns lieben.

Jorge Unsere Liebe fließt durch die Freundschaft, die mich an ihn band.

Juana Eure Freundschaft trägt über die Trauer mich ins Glück.

Jorge Kannst du lachen?

Juana Erlebte ich nicht dies? Ging er nicht weg, weil du neben mir bliebst? Weil seine Sorge um mich in deiner um mich sich wiederholte? Konnte er nicht den Aufbruch mit einem Lächeln wagen? Und im vierten Jahr fern sein, bis sein Untergang zu uns scholl? Versank er da mit dem Schiff? Verstummte er bei Korallen und Fischen?

Jorge Da wurde er stärker gesprächig. In unserer Rede und Widerrede richtete er sich hoch. Bis wir in diesem Dienst an ihm verschmolzen und eine Stimme sind, die unsere Liebe in seinen Tod — und seinen Tod in unsere Liebe ruft. Wir leben zu dritt.

Juana Weil einer tot ist.

Jorge Weil einer im Freunde sein Leben hat.

Juana Wuchs er nicht heller noch in diesem Jahr, seit wir uns ganz gehören?

Jorge An diesem Abend, der unser erstes Jahr beschließt, will ich dir sein Bild zeigen.

Juana Besitzt du ein Bild von ihm?

Jorge Ich will es holen.
Juana Wohin gehst du?
Jorge In die Stadt zu einem Künstler, der an diesem Bilde zum großen Meister wurde. Jetzt wollte er es vollenden.
Juana Fandest du ein Modell, das ihm gleicht?
Jorge (schüttelt den Kopf) Ich formte mit Worten die Gestalt.
Juana Sprich.
Jorge Ich beschrieb, wie er war. Im Anfang blieb es unsäglich schwer, so mitzuteilen, daß es Form für die Hand des Malers wurde. Doch riß ich ihn mit. Ein Jahr lang täglich saß ich bei ihm — und mit Berichten vom Freunde füllte ich seinen Kopf, bis er ihn sah. Sein Stift irrte noch — ich wies ihm die Fehler und steigerte die Eindringlichkeit der Erzählungen. Und schließlich geschah das Wunder: aus diesen Gesprächen von unserer Freundschaft enthüllte sich die Vision dem Künstler: mit lautem Lob auf seinen Lippen schuf er die Zeichnung unter sicher wirkenden Fingern: — über aller Fertigkeit der Hand triumphierte der heilige Geist der Ergriffenheit vor der Herrlichkeit männlicher Freundschaft!
Juana Jetzt ist mein Glück groß wie ein Himmel unter Bläue!
Jorge Bist du so glücklich?
Juana Weil meine Liebe das Band solcher Freundschaft knotet! — Kommst du rasch wieder?
Jorge Ehe es finster wird. (Nach links in den Garten ab. Der alte Diener tritt aus dem Haus und forscht in den Abend.)
Der alte Diener Hält sich die hohe Wärme des Tages? — Nein. Es kühlt ab.
Juana Wie merkst du das?
Der alte Diener Vom Garten.
Juana Streicht nicht aus Buschwerk und von allem Gezweig Glut herauf?
Der alte Diener Die Vögel pfeifen dünner. Verstummt nicht Schnabel nach Schnabel? Noch die dummen Amseln krähn, die spüren den Spuk zuletzt.
Juana (lauscht) Du hast recht. Es war ein voller Chor vorhin, jetzt höre ich die einzelnen Schreie.
Der alte Diener Das bringt uns ein Wetter. Ich richte den Tisch drinnen. (Er will ins Haus.)
Juana Nein! — Ich will den Abend wie damals feiern — hier mit Lampen in langsam sinkender Nacht.
Der alte Diener Ein Abend ist nicht wie der andere.
Juana Ich kann mich in einem Tuch schützen. (Ab ins Haus.)
Der alte Diener (kopfschüttelnd) Ein Tuch — ein Tüchelchen, das soll Wunder verrichten. Ich würde zu Eis erstarren unter solchem Flitterchen! (Ab ins Haus. Von rechts Juan — lautlos dringt er bis an ein Fenster vor und späht hinein. Als der alte Diener — einen gedeckten Tisch vor sich rollend — aus dem Hause kommt, drückt er sich auf die Wand.)

Der alte Diener (hat den Tisch in die Mitte der Terrasse geschoben — ordnet das Geschirr) Ein Teller — zwei Teller — ein Messer — zwei Messer — einmal — zweimal — das ist das Leben — das ist das Rätsel des Lebens, das so vielen den Kopf heiß macht. Mit einmal — zweimal ist es geknackt — und die Nuß hat einen süßen Kern. Ich war auch mal so verheiratet — aber die Gute lernte bis drei zählen — und da zog ich mich aus dem Einmaleins. Tolle Rechenkünste! (Wieder ins Haus.)

Juan (ohne sich von der Stelle zu rühren) Der alte Diener — — mein alter Diener — — wie früher schwatzhaft — — unverdrossen — — der ist im Haus wie sonst — —

Der alte Diener (mit zwei Stühlen kommend) Wieder einmal — wieder zweimal. Man muß an das Gesetz dieser Zweizahl schon glauben. Alles ist die Zwei: zwei Hände ist menschlich — zwei Beine ist menschlich — zwei Augen ist menschlich — zwei Ohren ist menschlich. Es wäre aber unmenschlich, wollte einer mit drei Augen sehen — mit drei Ohren lauschen — mit drei Händen essen — — und drei Stühle um solchen Tisch an solchem Abend stellen. Gott behüte uns vor Unmenschlichkeit mit Willen oder Widerwillen!

Juan (sich dem Tisch nähernd) Alter — hast du dich ganz auf die Weisheit verschworen?

Der alte Diener (ohne aufzusehen) Wenn der Kopf leer wird, läuft der Mund über. Achtet nicht auf mein Geschwätz — Herr Jorge.

Juan (tritt ihm gegenüber) Jorge?

Der alte Diener (blickt hin — starrt ihn an) Herr — — woher — —

Juan Ueber die Mauer herein. Unterm Gebüsch heran. Die Vögel stieben davon auf!

Der alte Diener Herr — — Ihr dringt hier ein — —

Juan Wie ein Wilder? Bäuchlings kroch ich, wie ich's inzwischen gelernt! (Er packt ihn am Arm.) Breche ich in ein fremdes Gebiet? Dienst du bei Fremden? So mache ich mich wieder davon, wie ich kam!

Der alte Diener Bei Fremden nicht — —

Juan Im Haus wohnt meine Frau?

Der alte Diener Im Haus — — wohnt — — Frau Juana.

Juan (mit einem Schrei) So kehrte ich heim — zu ihr!!

Der alte Diener (zurückweichend) Ich will — — es — — ihr sagen.

Juan Ich warte hier — wo wir die Tage wie Feste ohne Ende feierten!

Der alte Diener Ich will es — — ihr sagen. (Ab.)

Juan (steht über den Tisch gestützt — die Augen auf die Tür gebannt. — Juana weht in die Tür — bleibt auf der Schwelle.)

Juan (schwer sprechend) — — Bild, in Jahren des Fernseins geliebt: — — Stunde wie diese vorm Abend — — schon Haus in Schatten gesenkt — — nur Tür voll Helle — — und vom fließenden Schein umloht —: du!

Juana (mit geschlossenen Augen gehend — dicht vor ihm) Ich höre es — du bist es.

Juan Ein andrer bin ich! Neugeboren aus Aufruhr der Sehnsucht nach dir! Unterm glasigen Mond der Wüste gekeimt in große Erwartung — — in versengender Sonne der heißen Städte aufschießend zum brausenden Baum der Begierde! (Auf Knie vor ihr stürzend — die Arme nach ihrer Brust aufhebend.) Hinter meinem Schrei nach dir schwankte ich her und litt alle Folter der Gefahr und ertrug ein Leben, das stündlich schwerer als der Tod war!

Juana (tonlos) Kommst du jetzt erst —

Juan Nun ist es wie um ein Leben zu früh: die Gnade ist zu groß, wie ich dich fühle — und küsse!

Juana (mit einem Schrei) Nein!

Juan (aufstehend) Ins Haus! Hier äugen Vögel aus nächtigen Zweigen nach dir — ich gönne ihnen den Anblick nicht!

Juana Du sollst nicht hineingehn!

Juan Der Wind streicht um dich — ich dulde die Berührung nicht. Ins Haus!

Juana (hastig) Du mußt mir erzählen — von deiner Rettung — die andern kamen alle um.

Juan Mich schluckte der Strudel nicht. Er spie mich gurgelnd aus und schob mir eine Planke unter den Leib. Die schwemmte mich an Land. Von Land zu Land stahl ich mich weiter — sprang schließlich über die Mauer herein. Soll ich berichten, was ich jetzt vergessen — und Abenteuer erfinden, die vor dem Wunder dieses Hauses und Gartens bestehen?

Juana Haus und Garten bestehen —

Juan (ruhig) Ich will die Schuld nicht vergrößern, die ich nicht tilge, wie sie bis heute wuchs: ich will dich bitten, schon in dieser Stunde von ihm zu reden, dem ich sie verdanke.

Juana (lebhaft) Sind wir ihm nicht alles schuldig?

Juan Ich will das Maß meiner Verpflichtung kennen, um tiefer demütig morgen vor ihm zu stehen.

Juana Seine Sorge um mich glich deiner um mich!

Juan Mehr gilt sie! — Gab er sein halbes — sein volles Vermögen aus, um mir mein Haus zu erhalten?

Juana Ist es nicht so: hätte er nicht das Letzte hingeliehen für mich — und dich?

Juan Ich will morgen in aller Frühe zu ihm gehen und eifrig mit ihm rechnen.

Juana Konnte er nicht alles verlieren, wenn du — nicht mehr kamst?

Juan Nicht alles!

Juana Wenn neue Jahre du wegbliebst?

Juan Der Lohn liegt in der Freundschaft, die so erfüllt wird. Du wirst es nicht voll erfassen. Ich weiß es mächtig.

Juana Sage es mir!

Juan Ich wagte dies Unternehmen, das mich nicht schreckte — weil ein Hafen hinter mir sich nie schloß: dich wußte ich geborgen in der Freundschaft dessen, dem ich dich hier ließ.

Juana Vergißt du es nie?

Juan Das bestand in jedem Sturm. Mir schenkte es die Kraft, die ungeheure Zeit zu überwinden. Wie konnte der Mut in mir dauern, dich noch zu finden? Mußtest du nicht in kleine Armut hier sinken — und aus dem Hause in die Gasse streichen und furchtbar versinken? Ich spielte mit solcher Vorstellung — und lachte in meinem Triumph. Dich konnte kein Darben anrühren. Und hätte mein Kommen sich bis zum jüngsten Tage verzögert — hier stand einer bei dir, der mit Opfer und Opfer den Turm der Freundschaft geschichtet hätte, der dich aus Not und Nichts in reiner Höhe bewahrte!

Juana Ihr seid in eurer Freundschaft verbrüdert — wie Bruder mit Bruder im Blut nicht so eng!

Juan Eine brennende Lust schießt in mich, diese Jahre voll Qualen zu lieben: zu herrlichem Schatz — die Brust mit einem milden Fluten füllend — schwoll der Besitz solcher Freundschaft!

Juana Ihr redet beide mit einem Munde — ich unterscheide es nicht, wer spricht. Du bist für ihn hier — er war für dich da — — (Stark.) Lobt eure Freundschaft bis an aller Tage Ende — staunt vor ihr und verstummt: — um ihr Wunder nicht zu stören, das euch ergriff und von euch erhob!

Juan (nickt) Ich drang hier ein und verwüstete die Stille, die er sorgsam hütete. Ich wurde schon ein Dieb an meiner Schuld vor ihm. Ich will umkehren und zu ihm gehen. Er soll selbst mich in den Garten führen und bis an diese Tür mich geleiten: da empfange ich dich und alles von ihm! — Wohnt er noch in seinem Haus am andern Ende der Stadt?

Juana (schüttelt langsam den Kopf).

Juan Verlor er sein Haus? Gab er es preis, um meins zu erhalten?

Juana (sieht ihn an) Er gab es auf.

Juan Vergeudete er so viel — um mich zu retten?

Juana (krümmt die Schultern).

Juan Wie lebt er? In Dürftigkeit — von Mitteln entblößt? Ein Leben in schlechten Zimmern? An steilen Straßen mit Gerüchen und Streit? Sage es mir schnell!

Juana (schweigt).

Juan Ist er so elend, daß du nicht — — Offenbarte er sich dir nicht? Er schwieg und litt? — Ich muß ihn suchen. Ich streife durch die Stadt, bis ich ihn entdecke — und müßte ich die Nacht verlieren!

Juana Bleib' hier.
Juan Ich muß es wissen!
Juana Ich weiß es.
Juan Foltere mich nicht!
Juana (sieht ihn an).
Juan Ist es so grauenhaft?
Juana (schüttelt den Kopf).
Juan Wo lebt er jetzt?
Juana Wo — — ich — — lebe.
Juan — — — — Du ludest ihn ins Haus?
Juana (schweigt).
Juan — — — — Er wehrte sich nicht — — — — und bedachte das nicht — —??
Juana Ich bat ihn — — und er bat mich.
Juan Juana — —??
Juana (an der Tür) Ich bin — — sein Weib. (Ab.)
Juan (stützt sich auf einen Sessel — starrt nach der Tür. Der alte Diener kommt mit zwei Gläsern und Weinkaraffe. Er vermeidet Juans Blick, der ihn jedoch nicht beachtet).
Der alte Diener (scheu selbstgesprächig) Man soll seinen Vorwitz an die Kette legen, wenn er wie ein mondsüchtiger Köter bellt. Weht's kühl? Wirbelt ein Lüftchen? Klappert ein Blatt? Braucht man ein Tuch? Erstickt man nicht nahezu unter der Schwüle? In eine Flasche soll man gute Ratschläge stopfen und den Korken mit Eselsdärmen verschnüren.
Juan (fährt auf — überfliegt den Tisch) Wozu ein zweites Glas?
Der alte Diener (bebend) Nun — für den Wein.
Juan (schleudert es auf den Steinboden) Dein Eifer macht den Kuppler!
Der alte Diener Das kostbare Stück.
Juan Es ging mehr verloren! (Er greift nach dem zweiten.) Schütt' ein! (Er holt aus seinem Gürtel ein hölzernes Gefäß, dessen Inhalt er in das Glas stäubt.)
Der alte Diener (faßt seinen Arm) Herr — — Ihr wollt so etwas trinken?
Juan (schüttelt ihn ab) Bist du toll?
Der alte Diener Das ist Gift!
Juan Ambrosia, Alter, von Wirkung, die gründlich beschwichtigt!
Der alte Diener Wer kommt?
Juan (stellt das Glas hart hin) Schritte unten? Hältst du das Tor nicht verschlossen? Sind Schlüssel doppelt? Steckst du in deines Herrn Abwesenheit mit Dieben zusammen?
Der alte Diener Herr — — es ist — — — —
Juan Kennst du ihn doch? Spar' dein Gestotter. Ich stelle den Fuchs. Weg du!
Der alte Diener (ab).
Juan (kreuzt die Arme — wartet).
(Jorge von links herauf. Beim Anblick Juans will er zu ihm — stockt.)

Jorge Ich bilde dich in die Luft — wie ich dein Bild aus Luft beschwörte!

Juan (stumm).

Jorge Sprich — oder ich glaube nicht.

Juan (wie vorher).

Jorge Erfuhr Juana —

Juan (scharf) Frau Juana!

Jorge (ruhig) Du weißt es! Juana ist mein Weib.

Juan (ebenso) Du wußtest es: Juana ist mein Weib.

Jorge (einfach) Wir beide — Juana und ich — wähnten dich tot. Zwei Monate nach deiner Abfahrt scheiterte dein Schiff. Treibende Trümmer erkannte man — mitten im Ozean.

Juan Es gibt unentdeckte Inseln im Ozean — Eilande unverhoffter Auferstehung!

Jorge Vier Jahre strichen hin. Endlich beim Anbruch des fünften —

Juan Endlich beim Anbruch des fünften spiest du mir ins Gesicht!

Jorge — füllten wir die Leere deines Todes mit unserer Liebe.

Juan — schmaustet ihr auf einem Grabe, in dem ich nicht weste!

Jorge — wuchs dein Bild über uns mit unserer Liebe.

Juan — trat ich aus dem Bild und fordere die Geliebte!

Jorge Du sprichst von meiner Frau!

Juan Du beschimpfst den Mann dieser Frau!

Jorge — — Was willst du tun?

Juan (nach einer Pause) Ich ziehe dich nicht zur Rechenschaft. Du unterlagst einem Irrtum, den ich nur zu kräftig stützte. Ich ließ zu lange nichts von mir hören — und das Meer schaukelte Trümmer. (Stark.) Ich will die Opfer, die du hier brachtest, nicht unterschlagen — und meine eigene Rettung so hoch einsetzen, daß ich den vollen Anspruch vor dir nicht geltend mache, mit dem ich sonst dein Leben verlangte: — — ich will mein neues Leben ohne Erinnerung an dich führen, wie du jetzt weggehst und ohne Spur für mich und mein Weib verschwindest! (Er wendet sich von ihm ab.)

Jorge (steht steif — dann in bäumendem Widerstand) Ich bleibe!

Juan (mit einem Sprung herum und ihm näher) Noch hier?!

Jorge Steh' du hier draußen — wenn ich im Hause bin!

Juan Einer geht hinein — bin ich's, bist du's?

Jorge (sieht ihn haßvoll an. Dann holt er aus seinem Gürtel einen runden Gegenstand, den er auf den Steinboden wirft und zertritt).

Juan Was zertrümmerst du unter deinem Schuh?

Jorge Dein Bild!

Juan Ich zerschmetterte dein Glas.

Jorge Du bist mein Feind!

Juan Du bist mein Feind! (Sie stehen sich in wüster Feindschaft gegenüber.)

(Der alte Diener mit zwei Windlampen aus dem Haus.)

Juan Wir können im dunkeln Garten nicht fechten. Nicht drin im Saal, denn nur einer von uns überschreitet noch die Schwelle. Wir können nicht bis an den hellen Morgen warten. Der Haß würde uns spornen. Wir wollen uns nicht mit plötzlichem Ueberfall wie Hunde würgen! — Es duldet keinen Aufschub. Ich trug aus heißester Zone einen Fruchtstaub in einer hölzernen Büchse mit mir. Mit ihm hätte ich mich ausgelöscht, fand ich mein Weib nicht mehr. Ich mischte schon den Wein. Aber deine Ankunft riß ihn mir wieder vom Munde. Ich sah meinen Gegner! — Jetzt soll Frau Juana den Streit entscheiden. Wir werden beide nach dem Wein verlangen und jeder zuerst zu trinken begehren. Wem sie im Zufall vor dem andern reicht, leert das Glas auf den Grund. Willst du trinken, wenn es dir vor mir geschieht?

Jorge Ich zögere nicht. Willst du trinken, wenn es dir vor mir geschieht?

Juan Wie du. (Zu dem alten Diener.) Bitte Frau Juana aus dem Hause und sage es ihr, daß wir am Tische auf sie warten.

(Der alte Diener hastig ab.)

Juan Wir dürfen in Frau Juana nicht einen Verdacht erwecken. Wir wollen um den Garten gehen und — soviel es gelingt — die Maske des Gleichmuts überstreifen, damit wir uns später in Beherrschung gegenübersitzen!

Jorge Ich gehe hier. (Er wendet sich nach links. Ab.)

Juan Ich gehe hier. (Rechts ab.)

(Juana — vom alten Diener gefolgt, der noch einen dritten Sessel bringt — aus dem Hause.)

Juana (am Tisch) Dieser Wein?

Der alte Diener Ich sah es mit meinen Augen, wie er den Staub zuschüttete!

Juana Tötet er rasch?

Der alte Diener Der Dunst, der aufsteigt, macht mich schon schwindlig!

Juana Sie wollen ihn von mir verlangen und ich soll ihn einem von beiden reichen?

Der alte Diener (rasch) Soll ich ihn ausschütten?

Juana Vergieß' keinen Tropfen!

Der alte Diener (entsetzt) Wollt Ihr das gräßliche Spiel mitspielen?

Juana Es ist ein Streit unter Männern, der muß geschlichtet werden!

Der alte Diener Aber durch Eure Hand — und Ihr wißt um den gefährlichen Wein?

Juana So kann ich mein Urteil mir reiflich überlegen!

Der alte Diener (nach der Tür zurück) Das heißt jetzt: einen Mord machen — einen wirklichen, vorbedachten Mord! (Ab.)

(Juan von links — Jorge von rechts kommen auf die Terrasse.)

Juana (lächelnd zu Jorge) Ich kann dir nicht entgegengehen — (zu Juan) — und kann dir nicht entgegengehen: ihr kommt beide so zugleich, daß ich mich zerreißen müßte, um der zweifachen Pflicht zu gehorchen. Ihr erkennt die Unmöglichkeit — und entschuldigt mit meinem guten Willen.

(Juan und Jorge treten zu ihr und küssen ihr die Hände.)

Juana Eure Begrüßung wird doppelt, wie ich sie empfange. Ich erwidere sie jedem und unterscheide nicht — (zu Juan) — ob ich seine dir — (zu Jorge) — dir seine zurückgebe. Es ist ein Tausch, der nicht wählt — und nicht teilt.

(Juan und Jorge lassen sich nieder.)

Juana (zu Juan) Jetzt verlockt es dich zur Gesprächigkeit. Von Abenteuern — so lange stumm in dir — reizt dich die Mitteilung. Wir lauschen nur dir.

Juan (schweigt).

Juana Bedrohte dich nicht oftmals Tod und schlimmer als Tod?

Juan (bleibt stumm).

Juana Das ist schön, wie du es nicht mehr schiltst. (Zu Jorge.) Halten deine Lippen noch den Strom auf, der ihm berichtet? Von deinem Dienst, der ihm galt — der sich nicht schonte, sondern spornte mit jedem Jahr, das ohne ihn verstrich?

Jorge (stumm).

Juana Lobt nicht dein Eifer sich hoch mit seinem Opfer um Opfer?

Jorge (erwidert nicht).

Juana Du wirbst nicht um Dank — (zu Juan) — du rühmst nicht die Geduld, die Unsägliches ertrug. — (Von einem zum andern.) — Scham verschließt eure Lippen, wie ihr euch seht. Eines grenzenloses Vertrauen zum andern. — Eines wacher Dienst am andern stößt Opfer und Mühsal zum Kot. Ihr redet nur voller zu euch wie ihr schweigt. Ich vernehme eure Zwiesprache, die ohne Laut und Silbe mächtig braust: Ihr seid Freunde!

Juan (gequält — die Hand auf dem Tisch nach dem Glas schiebend) Es ist heiß —

Juana Mir schwillt euer Schweigen zu. An mir brandet die stumme Woge auf — und bricht sich gesprächig. Freunde seid ihr — vor mir verschließt sich nicht euer teures Geheimnis. Trat nicht jeder von euch an mich heran — und schob nur den andern näher, als er selbst drängte? Hob er ihn nicht über sich, der nun den Schatten machte, in dem wir wohnten? Wer hier im Hause lebte, war er nicht doppelt — und einfach: in Gestalt mit eigner Gestalt — und im Wesen mit Wesen des andern?

Jorge (mit Geste über den Tisch nach dem Glas) Schwüler weht es —

Juana Ich fühlte keinen Tausch. Ich blieb ohne Wandlung. Mich bemühte der Wechsel nicht. Nie schweifte Begierde von

einem zum andern. Nie riß Lust einen Namen in andern Namen — und schied und betrog euch. In mir vollzog sich eure Einigung, die ich mit keiner Anstrengung lösen kann. Vor Qual, die uns schüttelt, wenn wir zweimal einem Manne gehören — schützte mich eure Freundschaft!

Juan Du stößt Messer ins Blut —

Juana Groß ist meine Dankbarkeit. Ich blieb rein. Ohne Vorwurf kann ich neben euch sitzen. Ihr enthebt mich dem Wirrsal, das verwüstet — ihr seid Freunde!

Jorge Funken und Feuer flirren vor mir —

Juana Erlebte ich nicht so das Wunder eurer Freundschaft? Schwillt nicht mein Lob der Freundschaft nach den Sternen auf? Brennt nicht die Höhe reicher entzündet? Schiebt sich nicht Stern an Stern zu neuer Figur — zur Ewigkeit erglänzend — das Zwillingsgestirn der Freunde? Drängt sich nicht milchige Straße heran, die das Paar lustwandeln soll? Und ein Weib ist irdisch betend gesunken auf seine Knie — und begleitet den Wandel der beiden im Licht mit Inbrunst von Jubel und Demut!

Juan Mich quält Durst. Reich' den Wein!

Jorge Mein Hals loht. Reich' Wein!

Juana (hält das Glas fest, lächelnd) Nun bittet ihr mich auch gleichzeitig. Ich muß mich bedenken. Es könnte sein, daß einer mir doch vorwirft, ich hätte ihn mißachtet, als ich dem andern vor ihm das Glas gab.

Juan Juana — es geht um dich!

Jorge Juana — einer von uns kann nur bleiben!

Juana Wühlt das euch auf? Fließt eure Freundschaft nicht über das hin, wie die Bachflut über den Kiesel am Grunde, der bis zur Fläche nicht stört?

Juan Wenn ein Weib — mein Weib — im Spiele steht!

Jorge Wenn um mein Weib ein andrer ohne Scheu wirbt!

Juana Seid ihr nicht Freunde?

Juan Jetzt mein Feind am Tisch mit dir!

Jorge Jetzt vor mir mein Feind mit dir!

Juana Wie entstellt euch die Wut! Wie rötet euch die Hitze! Wie klirren eure Stimmen verdorrt!

Juan Der Wein — Juana!

Jorge Der Wein — Juana!

Juana Verratet ihr mir nicht zuviel, wie ihr so heftig nach diesem Glas begehrt? Muß ich jetzt nicht stutzen, wie nur *eins* auf dem Tisch ist? Schiebt ihr mir die Wahl zu? Mit einem Spiel, das ich nicht verstehe? Wer trinkt vor dem andern — ist das die Entscheidung? Wie verwirrtet ihr die Lose? Wie verleitet ihr mich zum Frevel?

Juan Du tust gut, daß du dich beeilst!

Jorge Richte zwischen uns, wem du zuerst gibst!

Juana Wer geht — und wer bleibt? Wer trinkt — und aufsteht und geht aus dem Garten — und zerreißt mich mit klaffender Wunde?

Juan Du lebst einem von uns ganz!

Jorge Mir oder ihm blühst du brennender!

Juana Soll ich euch entzweien? Mit meinem Urteil mich beleidigen? Dem gehören, der blieb — und jenem gehören, wie er den andern verfolgt mit hitzigem Haß? (Mit wachsender Erregung.) Soll ich den Mann ertragen, der im Triumph über den andern mich gieriger besitzt? Soll ich zwei Männer kennen unter der Sonne?!

Juan Den Garten verläßt keiner von uns!

Jorge Bis ans Tor kommt keiner von uns!

Juana Liefert ihr mich dem Wahnsinn aus, der vor einem Schatten im Zimmer kreischt und stürzt aus dem Fenster: ist es der oder der? Seid ihr meine Mörder? — — Ich will den Wein vernichten, mit dem ihr mich versuchtet. Keinem von euch soll er die Lippen benetzen — er müßte euch furchtbar ätzen! (Sie trinkt mit rascher Gier.)

(Juan und Jorge stürzen zu ihr.)

Juan Juana — der Wein — —!

Jorge Juana — der Wein —

Juana (schon müde — lächelnd) Ich wußte es — — der alte Diener ist auch treu — — schont ihn — —

Juan Warum hast du ihn nicht verschüttet — wenn wir beide leben sollen?

Juana Konntet ihr denn beide leben — solange ich atme?

Jorge Warum durfte nicht einer von uns sich töten?

Juan Liebst du jeden mit gleicher Kraft?

Juana (schüttelt den Kopf) Liebe — die ist nicht wichtig. Ihr seid Freunde. Freundschaft — bei euch — unter Männern — die ist so selten — — man muß sie schützen. — — (Schon vergehend.) Ich störte eure Freundschaft — — nicht mit Wissen — — nicht mit Willen — — sonst stürzte ein ewiger Fluch vom Himmel nach mir nieder! — — Doch schob es mich zwischen euch und sollte euch scheiden! — — (Nochmals erregt.) Wer darf sich aufwerfen — und mit seinem kleinen Schicksal, das Weibesschicksal ist, neben zwei Männern — in Freundschaft verbrüdert — sich messen! Nur Frechheit von Dirnen tastet an euer Heiligtum! — — An mich rührt nicht eure Verachtung!

Juan und Jorge Juana!

Juana Beweist ihr mir das? — Eure Hände — — über meiner Brust — — ihr schiebt sie ineinander — — der Druck ist fest, ich spüre es, wie es von euren Armen zittert — — der Druck ist sanft — — auf meiner Brust — — die singt es — — ihr seid Freunde! (Sie verhaucht. Juan und Jorge — kniend — sehen sich fest und gut an.)

ODE AN DIE VORÜBERGEHENDE

Hundertmal hielt ich dich schon — und hundertmal war's eine andere
Todfremde Frau, von der ich mich schaudernd fortbog.
Aber ich hab' dich gesehn, ich weiß dich auf Erden.
Denn du bist mir geschehn, du hast mich mit ungeheurer
Tödlicher Liebesstunde angeahnt im Vorübergehen.
Sternenes Antlitz, dich sah ich, da das Leben mir groß war,
Als ein Liebender sah ich dich, ein gewitternder junger Mensch.
In den Sälen aus tausend Gesichtern, wenn heilige
Lautere Musik mich zurückgegeben an meine Bestimmung,
Warst du nahe und furchtbar künftig voll Glanz und Geschick.
Wenn ich fiebernd im Blütenwind rasenden Herzens
An die atmende Küste mich stürzte, aufblühend,
Witternd die Wartende schon im Oleanderschatten,
Glittest du mir vorbei: Entsetzenswunder des Blutes
Wußten dich mir und trugen dich mit, so daß ich verzweifelnd
Hinfiel an die Umarmung und aufschrie, an Sterne verloren,
Meine Lippen zerbiß und schaudernd aus Lust in das Finstre stürzte.
Sahst du mich liegen, zuckend zu allen letzten
Namen der Seele gereckt?
Hast du mich noch erkannt, da ich verzerrt und entstellt
Durch die schlaffen, lüsternen Nächte hallenden Schritten nachging?
Hurenworte, heiser und dünn, umstrichen mich klebrig.
Schauerlicher Gesang tünchte die Gier mit Verwesung.
Mit mir ging Tuberosenfäulnis; Laternengeschwür
Fraß mein Gesicht, bis ich Nacht war:
Nacht in einem wachen Gemach vor einer Frau, die sich auftat.
Sahst du mein Gehen, wenn das Graue ankroch,
Wenn meine leeren Augen dich doch in den silbernen Fenstern
Ueber erwachenden Gärten erkannten?
O du Unbenannte, geheimes Zeichen der Ferne!
Du Geheimnis des Nächsten, du Frieren in der Umarmung,
Du Prophetie in der Lüge, du die all meine Wahrheit
Unwahr macht in der sausenden Nacht; du Sturz aus dem Wachen!
Dich bekenn' ich verfallend, dich brenn' ich lobpreisend in allen
Fiebern von Qual, dich lob' ich mit Reue und Armsein im Rausche.
In dir endet der Trunk, die Frucht, der bergkühle Morgen,
Meerverzückung und Abend der Straße und Schlafzärtlichkeit.
Mit Versäumtem bet' ich zu dir, mit Verrat und Verlassen.

Daß ich aufstand von einer und ohne Gesicht von ihr ging,
Daß ich ein sicher gehobenes Glas vor dem Trunke
Jäh in meiner blutenden Hand zerstört fand,
Daß ich aus Schlaftiefe auffuhr und in einem großen Sein war
Und einen gräßlichen Brief schrieb:
Damit diente ich dir, du Grenze, du sternhörig Wandelnde.
Jedes blutdumpfe Tun meinte dich, wie ein jedes
Dunkle Geschehn mich meinte aus deinem Sein und Berühren.
Schlägt mich aus zärtlichem Haar ein gewesenes Jahr jäh
Mit Altern ohne Entrinnen; wird der Blick einer Freundin
Vor mir wolkig und ohne Sehn und sagt sie ein furchtbares
Wort, daß ihr graut und wir Kreatur sind, verloren;
Schlägt eine spielende Hand, geht mir ein Freund in Haß aus,
Bin ich gemahnt, und hab' dich geahnt und weiß mich gewiesen.
Weh, das den Einsamen fand, Wegweh hat dich gepriesen.
Und ich gehe gebahnt, leitende Ferne, die zarte
Fährte durch Dämonie und Verzweiflung.

Da mich Begegnung betraf im Tage mit Urabenteuer
Und mich selber verwand in das Rankenwerk sinnloser Schönheit,
Daß ich ein Faden nur war in meinem Gewebe, verwunden
Ruhete ohne Zeit, vergeben an alles Gebilde,
Holte mich andres Gesetz und hieß mich treiben im Gierwind.
Heimat brannte im Herbst, Stöhnen reckte die Wälder,
Schrei trieb westwärts und hing sich an Vogelflüge.
Himmel gaben ihn preis und stürzten ihn wieder in Städte.
Draußen zerreißt das Land und trinkt sich Winter aus Regen.
Aber hier gibt ein Vorhang des Fensters gebrochenen Blick frei.
Atem zersetzt sich und immer kniet ein Mensch im Finstern
Gottlos betend.
O du sternenes Antlitz,
Kreis um den gräßlichen Kreis der Wanderschaft im Geschicke,
Heimatloses Wohnen im Wandel, Warten und Hingehn:
Stürzen die Sterbestunden Kreis und Kreis ineinander?
Löscht dann Sinn in Sinn? Wissende, gib ein Zeichen!
Lange diente ich dir mit Abkehr, Zerstörung und Lüge:
Eine Stunde laß sein in Ja und Ahnung und Stille . . . . . .
Aufsteh' ein Mensch aus Schicksal und trete ruhig zu Bäumen,
Lehne an einem Stamme und wittere im Winde sein Alles,
Atmend erfüllt, waldigen Blickes und blauend voll Abend.
Eine Gehende, golden, glühe ein letztes Vorüber
Ueber den Ruhigen hin und lösche wie Spur von Sternfall
Straße und Sinn hinter sich völlig aus und vergehe
Leicht an Abend.

THOMAS

Der Jünger Und wir glaubten, er würde das Reich errichten.

Der andere Jünger Thomas hat uns in solchen Glanz verführt. Thomas war es, der mit Augen des Glaubens die gewaltige Umwälzung voraussah, so daß wir elfe der gegenwärtigen Zeit vergaßen. Thomas hatte uns also erhöht, durch ihn stürzen wir in diese Traurigkeiten.

Der Jünger Ist es Emmaus, das dort in der Ferne liegt? Laß uns dahin streben, wo unserem angstvollen Weg ein Ziel sich setzt.

Der andere Jünger Wie wir darauf hinwandeln, erweitert jeder Schritt den Zwischenraum. Es sind die Nebel des Weges, die den Gang so undeutlich machen.

Der Jünger Zur Weisung brenne ich die Leuchte an.

Der andere Jünger Die Schatten, die sie wirft, schwanken über alles Gewiesene und bedrängen mich so sehr, daß mein Ohr sie hört wie einen leisen Schritt im Rücken.

Der Jünger Es ist ein Wanderer, der uns einholen will.

Der andere Jünger Hinter dem leisen unterscheide nun auch ich einen kräftigen Schritt.

Der Jünger Wer folgt uns?

Thomas Ich bin es, Thomas.

Der andere Jünger Er ist es, der die Gefäße schüttelt, bis in Bestandteile aufgelöst aller Gehalt trübe wird.

Der Jünger Geselle dich zu uns, Bruder, denn wir fürchten uns.

Thomas Habt ihr Raum zur Furcht in der Finsternis? Zu streng braucht jeder Schritt den nächsten Schritt und fordert das Aufmerken.

Der Jünger Siehe, das Licht von Emmaus schimmert dort!

Thomas Schimmert es dort, so ist es nicht bei uns; wir bekennen die Finsternis.

Der Jünger Auch im Rücken spüre ich, als folge ein Licht.

Eine Stimme im Rücken Fürchtet euch nicht!

Die drei Jünger O bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget!

Der Fremdling Welches sind die Traurigkeiten, die ihr untereinander redet auf dem Wege?

Der andere Jünger Bist du ein Fremder in dieser Gegend, daß du die Geschehnisse nicht kennst? Tot ist, der das Reich errichten wollte.

Der Fremdling Welches Reich, ihr Kindlein?

Der Jünger Das Reich des Glaubens in Israel.

Der andere Jünger Wehe, kein Reich! Kein Stein blieb bestehen.

Thomas Wehe, Reiches genug! Glaube breitet sich aus in Israel. Strahlend erschien die liebesüchtige Maria und verkündete die Auferstehung.

Der Jünger So ist denn ein Weib tätiger als wir?

Der andere Jünger Allein in der Finsternis verzagten wir, erst als andere an des Weges Seiten traten, besannen wir uns auf die Botschaft.

Der Jünger Seit des Fremdlings süße Stimme uns begleitet, steht des Herrn Gegenwart unbegreiflich in uns auf.

Der Fremdling Was bezeugte diese Maria, ihr Kindlein?

Die beiden Jünger Wir bedürfen keines Zeugnisses mehr. Wie das Licht dort Emmaus verheißt, so verheißt uns der Glaube, was Maria verkündete.

Thomas Laßt uns auf das Licht zuwandeln. Vielleicht strahlt es aus Emmaus.

Die beiden Jünger Dir fällt ein Zweifel bei? Neben Emmaus liegt dort kein anderer Flecken.

Thomas Es sind Sümpfe in der Gegend mit spielenden Lichtern. Auch gibt die Laterne suchender Wanderer oft weithin hellen Schein. Aber ob ein Licht herschimmert oder nicht, so muß nach der Berechnung dort Emmaus sein.

Der andere Jünger Seine vielfältige Rede umflattert des Glaubens eindeutiges Licht.

Thomas Brüder, wollt ihr nicht euer Lichtlein löschen? Mit Unsicherheit bewirft sein dünnes Scheinen die gestrenge Finsternis. Laßt uns auf unsere Schritte merken, vielleicht liegt dann von selbst in unserem Wege Emmaus.

Der Fremdling Welches Zeugnisses bedarf Thomas, damit er glaube?

Thomas Daß ich zuvor geschaut habe, Fremdling.

Die beiden Jünger Gering ist, was er Glaube nennt.

Thomas Nicht da unten beginnt der Glaube, wo jedes Dafürhalten über dem Richtigen lärmt.

Der Fremdling Sprecht zu mir von dem Messias!

Der Jünger Er wollte das Reich errichten.

Der andere Jünger Das Unsichtbare, bis der Glaube seine Augen öffnet und es erblickt.

Thomas Vor dem Blick lag das Reich dem Messias, als Satan es ihm zeigte. Und er brauchte vierzig Tage und vierzig Nächte und eine Flucht in die Wüste, um zu erkennen, daß es nicht Gottes Reich war.

Der Fremdling Mit welchem Gottgleichsein konnte Satan das Reich ausgestalten?

Der Jünger Wisse, Fremdling, schwer ist Thomas' Rede. Wer sie entfesselt, den bindet sie.

Der Fremdling Der Weg ist lang. Vom Messias zu erfahren bin ich voll Begierde.

Der andere Jünger Niemand war zugegen bei der Versuchung. Wie kann Thomas wissen, was Satan bot?

Thomas Wer den Meister wandeln sah, entnimmt, wo nicht zu wandeln er beschloß. Zwischen Ewigkeit und Ewigkeit, vom Anfang und vom Ende her beschienen, hielt er sich in den Grenzen der Zeit.

Der andere Jünger Lag nicht die Zeit vor ihm wie die Baufläche zum Reich?

Thomas Als in der Zeit sich das Reich vollzog, erpreßte ihm eine Verzweiflung von vielen gezählten Stunden und eine Flucht in die nicht ausmeßbare Verlassenheit die Notwendigkeit, es quer zu durchhauen.

Der Jünger Ein Kreuz bildet Thomas' Rede.

Der andere Jünger Nach zwei Seiten streut er sie aus. Aber verheißen hat der Herr uns das Reich. Erheben sollte es sich über die stinkende Notwendigkeit, deren Gelenke ächzen, deren Räder seelenlos ineinandergreifen.

Thomas Wie eine leere Blase, die eine stützende Schicht gefunden hat, ein solches war das Reich, welches Satanas bot.

Der Fremdling O ihr Kindlein!

Der andere Jünger Der du vom Messias zu hören begierig bist, wende dein Auge nicht auf die Entstellungen des Zweiflers, dessen eigenes Gesicht dir aus des Messias Zügen entgegenschaut. Christus verschmähte die Notwendigkeit und baute den Glauben. Also offenbarte es uns er selbst.

Thomas Richtig sprechen die Kindlein. Am Rad der Dinge haben ihnen vierzig Tage der Wüste nicht gedreht.

Der Fremdling Laßt mich, ihr Kindlein, die Wege wissen, auf denen ihr dem Messias nachfolgtet.

Der Jünger Lieblich kam ich aus meines Vaters Haus, es blickten am offenen Fenster die Eltern meinen Wegen nach, die Menschen auf der Straße bewahrten gern, was meine Hand verlor, und das treueste Weib wartete auf meine Wiederkehr. Da kam über den Weg her ein häßlich Gewandeter, streckte gegen mich seine Hand aus und sprach: Folgen sollst du mir! Und ich ließ untergehn, was mein war, und kannte nur noch ihn allein.

Der andere Jünger Danach haben wir die Niedrigkeit gesucht, die Aussätzigen gepflegt, den Hunger nicht gescheut und das Elend geliebt.

Die beiden Jünger Kraft des Glaubens.

Thomas Kraft des Glaubens.

Der andere Jünger Thomas, furchtbar schneidet deine Stimme in dieser Finsternis, die dein Gesicht verbirgt.

Der Jünger Ich spüre Tränen in der Stimme.

Thomas Die Stunde steigt mir in die Stimme, die mich versuchte, über dem beschränkten Messias die groß hinwerfenden Bewegungen der Welt anzubeten. Versehen waret ihr zur Be-

wunderung, hinreißende Jünglinge edelsten Geschlechts mit der Gnade der Welt, sie leichten Zuckens der Schulter hinter euch zu lassen.

Der andere Jünger Sagtest du, Bruder, Reichtum schuf in uns das Glück des Entbehrens?

Thomas Melodisch spricht, wer ihren Sinn nicht kennt, die Worte aus. Für des Besitzes Verachtung, Knabe, reicht dein ahnungsloser Sinn nicht aus, denn der Messias selbst vermochte in vierzig Tagen des Waffenganges nichts weiter über ihn, als daß er ihm nicht größere Achtung zollte als seiner unsterblichen Seele.

Der Jünger Was bedeckst du, Fremdling, deine Augen?

Der andere Jünger Welche heftige Bewegung verbirgst du?

Thomas War es nicht hinter euch, meine hochgewachsenen Brüder, daß ich prüfend herschlich während der Nachfolge Christi? Und maß eure natürliche Würde mit den Augen neben der oft sich hierhin drückenden und dorthin ausweichenden mittleren Gestalt unseres Herrn.

Der Jünger Bruder, nimmst du Anstoß an unseren Gebärden?

Der andere Jünger Oft priesest du das Wohlgefügte unserer Glieder!

Thomas Die seinen zog eine seitliche Verkümmerung aus dem Gleichgewicht und sie gruppierten sich leidensvoll um die Vorderstellung des Minderwerten, dessen Außerkraftsein zu vertreten sie ihre besten Kräfte dem Geradeanstreben aufs Ziel entziehen mußten.

Der andere Jünger Du schmähst den Meister. Was wir freiwillig auf uns nahmen, sollte ihm schleppend zu tragen gewesen sein?

Thomas Wie mischt ihr ohne Unterscheidung die Dinge ineinander! Wer das Gewand ablegt, wenn die Sonne ihn durchwärmt hat, ist einer; und wer das Gewand nicht hat, um die Sonne aufzusuchen, ist ein anderer.

Der Jünger Sehr verwirrst du uns, mein Bruder. War unser Entbehren Nichtigkeit?

Thomas Meine vergötterten Brüder, ihr waret herrlich über uns allen. Aber welchem äußeren Zeichen zollt ihr denn also Ehre, daß ihr glaubt, entbehrt oder abgetan zu haben, was euer Wesen, da es noch in der Bildung begriffen war, kraft ungezählter Mittel von innen her zu durchwirken die Gelegenheit hatte? Lauthin rufende Verächter des Nichtigen, bescheidene Helden, kraftvoll herangebildete, mit Methoden ausgestattete, mit Sieg zum voraus begabte Schwimmer, waret ihr versichert über den Sümpfen des Lebens obenauf und erschienet, Erben des Glücks, unter uns beschwerlichen Fischern, in der vollkommensten Hochspannung aller Anlagen den nachlässigen Gott selbst überglänzend, und hattet fortgeworfen das Reichtums

äußeres Zeichen, nachdem er die geistliche Bahn beschritten hatte. Denn die durch Ausschaltung des Mangels nicht mehr an die Zwecke der Selbsterhaltung gebundene Materie verlängert die von sich selbst befreite Richtung in die Verflüchtigung zu Geist und Seele und bezeugt ihren letzten Triumph, sich selbst aufzuheben als das Gewand, das in der erreichten Verklärung wieder den nackten Körper zeigt.

Der Jünger Dann weh' unserer Seele. Die wir retten wollten, deren Ueberhandnehmen wird gegen uns zeugen vor dem Richter!

Thomas Der Schwerwägende wird bei dem Zeitvertreib glänzender Bälle nicht verweilen, welche Knaben in die Luft blasen.

Der Fremdling Meine Kindlein, der strenge Richter vermag zu lächeln.

Der andere Jünger Nun erst, Thomas, erkenne ich deine Rede von der Blase, die sich erheben wird.

Der Jünger Das Reich Satans, das geladen ist mit Kräften aus der Höhe, da es seine Ausdehnung vollendet hat und allen Werkes Uebersicht in sich vorbehält.

Der andere Jünger So daß, wer seine Spitze nicht erreicht, entbehrt Umriß und Vorbild und bleibt ohne Bindung im Zufall.

Thomas Daß es nicht leicht ist, solch ein Reich zu erkennen, darin ihm, der den Tempel baut, Satanas den Glauben beut, Erbauer zu sein.

Die Jünger Thomas, achte auf den Fremdling. Eine heftige Bewegung reißt an seinem sanften Wandel.

Thomas Vielleicht kennt er das Stützwerk des Glaubens. Einst vielleicht versah sich einer nicht des Herausgeschnittenseins aus allen Beziehungen, als er nichts denn das Fehlen des Notwendigen zum Sprungbrett in unendliche Betätigungen hatte; vielleicht überrechnete sein elastischer Mut ein Spiel geistiger Schachzüge und bereitete Ersatzmittel und Stellvertretungen und rettende Stellungnahmen, um das Gute zuletzt dennoch zum Ende zu bringen; vielleicht meinte einst einer, noch in der Schicht des Verhältnismäßigen zu manövrieren, ob auch ohne Vorteil alle Verhältnisse lagen; hielt er doch dafür: was wäre das Gute, wenn es an getürmten Hindernissen sich nicht bewährte? sei willkommen, Widerwärtigkeit, an dir wetzt mein Vertrauen sich scharf! hier sind offene Türen, Ueberfall! durch dich ja erst wird, was er ist, mein heiliger Glaube!

Der Jünger War es der Fremdling, der aufschluchzte?

Thomas Und erst dann, als das überschauende Mitgefühl der in den Reichsrechten Stehenden über seinem stürzenden Heldenschritt zusammenschlug, merkte der eine, was ein Fußfassen im Loche sei; aufs Feste fallend im Schlamm, Völle findend im Schlamm, bildet er Schlamm; und ob er einst sich herausarbeite, wird dennoch von nun an jeden Strebens Ausgangspunkt ihm

sein der Schlamm, und am Tempelbau ist das wichtigste ihm der Mörtel, über dessen Selbstverständlichkeit die Vollendungen der Vogelschau hinwegtäuschen.

Der andere Jünger Wenn Thomas das Wort wetzt, werden Schleifsteine unsere Opfersteine.

Thomas Doch der Tempel des einen wird vom Mörtel zusammengedrängt, wenn das Reich, darin er aufgetrotzt ist, an seinen Aufgipfelungen zuerst zerfällt.

Der andere Jünger Was der Erbauer zu Seiten zurückließ, wußte Thomas aus unserem Gesichtsfeld auszuweisen. Raffe er die zerteilende Hand zusammen und schneide er die Richtung durch: solches ward vollbracht!

Der Fremdling Zu hören dürstet mich.

Der Jünger Wir stillen den Durst an einem bitteren Kelch.

Der andere Jünger Nach der Mütter Milchbrüsten verlangen Säuglinge.

Thomas Mit dem Erleiden des Tatentuers stille ich euch. Denn wer Meister ist, gebietet über sein Erleiden, daß es ablasse von des Baues Ideenbild, danach die Kräfte müde gedehnt werden, und heißt es ohne der Fernsicht Umrisse sich zusammenziehen im unvervollkommneten Selbst und also spannt der Erbauer, ohne des Baues Glauben, und nur, weil er der Erbauer ist, unfähig, ein anderes Beginnen zu üben als zu bauen, unten die Berechnung von Stein zu Stein, muß und ergibt sich dem Müssen.

Der Jünger Also furchtbar wuchtet die Kraft auf sich selbst.

Thomas Und legt, ohne das Ganze zu schauen, der Notwendigkeit Schlußstein, von dem er nicht weiß und es nur am erhöhten Schweiß seiner Hände abnimmt, daß er der Schlußstein sei.

Der andere Jünger So besiegelte er sein Werk ohne den Ausweis der Besiegelung.

Der Jünger Nicht der Glaube besiegelte, es besiegelte die mühsame Faust.

Thomas O ihr von allen Einflüssen Umgetriebenen, was vergreift sich eure Rede an ihm, der allein Fundamente und Schlußsteine legt?

Die Jünger Es wandelt sich Thomas.

Thomas Kann Tempel bauen, wer nur Steinhaufen im Sinne trägt?

Der Jünger Nun erhebt sich das Bekenntnis aus der unsauberen Verwirrung der umherliegenden Dinge.

Thomas Denn wo nicht außerhalb des Baues das Urbild wartet, endete es vor der Entwürfe Beginn. In den Umrissen sind schon die Kräfte verteilt, ehe sie ins Werk wirken und mit Stößen aus der Tiefe her zeichnen sie den Bauplan.

Der Jünger Führt Thomas nun aus der Zeit, von der eine Rede ging, daß zwischen zwei Ewigkeiten sie liege?

Der andere Jünger Warten wir, was er uns vom Reich zu sagen habe.

Thomas Vom Reich? Ausbeuter, die Ergebnisse ausbreitend, seid ihr, aber die Ausdehnung ist die Erkaltung der Hitze. So ihr nur auf des Endlichen unendliche Hindehnung sinnet, wie wollt ihr von den Verwandlungen erfahren?

Der Jünger Es gemahnt das Wort von den Verwandlungen an die Verheißung vom Tempel, der mit Wurzel und Gewölbe hin durch die Zeit aus einer Ewigkeit in die andere greift.

Thomas Denn nicht ein Reich ist der Glaube.

Der Jünger Glaube ist Geschehen.

Thomas Keine Form ist der Glaube.

Der andere Jünger Mittel ist er und das Formende.

Thomas Nicht dehnt er sich aus dem Anfänglichen ins Vollkommene.

Der Jünger Er ist unter dem Hingedehnten das ewig Kreuzende.

Der andere Jünger Aus den Zeichen haben wir den Messias erkannt.

Thomas Noch durchquert die Notwendigkeit die Verhältnisse, noch nicht ist, was Reich heißt, in der Verwandlung aufgehoben. Haben wir aus den Zeichen den Messias erkannt, so haben sie unter sich gezeigt, noch nicht hindurch.

Der Fremdling Erlöse den ächzenden Messias und nenne das Heilandszeichen.

Thomas So nicht meine lebendige Hand seine Todesmale fühlt, werde ich nicht glauben.

Der Fremdling Lege deine Hand in meine Seite. Ich bin es.

Die drei Jünger Brannte nicht das Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege!

Der Fremdling Steht auf, ihr Kindlein!

Die beiden Jünger In deinem Leiden sind wir eingekehrt, gleich wie Thomas' Hände in deinem Wundenmal.

Thomas Herr, der du alle Dinge verstehest, du weißt, daß der Wunsch die Augen mit Fälschung überzieht und die fühlenden Finger täuscht. Nicht reichen die äußeren Zeichen an das Zeugnis, dessen Glaube bedarf.

Der andere Jünger Er richtet sich von deinen Füßen auf!

Der Jünger Er wandelt neben dir, aufrecht wie du!

Der Fremdling Wir sind in Emmaus.

Die beiden Jünger Bleibe bei uns!

Der Fremdling Suchet eine Herberge, dieser Weg war schwer.

Thomas Welcher Weg war das, der den Messias geschwächt hat?

Der Fremdling Durch dich bin ich hindurchgegangen, Thomas.

Thomas Und verlorest dich in mir wie der Stoß, davon meine Knie wankend geworden sind.

Der Fremdling Weiß ich, außer im Glauben, wer ich selber bin? Und gehe um als eine Erscheinung, die nicht ist?

Thomas Weil sie wirkt!

Der Jünger Thomas reckt die Hand über den Messias.

Der andere Jünger Und der Herr ist vor den Zeugen in den Staub gestürzt.
Der Jünger Thomas ist vor den Niedergestürzten gestürzt und die Hände, die er zum Zeugnis aufstreckt, sind durchbohrt.
Thomas Messias! Meine Hände empfingen deine Wundenmale.
Der Fremdling Errichtet mir Thomas den Glauben?
Thomas Als du uns nachfolgtest, erkannte ich dich, denn deine Marter stand auf in mir.
Der Herr Die Verwandlung beginnt.
Thomas Sehet, seine Füße erheben sich von der Erde!
Die Jünger Er wird auffahren, wie geweissaget ist!
Der Herr Bald sammle ich euch ein.
Der Jünger Die Zeit ward in eine Kreuzesform auseinandergefaltet.
Der zweite Jünger Nach vorher und dann, nach außen und innen läuft ihre Ausdehnung ab.
Die Jünger An ihr muß hangen, was zum Wirken durchdringt.
Der Jünger Es selbst aber hat keine Richtung mehr.
Der andere Jünger Es ist die Kelter des Bereiteten.
Die Jünger Und vollzieht sich.
Der Jünger Da ist kein Ergriffenes mehr.
Der andere Jünger Da ist das Ergreifen.
Der Jünger Wie einer in aufgehängten Spiegeln dasselbe nacheinander beschaut.
Der andere Jünger So sahen wir es als Kindlein im Marienschoß und sahen es als Auferstandene am Ende der Wand.
Der Jünger Als aber die Spiegel aufhörten, verloren wir das Gesicht.
Die Jünger Das nannten wir Glauben:
Der andere Jünger Daß wir hinter Wänden nach ihm tasteten.
Die Jünger Nicht nannten wir Glauben:
Der Jünger Daß die Wesenheit begann.
Thomas Herr, kehre ein in der Herberge und brich das Brot.
Die Jünger Gast in der Zeit.
Der Herr Es warten noch mehr der Kindlein und ich muß weitergehn.

FRIEDRICH SCHNACK-RIENECK

BALLADE VON MIR

Ich hörte klirren einen Rittersporn,
Ich hörte jagen eine tiefe Jagd,
Das Einhorn sah ich zierlich schreiten mit dem Silberhorn,
Ich sah die Dienende, die Bittere, die Königin, die Magd.

Ich sah die Haimonskinder reiten auf dem Roß,
Köstliche Lampen brennen auf verbrämten Särgen,
Den Jubel trank ich lauschend aus den sieben Bergen,
Im Abendrot verging ein Väterschloß.

Wie stiegen süße Wasser unter meinen jungen Lippen,
Als ich mit ungeheuren Meerdämonen spielte,
Als ein Centaur nach meinem Herzen zielte
Und hoffnungslos verdarb auf weißen Kreideklippen.
Ich zog als Mond durch der Verliebten Länder,
Mit Apfelblüten silbern überschäumend mein Gesicht. —
Ich brannte bei des Kranken Fieberbett als Wächterlicht
Und war der Arzt, und war der sagenhafte Schmerzbeender. —

Musik an Bord, lief ich Aegypten an:
Die blauen Wimpel brausten auf in Morgenwinden,
In grellen Sonnen sah ich feine, schlanke Vögel schwinden
Und durch Zypressenwälder rollte eine Eisenbahn.
Im Nil wusch ich den Leib, das sündige Gesicht,
Durch Totenkammern stieg ich, muffig roch die Luft,
Der Führer schwankte, kroch und huschte mit Gespensterlicht:
„Jahrtausendseele!" rief ich süß — sie aber hörte nicht.

Sie hörte nicht, als mich die Abendröten
Marokkos afrikanisch übertroffen,
Als Tänzerinnen rasten zu Nachtwandlerflöten
Und ich in Steinen wühlte und in seltnen Stoffen.
Wie ging ich ein, in wachsenden Moscheen,
Gesäulten Sälen, von Geheimnissen verblaut,
Wo Bärte über Büchern hingen, herbstergraut,
In Teppichen zerschmolz inbrünstig ein erhörtes Flehen!

Ich rief nach ihr, als ich am Jordan ritt,
Wo roter Oleander in den Schluchten feurig blühte,
Als wüste Sonne giftig über meinem Haupte glühte
Und mich mit Flammendolchen spickte und durchschnitt.
Als mich das Fieber im Kastell durchraste,
Durch eine Scharte sah ich grelles, gelbes Land,
Als die Vision auf meiner Stirn verzehrend stand
Und schon mein Rätselblick in höchster Glut verglaste:

Ich rief nach ihr, als ich den Wasserkrug
Mit dünnen Fingern gierig an mich riß,
Als mich der Tod schon in die Herzwand biß,
Als schon der Seelenvogel träumte Glanz und Flug.
Da ich genas auf wandumsteintem Lager,
Da Abendhimmel in das wogende Gehirn sich goß,
Da meine ungeheure Träne floß,
Als ich emporfuhr, mondweiß, knöchern, spukhaft hager. —

Ich stand am Pol; frierend am Eiskristall,
Dünn schnitt die Luft, furchtbarer Nordschein wuchs,
Der Horizont zerbarst, gepeitscht von Schuß und Schall,
Auf blauem Schnee verblutete ein schlanker Silberfuchs.
Das Schiff saß fest, verflucht vom hoffnungslosen, wilden
Abenteuer,
Der Mut verkam im Stromkreis des Magneten,
Wir waren ausgespien und hörten schweigend die Planeten
Sausen im Raum, Gespenstervögel, geisterhaftes Feuer.

Es litten die Gefährten, wild, im weißen Sturm der Mitternächte,
In Wahnsinn stürzten sie, in brüllenden Amok,
Zerrissen sich und schliefen ein auf bösem Gletscherblock —
Der Lebende sann Haß und wie er heimlich mich zu töten
dächte . . . .
Der Frühling blies mich durch den heitren Perlensund,
Seltsame Völker speisten mich, mich tränkten fremde Bronnen,
Als ich durch Asien ging, im Prunk der Tempelsonnen,
Und Schlangenlieder glühten auf dem Magiermund.
Als hohe Nächte diamanten wuchsen, Sterne Feuerspiele warfen,
Verzückte Blumenländereien schwelgten, uralte Klöster in Gebirgen
steinern schliefen,
Da Göttertiere aus den Götterwäldern brünstig riefen,
Entblößte Frauen schlugen bei Laternen leise Harfen.

Wie weh ich von den weißen Villen Abschied nahm,
Vom Glanz der Feuer, die auf Zauberbergen standen,
Als mich die Rudrer hart dem Land entwanden,
Zerlachend Wind und feierlichen Gram! —
Der heiße Erdenkreis warf mich in die alten Städte,
Wo hohe Demokratien himmlisch sich vollzogen,
Wo die Verbrüdrung tobte, entfesselt unter Blumenbogen,
Und Osterwind die Auferstehungsfahne blähte.

Die Herzen flossen brüderlich, geweihte Quellen,
Auf Stirnen trat gewaltiger Liebe großes Mal,
Der Mensch war da: aufflogen donnernd Riegel, Kerker, dumpfe
Zellen,
Zertrümmert lag der Götzegott, der Lieblose, der feiste Fresser
Baal.
„Jahrtausendseele!" rief ich hell — sie hörte mich im Donner
der Millionen,
Narzissen, Lilien sprießten überirdisch aus Asphalt und abge-
schliffnen Steinen,
Es sangen Brunnen, Kathedralen brausten, erlöste Dirnen sah ich
an den goldnen Flüssen weinen
Und ihre Augen aufgehn, schüchtern, anemonen.

Zerfetzten Lumpen wuchs ein reinlich Kleid, sie gingen ein im morgendlichen Volke,
Hiob stand auf vom Abfall, zerschlagend jämmerliche Krücken,
Des Trinkers falscher Mut zerfiel, Selbstmörder stürzten nicht mehr von den schwarzen Eisenbrücken,
Da Liebe war, Musik in Schläfen, und Wohlgefallen auf der atemlosen Gotteswolke.
Zerbrochen war die Angst vor Untergang, der Tod lag überwunden,
Christliche Sonne rollte aufwärts zum Zenith, ausmessend feierliche Zeit,
Und überbräunte Haupt an Haupt: es schritten, die erhabnen Bund gebunden,
In Feuern durch die Stadt, die Städte, um den Erdrand, der in Glück verging, durch eine Frühlingsfrühe zarter Herrlichkeit.

PETR BEZRUČ

NOCH LESEN DIE LEUTE

(ÜBERTRAGEN VON RUDOLF FUCHS)

Wenn du aus des Lebens prosaischem Traum
Den hohen Parnassus erklommen,
Fromm bist du, doch es genügt dir kaum,
Daß dich bloß Gott hat vernommen;
Besitzt du ein Mädel, Maiblume am Feld,
Und will dein Gefühl sich entfalten,
Erfahre es gläubig die ganze Welt,
Treu hat sie dir Wort gehalten.
Doch hatte das Mädchen ein grausames Herz
Und trat sie dich unter den Füßen,
So müssen alle in Tränen und Schmerz
Die Scherben des Glückes begießen.
Wenn Alter heranschleicht mit falschem Schritt
Und mußt du ergrauend es tragen,
Ihr alle, wer immer — kommt, helfet mit
Verlorene Jugend beklagen.
Vielfache Fröhlichkeit schwellt den Gesang,
Der Schmerz ist so schön gewesen:
Es leben noch Leute, Gott sei Dank,
Die gerne Gedichte lesen.
Die Mandel der Sanftmut fällt leichten Gewichts,
Nicht leer sind diese Melonen,
Es wird dich am Ende ein Narr des Gedichts,

O Petr Bezruč, belohnen;
Wer weiß, ihn hält deine Stimme gebannt,
Das Herz versagt eine Weile,
Schwer stützt er den Kopf in die hohle Hand,
Ein Seufzer umflattert die Zeile:
Wie herrlich bei meiner Verse Klang
Der Bergmann stirbt aus dem Lichte —
Was willst du, Rhapsode, verzweifelt und bang?
Noch lesen die Leute Gedichte.

E. A. RHEINHARDT

BEN ASBAL ODER DAS VERLIEREN

(ERSTES DER GESPRÄCHE: „DIE ENTSÜHNUNG")

Der Anachoret Noch fluchst du! Noch ist Eile und Rückkehr in deinen wunden Füßen. Daß Wind aufsteht, die Jahrzeit wankt oder Rede von den noch nicht erfahrenen Städten in dein Laufen drang, ist Ereignis, reißt dich auf und du zitterst, Ben Asbal. Wenn das andere Mal du diesen letzten Ort der Erde erreichst .... doch nein, ich sag' es nicht. Auch Prophetie ist noch Eitelkeit und Versuchung.

Ben Asbal O du, neidete man Gewesenes, ich haßte dich um deinen Anfang, den ich fühle! Du hast Gott und die Stille besessen, noch ehe du des gewahr wurdest. Und daß du endlich diese verlorenen Felsen zu deiner Statt gemacht hast, war nur mehr Bequemlichkeit. Leicht habt ihr Gott, ihr Besitzlosen, denen sich Zeit nicht mißt an der Liebe und denen Tod nicht auch noch Abschied ist.

Der Anachoret O, daß ich aus dem Salzsee einen Trunk schöpfen mußte! Daß ich noch einmal reden wollen mußte! Geh, Ben Asbal! In zehn Jahren oder zwanzig beirrt mich nicht mehr, daß ein Mensch diese Höhe niedersteigt, und du bist dann hier wie in der äußersten Ferne, lauschest mit Schweigen und vernimmst mich einfach aus dir selber und ich muß nicht mehr sein vor dir; mein Sinn ist abgelöst von mir und in dem Ruhenden, das du bist wie ich. Aber noch hörst du nur Rede, verstehst nur das Flüchtige und Gott ist dir noch nicht mehr als die Erlösung von deiner bitter getragenen Einsamkeit. Geh, stürz dich von allen Felsen, biete dich freventlich jedem lügnerischen Tode an (du weißt, daß keiner dich nimmt!) und kreise um deinen Anfang, bis du müder wirst, schrittärmer — und endlich nichts mehr ist, kein Ehdem noch ein Künftig: nur beirrt Du — und im Sinne Du (darinnen ja Gott zugleich ist und die Ewigkeit und das unendliche Sein). Geh, noch

sind Schritte und Parasangen in deinen Füßen, weil in deiner Seele noch Fluch und Heiligung des verwirkten Zustandes, des untergegangenen Paradieses deiner irdischen Jahre ist. Geh!

Ben Asbal Ist das deine Demut? O, ich fluche den Gesegneten. In den ungeheuren Nächten, da nur mehr ich im All wach bin, schreiend, mit geballten Fäusten, gewürgt von meinem Müssen, fluche ich allen, die gewußt haben, ehe sie wahrhaft wissen konnten! Ich habe das Grausige getan wie das Gute, Werkzeug dessen, der beides in mir zur Tat säete. Aber das Gute ist Saat in die Aecker der Verwesung; ich suche und Schrei ist meine Tat. Du Priester deiner selbst, was suchst du denn? Du bist beschenkt mit Gott und Stille. Sag doch, daß es anders ist! Sieh mich: wie grauenhaft ist die Einsamkeit dem, der noch Glück will! O Nächte, o! — Erst waren es Tage, Monde, die mich losrissen von der Heimat — meiner Lust, nun ist es Zeit Zeit, die wächst . . . In den Nächten stehe ich und der jähe Blick der hinstürzenden Augensterne grüßt mich noch mit Nähe, o Augenblick! Meine Füße bluten, mein Atem erlischt, hinstürzend – weiß ich, in dem kurzen Ruhen weiß ich, daß ich Gott entgegengehe. Du, sag es, da du in ihm ruhst: warum hab' ich es so schwer? Warum ist alles Entweder-Oder in meinem Leben? Andere begleitet Gott, da sie erfüllt sind von den schnellen und heftigen Dingen des Lebens — und wenn sie aufschauen, erblicken sie seine gütigen Zeichen, und behütet kehren sie zu Werk und Liebe wieder. Ist es ein anderer Gott, wie ich ein anderer Mensch bin? Sag mir, du, der du die Jahre hinbringst in Betrachtung, ob Gott so vielgestaltig ist wie seine Kreatur! Oder kann man die Kindschaft Gottes verscherzen, indem man liebt und verliert — und ist der Friedlose nicht auch . . . O sag nicht, daß dieses Leben auf Erden nichts ist! Ich verstehe es nicht, zu fragen. Schick mich nicht fort, eh' du mir ein Wort mitgegeben hast, das noch Stimme hat, wenn die Verzweiflung sich stumm schrie, und mein Schrei verklungen ist, der mich aus dem Schlafe riß. Sprich, willig Einsamer! Nicht was ich tun soll — denn ich kann nichts tun als gehen, suchen, verfluchen und die bittere Myrrhe des Todes erflehen — nein, was ich hoffen soll, da vergangen ist, wonach ich greife — und faulende Einstzeit stockt und geronnen ist um mich. Da ich will und doch nicht mehr will, wollen muß mit einem gewesenen Willen, Sehnsucht haben muß mit einer entwurzelten Sehnsucht — und also nicht zu Gott gelangen kann, niemals. Denn ich leide an der Einsamkeit, in der ich Gott finden soll. Und wenn mein Sinn die ersten Worte zu dem Geahnten versucht, schreit mein Herz nach einem Hunde, der sich an mich schmiegt, nach einem Kinde, das ohne mich verdürbe, nach irdischer Erlösung und nach Gnade von dieser Welt.

Der Anachoret Du kannst mein Wort nicht vernehmen, ich habe es gesagt — denn ich vermag nicht, irdisch zu trösten. Dich tröstet einzig die letzte Verzweiflung! Ich sage dir: Geh, auf daß der Schritte und Parasangen in deinen Füßen immer weniger würden! Versuche jeden Tod, bis du erkennst, daß keiner der deine ist, eh' du nicht das Leben hast. Richte dich in Herzen und in Häusern ein, als ob es für immer wäre! Und die Dolche des Abschiedes müssen dich immer und immer wieder zerfleischen, bis auch das letzte Herz keine Zuflucht mehr ist und nicht Haus noch Wald, nicht Wolke noch Wind mehr liebliche Versprechen. Geh, der Wege sind noch viele. Du wirst erst wissen, wenn auch nicht einer mehr ist. Wer einmal verloren hat, muß alles verlieren, ehe er wieder besitzen kann.

Ich segne dich zu großem Leide, Ben Asbal, ich wünsche dir Verrat und alle Todesnot, Müdigkeit, Ekel, Armut und Siechtum. Geh hin und such dir diese Gaben . . .

Ben Asbal Höhnst du mich auch? O, gräßlich ist mein Weg und ins Grauen weist mein Geschick. Sprich nur zu Ende! Dann geh' ich. Wenn ich deine Stimme höre, muß ich nicht suchen gehn nach einer anderen Stimme.

Der Anachoret Fluch nur, klag an und wüte. Dein Schweigen wird sehr rein sein und deine Stille ohne Fluch, ohne Bangnis und Bitte. Mein Schweigen ist ein kleines und meine Stille teile ich mit meinen Vätern und Müttern, die meine Flüche geflucht und mein Wüten gegen ihre Brust geschlagen. Ich bin am Rande — denn ich höre auch dich noch und mir ist weh' und glücklich ob deines Weges. Geh, Ben Asbal: du wirst tief innen sein und mich nicht mehr hören, wenn du wiederkehrst und am Ziele bist. O, deine Stille wird heiliger sein um die Liebe und feierlicher um die Gebete deiner Wunden, und göttlicher um alle Treue, die in deinem Verrate beharrt hat. Geh, Ben Asbal. Nun neidest du mir nicht mehr mein Gewesenes — Gott, mein Herr und meine Stimme, lösche in mir meine Worte aus! Laß mich dir dienen mit Sein und in deine Stille lösche meine Tage aus!

GEORG KULKA

DIE STIEFBRÜDER

DE PROFUNDIS

Träne nie vereint
Pflichten spinngewebt.
Stirne Kain und Feind
Blutgezirkt umschwebt.

Atmende Philomele
Schöpft Gottes harten Wind.
Erloschen Admiräle
Auf Tau und Glockenblumen sind.

Wann wird Haß versanden
An Guter Hoffnung Kap,
Blut- und Feuerwerk
An Gottes Herz verbranden?
Gott, du wunder Zwerg,
Spreng die Rüstung ab.

Fliehe ewig weiter,
Greiser Horizont,
Stürme Jakobsleiter
Aus der trunkenen Front.

HELLER TROPFEN MOND

Heller Tropfen Mond, Säule über Zeiten
Sind wir; wir sind nicht in Zeitlichkeiten.

Von der letzten Kindheit spitz verraten,
Müssen wir die Dämmerung durchwaten.

Erst wenn Ebene den Abend weggezogen,
Liegt geglättet Seele, hohler Bogen.

Keines Raums bedürftig, da zu sein und zu haften,
Steigen Sterne zu seligen Bruderschaften.

SO VIELE HIMMEL

Ich bücke sehr müd
Deine Schulter.
Fällt sie um,
Sind die Lippen gerettet.
Gewesen wächst aus ihnen
Ins verwachsene Herz.
So viele Himmel rinnen in den Tag:
Ein feingesponnener Baum durchkreuzt die Himmel.

DEM LIBANON

Dem Libanon, dem jüngst im Flügelkleide schwärmenden,
Wuchs heut der Regen bleicher aus der Stirne.
Knatternd, als man die Seide zerbrach.
O du hellhöriger, höllhärener Morgen!
Der Tag blieb dir im Munde stecken.
Aber die Wolken poltern sich stauend.
Niemand ist beiläufig, wo Regen das Hirn perforiert,
Erschlagene Blutkörner aufpickt.

WIE JENE NACHT

Wie jene Nacht, schon schwerer in dem Winde,
Von den Herzen strömte und Gehirnen!
(Wie blässer werdend blasse Stirnen,
Zartheit und Licht entflattern einem Kinde . .):

Erhöhte Nacht. Vermißtem Feuer rauchen
Gewölk und Flur entgegen, die uns gern verschonen.
Aufquellen nasse Köpfe — gleich Ballonen —,
Darin Kommandos auf und nieder tauchen.

Die Leiber sind wie Leinwand ausgebreitet,
So liegt in Demut Wille hinter Apostrophen.
Wir sind verhört und sind verdammt zum Nichtsmehrhoffen:
Die Pflichten sind gezückt und feindbereitet.

Erlös uns — hohe Nacht — mit Gasen und Granaten,
Laß Bajonett und Brand dies Aug' versehren:
Wir haben deinen Schlaf geschändet mit Gewehren,
Wir haben deinen Leib zerstört mit Huf und Spaten.

Laß nicht die blutige Hand stolz aus dem Handschuh steigen,
Nicht ohne Schuld aus Schlamm und Schleim uns auferstehen;
Nimm Mut, Begier und Leben als Trophäen,
Mach unsern roten Atem dir leibeigen —
Bis unsere Reuen milden Samen säen
Und vor dem Tau und sanften Tier sich neigen.

CALIENI

(Für R. H.)

Verwirrter Wind ficht mit dem Hindernis,
Das laß Paraden und Riposten hat;
Den er noch schwatzend und bewußt verließ,
Der Mittag paukte auf das Fell der Stadt.

Verinnt ein Fähnrich? So wie Beutewein,
Den Landsturmleute wild entnüchtert saugen.
Er steht und stramm am Fernrohr. Doch schon ohne Augen.
Maschingewehre quaken. Mond sackt tief ihn ein.

Unter sausenden Leuchtsternen, Messerfressern —
Friedfertig ächzenden und dem gelben Oberst Grafen . . . . . :
Wird er, besinnt sein Heiland nicht sich eines Bessern,
In schwer- und ehrelose Nacht entschlafen.

Der aber trocknet ihm Gefühl und Hände.
Der schickt aus Schlachten ihn auf ferne Farmen —
Befehlsbereit vor Dämmern und Umarmen;
Durchsichtig horchen Gottes Gegenstände.

Die runden Schmerzen rollten ungeheuer
Am Fuß und Sagenglanz der Pyramiden.
Der Fähnrich trabt aus fahlem Abenteuer
Zu spätem Trost geschlichtet und in Frieden.

Wer war, eh' er gewollt! Er flog in seiner Schwere.
Die Ufer lächelten. Befreit zerrissen
Trugen sie in sich Breite vieler Meere
Und dufteten wie Weihrauch und Narzissen.

SEGEN

Als er nach Leben und Abend ins Haus trat,
Schwieg die Ferne noch blau. Das Gemach löschte Sterne.
Langsam sank der Wald in die Träne des Beters.
Segen. (Als er entschlief.) Ein Hund sprach, ein Frosch.

Schmerzliche Süße hört die versammelten Väter,
Hart des säumigen Grußes. Ein Erschaffenes bebt.
O wie leicht erkennt beim Schlafengehn sich die Sünde,
Und es versagt die schwere Hand sich dem Mord.

BEWUSSTSEIN

Trennungslinie des verkehrten Bildes,
Klopfender Erscheinung Tun und Qualen ...
In dem Wald des sichtigen Menschenwildes
Augen, Sonnen groß auf sie hinunterstrahlen.

Da ist Wesen nicht mehr, was ich suche
Für die Nacht des aufgereckten Scheines.
Wenn ich — Schatten — Schatten auf dem Buche
Niedersinken seh', Bezwungne braunen Weines.

SPERRFEUERANFORDERUNG

Immer süßer wird, dunkleren Taus, kristallenen Sternenstrahls
Bruder, der rote Schein.
Siehe ahnungsvoll erster Gewesenheit Gegenwart,
Irdischer Zeit letzten Tag täglich und ungemein.
Fühle, wie in sich er ruhet; in sich blühet er; duftet in sich und zart;
Frieden ist er sich selbst. Kriegsmittel nicht: er ist sein.
Einet mildeste Kraft glühender Erde, die ihn umschart.
Erde und er ihr Gestirn sind wie auf Erden allein.
Sammeln sich tief: vergeuden gesammelte Art.
Lächeln tief: weinen sich in den Mord hinein.

Menschsein, warmes Gras,
Weh' ins Blut
Wie Föhn,
Leiber werdet Glas,
Mensch, sieh hinein: du bist gut!
Sieh dich an: du bist schön!

EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG

Das Reich des Schweigens ist die klarste Urne,
Verbirgt nicht, offenbart nicht und vergeht nicht.
Das Reich der Geister ist davon der Schatten,
Verbirgt sich, offenbart sich und vergeht auch.
Das Schweigen ist des Himmels Gegenseite:
Wir können nur die blaue Hälfte schauen.
Das Reich des Schweigens wägt die Götterbilder,
Unsichtbar oder sichtbar, in der Urne.
Das Schweigen das Gewissen Gottes selber.

Ich bin der Halm aus seiner Schweigestunde
Und lade alle Mäher zu der Ernte.
Ich bin die Ernte, ich: Altar dem Gotte.
Ich muß im Schweigen ungepflückt verwelken.
Ich bin des Weltalls Haupt und seinen Losen,
Wenn ich im Dunkel meinen Leib vollende.
Ich glaube meinem Glauben: als der erste
Und will als letzter Freunde für ihn finden.
Der jüngste Tag ist da: ich bin der Jüngste.

Es gibt kein Mittel zwischen mir und andern.
Ich bin unmittelbar: in der Begegnung.
Ich bin nicht einzig: bloß in der Begegnung.
Ob ich ein Gott, ein Narr oder ein Dummer.
Ich bin geweiht, geheilt, gelöst in der Begegnung,
Ob ich das Gras oder die Gottheit treffe.
Ich bin der Baum: du siehst nur meine Blätter.
Gehorche meinem Spruch und laß die Worte
Und ziehe ein in ihres Königs Schloß.

Ich bin nicht eitel: Du bist mir nicht Spiegel.
Ich kann auch ohne Brüder froh verscheiden.
Ich bin nicht gierig: andern Wein zu trinken.
Ich muß mich nicht mit fremdem Blute mengen.
Ich gehe nicht zu Gott, Gott nicht zu mir:
Wir sollen uns nicht wollen, sondern finden.
Ich bin nicht Lehrer, Rufer oder Künder,
Weil voll von dem, was mich gerade blendet.
Ich bin der Mythus alles Daseins selber.

Doch heiler denn die bräutliche Umarmung
Macht mich das Brennen vor erreichtem Ziele.
Ich habe meine Einladung gesungen.

Ob ich im Schreiten niemals einem zweiten
Dem Leibe nah: ich bin im Schweigen größer
Und aufgebäumt zu seines Himmels First.
Ich gleite sorglos über braune Pfade,
Weiß nicht, wer meine Einsamkeit durchschreitet.
Mein Himmel singt, die Zehrung meiner Stille.

Du, meine Heimat: Schweigen. Wo der Gott allein ist.
Bevor er sprach, er schuf, vor der Begegnung.
Noch ungeteilt, noch ganz die Schöpfung: selber.
Bruder im Schweigen. Wo du einsam weidest.
Du bist in deines Schweigens Dom die Kuppel.
Du meine Heimat: Schweigen. Wo Gott sich schafft,
Und Himmel über Himmel sich versteigen.
Wer taube Ohren will, der geh und höre.
Wer blinde Augen will, der geh und schau.

DAS TESTAMENT DES SCHWEIGENS

Ich bin in meinem Schweigen ein Gewächs,
Das eure stärksten Götter überdauert.
Ich bin im Himmel dieses ekken Tags
Der einzige, der noch an sich erschauert.
Ich stapfe unerschüttert überm Berg,
Den ihr aus Stahl und Leibern aufgeschichtet.
Ich schweige, und mein Schweigen richtet.

Uralte Schweiger schreiten durch mein Blut,
Die fern von Gott und Preis ihr Dasein starben.
Sie schufen diesen Himmel, den ihr trägt,
Der Stirne Bug, das Feld und seine Garben.
Ob ihr nun lärmt, verdammt, verstummt,
Es stirbt das Wort, das euren Unwert kündet.
Wir sind das Haupt, das heile Zungen bindet.

Dem Schweigen Raum und seiner Götter Strahl.
Ich weiß nicht: wer und wann und wo sie waren.
Ich weiß nicht: wer und wie und wo sie sind.
Ich bin ihr Hieb, bereit für sie zu fahren
In eurer Hölle aufgesperrten Mund.
Ich bin ihr Stern; ich bin bereit zu steigen
Und Gott zu stehn. Ich tu für sie das Schweigen.

DIE ZEIT IM DAIMON

VON DER INNEREN KULTUR

Der realen Welt wird die Kultur als ideelle Welt entgegengesetzt. In den verschiedenen Kulturgebieten der Wissenschaft, der Moral, dem Rechte, der Kunst, der Religion habe sich der Geist objektiviert, sich von sich selber losgelöst, selbständige Existenz gewonnen. Auf diese Weise sei neben, über der realen Welt eine zweite entstanden, die ideelle, genau so wirklich wie die reale, wenn auch ihre Wirklichkeit ganz eigener Art ist. Und der Mensch, der an der Kultur teilnimmt, sei gleichsam Bewohner zweier Welten. Oder vielmehr, der Mensch wird nur insofern als Mensch angesehen, als er aus der realen Welt in jene zweite des objektivierten Geistes hineinragt. In der letzteren gewinnt sein Leben Sinn und Wert.

Spekulative Köpfe finden in jener Objektivation des Geistes die dialektische Bewegung, in der der Geist, das Subjektive, sich dem Objekt gewordenen Geist entgegensetzt, und fragen, wie denn eine Synthesis zustande kommen könne. Denn der Geist muß aus der Entzweiung heraus, in die er aus innerster Notwendigkeit geraten. Vielleicht beruht aller Fortschritt auf der Entzweiung des Geistes mit sich selber und seiner Rückkehr zu sich selber.

Unübersehbar ist die Welt des objektivierten Geistes. Gleich einem Boote auf uferlosem Meere irrt die Seele in der Welt der geistigen Produkte umher. Wellen drohen das hin und her geworfene Boot zu verschlingen, alte und neue geistige Inhalte stürmen auf die Seele ein, zernagen ihre Einheit, erzeugen jene Hilflosigkeit des modernen Menschen, der nicht mehr imstande ist, die Unsumme von Wissen in sich aufzunehmen, die entgegengesetzten sittlichen Prinzipien in sich auszugleichen und im Gewimmel der Kunst den Glauben an die Kunst zu erhalten.

Aus der Diskrepanz zwischen der Aufnahmefähigkeit der Seele und der unübersehbaren Vielfältigkeit des verkörperten Geistes ergibt sich jenes Problematische, Zerrissene, Haltlose des modernen Menschen, das Relativische seiner Art.

Es ist, als ob der Geist aus der Entzweiung nicht mehr heraus könnte, als ob sich hierin sein tragisches Verhängnis offenbarte.

Jene Unübersehbarkeit der objektiv geistigen Welt hat anderseits zur Folge, daß die Seele, um sich zu retten, ihren Blick auf ein begrenztes Gebiet einschränkt und blind wird für alles, was jenseits dieser Grenzen gelegen, daß sie fragmentarisch wird, zur Fachsimpelei auf dem Gebiete des Wissens, Unduldsamkeit auf dem Gebiete des Glaubens und der Schule, Richtung auf dem Gebiete der Kunst wird.

Oder die Seele nimmt, aus Sehnsucht nach Vereinigung mit dem objektivierten Geiste, wahllos und überhastet alles auf, was in sie eindringt, beschwert sich mit unendlichem Ballast, daß die Quellen ihrer eigenen Schöpferkraft versiegen, und wird eklektisch, unfruchtbar.

Die Vereinigung von subjektivem und objektivem Geiste muß anderer Art sein, wenn der selbstgesetzte Zwiespalt überwunden werden soll. Sie darf vor allem nicht mechanischer Art sein. Was die Seele nur mechanisch aufnimmt, als äußeres Gewand, bleibt Fremdkörper, Belastung, nicht innere Entwicklung. Wir sprechen dann einem solchen Menschen vielfaches Wissen zu, vielleicht auch mannigfaches Können, werten ihn aber deshalb nicht höher, weil sein Wissen oder Können nicht einbezogen ist in die Rhythmik seiner Seele, in ihre innere Gesetzmäßigkeit. Nur jenes Einbezogensein der geistigen Werte in die Seele macht deren Kultur aus.

Jede Seele ist ein Komplex bestimmter Möglichkeiten, jede trägt ihre künftige letzte Form in sich (wie jede Möglichkeit Wirklichkeit in sich birgt) und strebt allezeit dieser Form zu.

Nun ist es Schicksal der Seele, daß sie nie aus sich selbst heraus ihre letzte Form erreichen kann. Den Weg von der Möglichkeit zur Verwirklichung der eigenen letzten Form muß die Seele über objektiv-geistige Produkte machen, über Wissen und Kunst, sittliche Normen und religiöse Vorstellungen. Der subjektive Geist kann nur auf dem Wege über den objektivierten Geist seine Vollkommenheit, sich selber erreichen.

Das Streben der Seele durch objektive Werte zur eigenen letzten Form ist deren Kultivierung und die jeweilig erreichte Stufe auf dem Wege zur Vollendung ist ihre innere Kultur.

Die mechanische Aufnahme von geistigen Produkten führt nie zur inneren Kultur, bildet lediglich eine Belastung der Seele durch die Vielheit und Unübersehbarkeit der in sie eindringenden geistigen Werte, verwirrt, macht problematisch oder verschüttet, macht unfruchtbar.

Soll sie ihre Einheit und Produktivität retten, dann muß sie das objektiv Geistige nicht als Zweck, sondern nur als Mittel in sich aufnehmen, als Mittel, die in ihr schlummernden Möglichkeiten zu Wirklichkeiten zu erwecken.

Sie muß aus der unübersehbaren Menge geistiger Werte diejenigen, die ihrer Eigenentwicklung förderlich sind, in die eigene Rhythmik einbeziehen, gleichwie der lebendige Organismus Stoffe aufnimmt, verarbeitet, in sein Blut einbezieht und so wächst, seiner vorbestimmten Form zustrebt.

Nur in der inneren Kultur, in jener innigen Durchdringung von Subjekt und geistigen Werten, rettet sich der Geist aus der Entzweiung, in die ihn eigene Notwendigkeit getrieben. Indem die Seele ihrer letzten Form entgegenstrebt, überwindet sie den Zwiespalt, in den der Geist sich gesetzt hat.

N. BRÜSTIGER

DIE GEISTRASSE*)

Der Kritiker des Aktivismus muß entweder selbst Aktivist sein oder er muß, um den Inhalt der Sammelflugschrift der Aktivisten zu erschöpfen, sich auf eine lange und geduldige Begleitung vorbereiten und mit seinem Urteil zuwarten. („Tätiger Geist! Zweites der Zieljahrbücher", herausgegeben von Kurt Hiller, Neuer Geist-Verlag, Leipzig, Preis 6 Mark, geh.) In einer Vision von Menschheit entrollt sich die nächste geschichtliche Aufwärtsbewegung der Gesellschaft. Der Aktivismus ist eine Emotion seelischer Grundtatsachen wie die Gotik oder die Aufklärung. Er zentriert das Leben neu, und zwar nicht ohne seine Wirkungen unkontrolliert zu lassen wie der Dichter, von dem er abstammt, sondern mit einer entschiedenen undichterlichen Absicht, an Ort und Stelle zu wirken. Das Kunstwerk der Umwelt, die Formgewalt über das soziale Chaos, das sich hinter einem Schein des bürgerlichen Mechanismus zerspielt, sind die an ihm dem dichterischen Menschen entsprechenden Komplexe.

Woraus entsprang der Aktivismus? Aus der Not der Geistigen an der Zeit. Sie fühlten sich so schlecht regiert wie nie. Da suchen sie selbst sich des Apparates zu bemächtigen. Nichts gefruchtet hat bis heute das Hungern und Hangen der Dichter. Bevor das Buch geschrieben würde, das, gelesen, die Welt ändern und Menschensinn bekehren soll, soll eine Welt entstehen durch das manifestierende Buch, in der Dichterbücher überhaupt richtig gelesen, Zwiesprach zwischen Denker und Denkendem gepflogen wird.

Der Aktivist opfert sich für den Dichter auf, im besonderen für den Expressionisten. Er ist das fliegende Korps des Expressionismus. Die neuen Bücher werden kaum gelesen, nur besprochen, zuwenigst nicht richtig gelesen; die neuen Bilder werden falsch gesehen. Um eine Welt zu ermöglichen, in der die Treuherzigkeit des Expressionisten ohne Gefahr für seine Person und sein Werk unbestochen bleiben kann, verzichtet der Aktivist auf das eigene Kunstwerk. Von seiner Resignation genährt, ergießt er sein Temperament in die sichtbarsten und unmittelbaren Formen aktuellen Daseins.

Die Kunst stellt Tugenden fest. Sie gibt immer, wo sie mehr ist als Ergötzung, Entwicklungswinke. So stellt auch der Expressionismus Weltformen dar, die erst nach Zersetzung, Liquidation, Elementarisierung der jetzigen möglich werden . . . (Abbau der Sozialwelt) . . . der Expressionismus verbraucht zum ersten Male Voraussetzungen, die sich nicht als Aenderungen innerhalb dieser bestehenden Weltform durchsetzen können. Er zeigt ein von den

*) Anmerkung des Herausgebers: Hier sei vorläufig festgestellt, daß die folgenden Ausführungen sich nicht mit dem Urteil des „Daimon" decken. Unter dem Titel „Die Dialektik der Selbstverantwortung" (An die Bekenner literarischer Religion und die Prediger tätigen Geistes) wird im Oktoberheft zum Aktivisten-Jahrbuch Stellung genommen werden.

tektonischen Begriffen gelöstes Dasein. Politik des Geistes oder Aktivismus nun ist es, die Welt bessernd so vorzubereiten, daß jene „Weltauflösung-Weltsynthese", das heißt die Kulturdämmerung alles Heutigen eintreten kann. Die sympathetische Welt kann entstehen, sobald die gegenwärtige mechanische Ordnung, auf ihre Spitze getrieben, wieder unter das Bewußtsein sinkt und Memnotechnikum wird. Der Expressionismus als die umfassende Erregung, die er ist, und er ist mehr als Bewegung . . . ist Drittes nach Gotik und Aufklärung . . . löst die Aufgabe, wie der analytische Typ, zu dem wir wurden, wieder lebens- und darstellungsfähig werden kann. Seine letzte Sehlüssigkeit ist der Aktivist.

Der expressionistische Schriftsteller „behandelt" keine Probleme, er hat keine „Psychologie", keine sozialen Fragen usw. Er gewahrt alles nur im größten Verhältnis des Kosmos; er kennt die Welt als Welten. Ein Dasein auf dieser geistigen Stufe, wo alles nur Verhältnis sein würde, ist möglich. Aber es ist nicht früher möglich, bevor nicht diese bürgerliche, mechanistische Welt restlos erfüllt ist. Gerade der Expressionist mag vor solchem Mechanon zurückschrecken: der Aktivist wird ihn vor den Folgen feigen Grauens retten.

*

Der Aktivist ist eine Abspaltung des Expressionismus: seine rechte Hand. Er sucht zu vereinfachen, sucht die Politik mit den natürlichen Mitteln des künstlerischen Schaffens auf die Höhe der höchsten schöpferischen Werke zu heben. Der landläufige Berufspolitiker wirft ihm vor, daß er den politischen Apparat durch Forderungen verwickle, die aus der Literatur bezogen sind. Aber er fordert ja nichts anderes, als daß Politik zumindest ebenso reinlich aus dem Menschen quelle wie Kunst. Es handelt sich um wertvollstes Material, um Menschenleben. Er verlangt, unsere Politik sei simpel und klar. Wichtiger ist der Argwohn und Vorwurf seines expressionistischen Bruders, daß er sich dabei versimpele. Der Aktivist antwortet mit Recht zurück, was anderes denn der Expressionismus sei, als die ausgreifendste bisher mögliche Vereinfachung, wenn nicht die Philister über ihn Recht behalten sollen, die ihn konfus und kompliziert schelten. Der Hebel ist zwar später und hirnlicher als der Kraftumweg vor dem Hebel und mag Troglodyten als beängstigend komplizierte Zumutung auf Dauer erschienen sein. Aber niemand leugnet, daß durch diesen Rechenakt eine Vereinfachung eingeführt ist. Jedes Kunstwerk ist ein solcher Hebel, Energieersparnis durch schöpferischen Kraftaufwand an der Wurzel, in der Seele. Der Aktivist ist überall für den Hebel. Der Verwahrung einlegende Dichter steht zum Aktivisten im Verhältnis des Philisters zum Dichter.

Der Aktivist verkündet die Religion des Bewußtseins. Er ist Rationalist. Unterscheide aber genau zwischen der Ratio des Erkenntnisphilosophischen und der Ratio des Willens-

philosophischen. Der Rationalist hält es natürlich erkenntnishaft gar nicht mit der Schulweisheit Horatios, sondern mit dem visionären Hamlet. Was ich erkenne, kann Wissenschaft nicht restlos herbeischaffen. Ueberwelten sind mit dem System von Hierweltorganen unfaßlich. Im zu Wollenden aber den Hang, vor der Tat die roheste Tatnotdurft walten zu lassen, ist Alchymie, leeres Goldsuchen, kurz, eine Sauerei. Bescheiden im Bewerten seiner Kenntnis und Erkenntnis, souverän und alles zwingend im Augenblick formschaffenden Wollens sei die schöne Klarheit des sich verantwortlichen geistigen Menschen.

Bewußtseinstatsachen mögen Weltausschnitt der Welt sein: so ist die Tatsache des Bewußtseins niemals mehr zu schänden, abzuschwächen, zu diskreditieren.

Es kündet sich ein Prozeß an, der in einer Arche gleichsam die Ueberlebenden des Bewußtseins rettet und zu einer neuen Geistrasse verdichtet. Wie die Amerikanisierung, ist einfach ein Prozeß der Vergeistigung auf dem Erdstern möglich, der von dieser Rasse aus der Arche ausgehen soll. Der Aktivist ist es, der diesen Prozeß vorbewußt ahnt und bewußt anspornt. Er müht sich um die Aufforstung des Menschen. Nur zu diesem Zwecke schreibt der Aktivist.

Der Aktivist will: 1. Gut schreiben. — Er schreibt ausgezeichnet. 2. Gutes schreiben. — Er schreibt Dinge, die ebenso genießbar, erbaulich als herzensfreundlich gemeint sind. 3. Er will das Gute schreiben. — Erst von hier an entsteht ihm der Widerspruch des Bürgers und dessen Korrelats, des Dichters. Aber der Aktivist will Aktivistisches nur so lange schreiben, als es notwendig ist, die Menschen zu erziehen, bis sie Aktivisten sind. Aktivisten untereinander gibt es nicht. Dichter untereinander gibt es. Aktivisten gibt es nur nach außen hin; untereinander sind es Dichter.

Die aktivistische Literatur ist vor allem eine Lektüre für Politiker und Dichter: also für alle. Denn jeder reine, sittliche, in den Anlagen unverdorbene Mensch ist ebenso Politiker wie Dichter, jeder. Das kleinste Publikum des Aktivisten, der in deutscher Sprache schreibt, ist das deutsche Volk. Aber in Deutschland war Politik bisher die Angelegenheit einer Kaste, einer Herrenrasse. Seit dreißig Jahren sind Deutsche assimilierte Preußen. Es ist ein Kriegsgewinnertypus. Er hat alles im Kriege, auch den Krieg selbst zu gewinnen. Er verliert alles außerhalb seiner. Daß Kampf für die Idee sittlich ist, leugnet nur — der Militär. Diesem ist nur der Gehorsam sittlich. Die Idee ist revolutionär, also unsittlich. Es gibt in Deutschland keinen Zusammenschluß, dessen Programm gegen die herrschenden berüchtigten Zustände so ganz auf integrer Vernunft und allem Gesunden zugänglicher Selbstverständlichkeit ruht wie der Aktivismus. Der Aktivist ist der stärkste Anwärter auf eine erledigte Politikstelle in Deutschland. Seine lose Gruppe ist der inneren Spannung nach

die mächtigste Partei eines künftigen Reiches. Die Sozialdemokratie war ihr schwacher Vorabklatsch. Nur die Fabians in England können mit ihm verglichen werden. Die Gruppe ist Reservoir für die politischen Typen der allernächsten Zeit. Die Menschheitstribunen des zweiten Jahrtausends gehen aus ihr hervor. Wir treten in den absoluten Erdkulturkreis der Geschichte ein. Nein, „Weltgeschichte" war Vorarbeit.

Die praktischen Forderungen des Aktivismus lesen sich gar nicht deutsch. Sie klingen in ihrem Pathos romanisch. Das ist gut so. An die Stelle des Systemdeutschen wird, wie in aller Kulturwelt, wieder der Mensch der Schwungkraft treten, vermehrt um die deutsche Ratio, Impulsen den strenuosen Akt im Aufstellen von Systemen folgen zu lassen: um gleich darauf sie zu verwischen, wie man Hilfslinien auswischt. Vergessen, wie man schreiben und wie man Klavier gelernt hat, aber vorher üben und Etüden spielen, bis die Gelenke knacken. Es ist aktivistisch, ein Meister des Menschlichen zu sein, aus dem großen Ungefähr zu schaffen, aber sein Menschheitshandwerk durch und durch zu kennen. An die Stelle der Vorherrschaft einer Herrenrasse soll die umfassende Meisterrasse treten. Die Bestellung der Menschheit erfolge großzügig und nach modernen Betrieben.

Aktivismus ist Gesetzgebung aus der Seele. Die deutsche Mystik, die deutsche Tüchtigkeit, der deutsche Schneid, die deutsche Musizität können hinfürder keinen Einzelanspruch auf Ethos haben; aber alle diese Tugenden haben in der neuen ihren Platz schon gefunden. Der Aktivismus, zum Schlusse, will eine Universalrasse begründen; sein Elan ist romanisch; das Endergebnis, die Rasse, wird deutsch im guten Sinn aussehen. Immer entsteht Deutsches aus allem anderen; nicht umgekehrt, durch Aufprägung, wie heute der annexionistische Philister in Deutschland meint. Der Aktivismus will, daß die Deutschen wieder deutsch würden. Die Weltrasse ist eine nationale Angelegenheit der Deutschen. Erst in ihr kann Deutschtum sich erfüllen, wenn es sich freilich, wie es heute ist, aufgegeben hat. ROBERT MÜLLER

AKTIVISTISCHE SÄTZE

(AUS AUFSÄTZEN DES ZWEITEN ZIEL-JAHRBUCHES)

HANS BLÜHER: „Der Bund der Geistigen."

Wer als Oekonomist glaubt, eine Sekunde geistig undeterminierter Geschichte erfassen zu können, der schaltete vorher, ohne es zu wissen, für die gleiche Sekunde das Menschenwesen aus. Nicht Unerträglichkeit der ökonomischen Lage schafft beim Menschen die Bewegungen der Geschichte, sondern die Unerträglichkeit der geistigen Inhalte.

Wir sind Anhänger einer geistigen Katastrophentheorie. Wir glauben an einen geistigen Zusammenbruch — und an Deutschland als dessen Kriegsschauplatz. Das bedeutet für uns dessen Bejahung.

Alle gewesenen Männerbünde waren unvollkommene Manifestationen, bizarre Vorspiele für den einen, der im Kommen ist.

Aber es ist wahrlich nichts Geringes, die geistige Lebenshaltung und die geistige Herrenrasse gegen den bürgerlichen Typus zu verteidigen.

Zwei Aberglaubenssysteme brechen jetzt zusammen: das vornehme der christlichen Religion, weil es den Menschen nicht mehr fassen kann, und das andere der Wissenschaft, des Kunstbetriebes und bürgerlichen Fortschrittes, weil es den Menschen nie gefaßt hat.

RUDOLF KAYSER: „Aufklärung."

Der Messias ist der letzte und größte Realist, der Realisierer der Vernunft, der verkörperte Geist.

Der Geistige höre auf, ein Luxusartikel zu sein. Er sei Lehrer, Prediger, Wanderredner, Demagog und Journalist.

ALFRED LEMM.

Der Mensch als soziales, will sagen als ein Wesen, das die Augen auf die Umwelt offen hat, bedarf beider Seelentendenzen, der Bezogenheit und der Ichvertiefung. Synthese des „Europäischen" und des „Orientalischen" scheint uns Kultur.

KURT HILLER.

Der Anarchismus als Wunschtraum gütiger, vom Staat enttäuschter, sehr geistvoller Dilettanten psychologisch durchaus begreiflich, ist in Wahrheit das reaktionärste politische Programm, ist der Triumph der Faust, die Apotheose der rohen Gewalt, ist der Irrsinn. Schuld an dem, was wir seit 1914 erlitten haben, war nicht die Verstaatung der Menschheit, sondern: daß die Menschheit noch ungenügend verstaatet war.

Jener Mystizismus, gegen den wir einschreiten, war der metaphysische und der des Ausdrucks. Aber das Mystische des Seins schlechthin und der Quelle unseres heiligen Strebens — wer tastet es an, Freunde?

HERMANN KESSER: „Der Journalismus und die politische Seele."

Der talentierte Sonderberichterstatter ist dem talentierten Durchschnittspoeten an Fähigkeit, Wissen und Zuverlässigkeit weit überlegen. Scharfe Bilder von Ereignissen augenblicklich aufzunehmen und wiederzugeben, verlangt einen energischen Blick. Es gibt nichts Neues ohne die journalistische Formerleistung. Das Wort ist immer lebendig und voll von Schwingungen.

LUDWIG RUBINER: „Mitmensch."

Es gibt nichts, das heute allen Menschen der Erde, allen, so klar geworden ist als die Idee der Freiheit, der Bruderschaft und des Menschentums.

GUSTAV WYNEKEN: „Die Jugendburg."

Es handelt sich nicht um wissenschaftliche Systematisierung gegebener Elemente, sondern um geistige Schöpfung, um Hervorbringung eines Menschentypes, eines Denk- und Lebensstiles, der nicht aus den mancherlei Einzelbedürfnissen und Bestrebungen der Jugend zusammengesetzt ist, sondern aus dem alle einzelnen Bestrebungen folgen und durch den sie sich erst rechtfertigen, einschließlich einer neuen Politik, einer neuen Staatsgesinnung, die aber endlich am Menschen und seiner Bestimmung ihr Maß finden soll und nicht länger neben ihr und gegen sie gedacht werden und wirken darf.

KURT HILLER: „Ein deutsches Herrenhaus."

Des Geistes Machthabertum, nicht ästhetisch, renaissancistisch, als Faltenwurf und schöne Gebärde gesehen, überhaupt nicht gesehen oder „geschaut", nein, gedacht und gewollt, kein Spiel müßiger Vorstellungskraft, sondern das Ergebnis strenger Vernunftvorgänge, wird die oberste und allgemeinste politische Forderung sein.

Es gibt demnach nichts, was mit so wenig Pathos zu betrachten und zu behandeln wäre wie der Staat. Nur in der (zeitlosen) Revolte des geknechteten Ich gegen Ihn, der es knechtet, zittert das Pathos unsterblicher Freiheit.

Geist ist der Inbegriff aller Bemühungen um Besserung des Loses der Menschheit . . . des physischen wie des metaphysischen.

Urzeugung: Ein Bund entsteht. Er gibt sich Satzungen, kraft deren in ihm, nach menschlicher Voraussicht, das beste Blut die stärkste Macht erhält und behält. Er entwirft ein Aktionsprogramm: Von der Abschaffung der Wehrpflicht und der Entanarchisierung der Welt . . . über den Sturz und gerechten Aufbau der Wirtschaftsordnung, die vernunftgemäße Verfassung, das freiheitliche Strafrecht . . . bis zur Umwälzung der öffentlichen Erziehung und schließlich zu der ganz formalen, doch ganz fundamentalen Forderung der Freiheit des Wortes. Dies ist Geschichte. Ein deutsches Herrenhaus! Niemand hat da ernannt, niemand hat da gewählt: die Befugten traten eines Tages zusammen und sagten: wir sind es!

(Diese Lehrsätze erschöpfen Buch und Bewegung weder in der Tiefe noch in der Breite. Sie können aber als der rocher de bronce des Aktivismus gelten.) R. M.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Das erste Heft . . . . K 3.50 = M 2.20
Die ersten drei Hefte K 10.50 = M 6.50
Die ersten sechs Hefte K 21.— = M 13.—

DIE HEFTE SIND DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DURCH DEN VERLAG ZU BEZIEHEN. DAS ABONNEMENT IST DEM VERLAG BEKANNTZUGEBEN UND DER BETRAG ANZUWEISEN

JEDER MITARBEITER IST SELBST VERANTWORTLICH FÜR SEINE BEITRÄGE. ALLE MANUSKRIPTE ERBETEN AN:

DAIMON-SCHRIFTEN, WIEN
XIX, FELIX MOTTLSTRASSE 12

ADMINISTRATIVE ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN AN DEN VERLAG DER

DAIMON-SCHRIFTEN
BRÜDER SUSCHITZKY
WIEN X, FAVORITENSTR. 57

FERNRUF 59.317 POSTSPARKASSEN-KONTO 168.967

Nicht verlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein Rückporto beiliegt. Übersetzungen möge tunlichst immer das Original beigefügt werden, da sich die Redaktion vorbehält, das Original mit abzudrucken.

Die folgenden Hefte werden Beiträge enthalten von:
MAX ADLER, BÉLA BALÁZS, PAUL BAUDISCH, PETR BEZRUČ, OTOKAR BŘEZINA, MAX BROD, N. BRÜSTIGER, MARTIN BUBER, ALFRED DÖBLIN, EFRAIM FRISCH, RUDOLF FUCHS, EMIL FREIHERR V. GEBSATTEL, IWAN GOLL, GÜTERSLOH, ADOLF V. HATZFELD, KURT HILLER, FRANCIS JAMMES, GEORG KAISER, OTTO KAUS, CHAJAN KELLMER, PAUL KORNFELD, GEORG KULKA, ALFRED LEMM, JAKOB MORENO LEVY, GEORG V. LUKÁCS, HETTA MAYR, ROBERT MÜLLER, MYNONA, GIOVANNI PASCOLI, CHARLES PÉGUY, E. A. RHEINHARDT, FRIEDRICH SCHNACK-RIENECK, ANDRÉ SUARÈS, ANDREAS THOM, JAKOB WASSERMANN, ERNST WEISS, FRANZ WERFEL, ALFRED WOLFENSTEIN

DER ANBRUCH

Heft IX ist erschienen. Es enthält folgende Beiträge:

ERNST FEIGL, Don Juan, Szenen aus einem Drama
JOHANNES URZIDIL, Drei Gedichte
JOSEF BERNHARD, Licht aus dem Osten
E. A. RHEINHARDT, Das Unbedingte
ROBERT MÜLLER, Kino und Bühne
Zeichnungen von ANTON FAISTAUER

Zu beziehen:
Durch die Buchhandlungen oder vom Verlag, Wien, I. Tiefer Graben 36

EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG

Herausgeber: JAKOB MORENO LEVY
VERLAG BRÜDER SUSCHITZKY, WIEN-LEIPZIG

AN DIE VIER MENSCHENALTER
DAS SCHWEIGEN – ICH – DER BERICHT
DAS TESTAMENT DES SCHWEIGENS

Soeben erschienen:

MARTIN BUBER

MEIN WEG ZUM CHASSIDISMUS

Verlag von RÜTTEN & LOENING, Frankfurt am Main

DAS ABENTEUER IM GEISTE

Zwei Erzählungen von E. A. RHEINHARDT

ZWEITE AUFLAGE

VERLAG S. FISCHER, BERLIN

RESURRECTION

CAHIERS LITTÉRAIRES MENSUELS ILLUSTRÉS

RÉDACTION ET ADMINISTRATION:
CL. PANSAERS
CHAUSSÉE DE BRUXELLES, LA HULPE, BELGIQUE

Le Numéro: Frs. 1.50.
Abonnement: 12 Frs.
Etranger: 15 Frs.

DER FRIEDE

DIE EINZIGE GROSSE POLITISCHE
WOCHENSCHRIFT OESTERREICHS

ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG. PREIS DES EINZELHEFTES 80 h.

MAX BROD

DAS GELOBTE LAND, Gedichte

Bei KURT WOLF, Leipzig (In der Reihe „NEUE DICHTUNGEN")
1918

OTTO KAUS

STRINDBERG, eine Kritik

165 Seiten. Bei R. PIPER & Co., München
1918

DER NEUE DAIMON

1919

INHALT:

HEFT 1—2 / JANUAR

CHAJAN/KELMER: Die Wende / MARTIN BUBER: Geschichten vom Berdyczewer / JAKOB MORENO LEVÝ: Die Gottheit als Redner / ERNST BLOCH: Die Erwartung / MYNONA: Ja! / FRIEDRICH SCHNACK-RIENECK: Lebenslied / FRANCIS JAMMES: Notizen BLAISE PASCAL: L'amulette mystique / JAKOB MORENO LEVÝ: An die Leser, zum Aufstand gegen die Autoren, Erklärung an Spartakus / ANDREAS PETŐ: Peter Altenberg

HEFT 3—4 / APRIL

Aus dem ATHARVA-VEDA / Aus dem DIRHATAMA-LIED / OTOKAR BŘEZINA: Bruderscharen / HUGO SONNENSCHEIN: Legende / ALBERT EHRENSTEIN: Der rote Krieger spricht / JULIUS SŁOWACKI: Der Tod des Anhelli / FRANZ WERFEL: An die Lerche / FRITZ LAMPL: Kindheit / LEGENDE DES HEIL. FRANZ VON ASSISI JAKOB MORENO LEVÝ: Die Gottheit als Komödiant / HUGO SONNENSCHEIN: Noch einmal rufe ich Dich an

HEFT 5—7 / JUNI

ERNST WEISS, Tanja, Drama in 3 Akten (6 Bildern)

HEFT 8 / OKTOBER

MÄRCHENHEFT

OTTO STOESSL: Die Geschichte vom Fieber und vom Floh / JAKOB MORENO LEVÝ: Das Königreich der Kinder, Gespräche der Königin Helle, Kleiner Knabe fragt, Sprüche aus dem Buche der Kinder / ALBERT EHRENSTEIN: Kimargouel / FRITZ LAMPL: Zwei Märchen / CARL EHRENSTEIN: Eilige Beschreibung

HEFT 9—10 / NOVEMBER

HERMANN KESSER: ROM UND REVOLUTION

Der Tausendsieger, Erzählung / Revolution der Erlösung, Aufsatz / Aus Kaiserin Messalina Auflösung, Gedicht

HEFT 11—12 / DEZEMBER

WEIHNACHTSHEFT: DIE LEGENDE VOM WELTVERKOMMENEN SONKA

GENOSSENSCHAFTSVERLAG

ALFRED ADLER, ALBERT EHRENSTEIN, FRITZ LAMPL, JAKOB MORENO LEVÝ, HUGO SONNENSCHEIN, FRANZ WERFEL

WIEN PRAG LEIPZIG

CHAJAN KELLMER

DIE WENDE

Besinnt euch und klärt euch, sammelt euch und ordnet euch,
lebet,
Lebet mit Liebe, lebet mit Dank, lebet mit Freude,
wachset,
Wachset innen und außen,
steiget,
Steigeret euch —
Wir sind das Gesetz im Gesetze —
Elohim.

Wir sind das Gesetz im Gesetze, welches lautet: Zweckmäßigkeit.
Klar sein und Verstehen ist unsere Grundbedingung;
Ihr entsteht die Achtung und das Vergeben,
Die Grundbedingungen unseres Vertrags,
Welcher lautet: Freiheit in der Ordnung. — Wir.

Wenn Wir geworden sind, Zweckmäßigkeit ganz und gar,
Dann ist Gottes Gedanke an uns offenbar,
So sind Wir fertig zur Vollendung
Und Vollkommenheit ist fällig geworden —
Dann mag das Weitere geschehn.
Wir sind Sein und Er ist Unser im Leben,
Wir sind Er und Er ist Wir in der Ewigkeit.

Gesinnt sein und gestimmt sein,
Gewillt sein und erfüllt sein,
Schwingen und Klingen,
Das Herz in den Händen,
Das Haupt nach allen Wenden,
Die Flügel bereit — reif sein für die Ewigkeit.
Wir wissen uns eins mit der Ewigkeit.

Du gibst und lächelst Vatergüte, ewiger Gott,
Geschwellt im Danke streckt das Herz die Hand
Und du, unsichtbar, legst noch Gabe hinein —
Du gibst und lächelst — Vatergüte — ewiger Gott!

MARTIN BUBER

GESCHICHTEN VOM BERDYCZEWER

(RABBI LEVI JIZCHAK VON BERDYCZEW, GEST. 1810)

SEIN ZUNAME

Der Zuname Rabbi Levi Jizchaks war „Barmherzig", und mit diesem Namen, der aber nicht der seines Vaters gewesen

war, bezeichneten ihn die Bücher der Behörden. Das war so gekommen: Ein königlicher Erlaß hatte befohlen, daß jedermann seinem Namen einen Zunamen beifüge, und da die Juden zögerten, ging der Büttel in Berdyczew von Haus zu Haus, um die Eintragung zu erzwingen. Als er Rabbi Levi Jizchaks Schwelle betrat und seine Frage hersagte, sah ihm der Zaddik als einem Menschen ins Angesicht und sprach ihn über die Frage hinweg also an: „Hefte dich an Gottes Eigenschaft. Wie er barmherzig ist, so sei du barmherzig." Aber der Büttel zog das Verzeichnis hervor und trug ein: Vorname Levi Jizchak, Zuname Barmherzig.

DAS STAMMELN

Rabbi Levi Jizchak kam einst in eine Herberge, wo viele Kaufleute eingekehrt waren, die zu einem Markt fuhren. Der Ort war fern von Berdyczew, so kannte niemand den Zaddik. Am frühen Morgen wollten die Gäste beten; da sich aber im ganzen Haus nur ein einziges Paar Tefillin*) fand, zog einer nach dem andern sie an, sprach in Eile das Gebet und reichte sie dem nächsten. Als alle fertig waren, rief der Rabbi zwei junge Leute zu sich heran; er wolle sie etwas fragen. Sie traten näher, er sah ihnen ernsthaft ins Angesicht und sagte: „Ma—ma—ma, wa—wa—wa." „Was wollt Ihr?" riefen die Jünglinge, erhielten aber nichts zur Antwort als die gleichen wirren Laute. Da hielten sie ihn für einen Narren. Nun aber redete er sie an: „Wie, versteht Ihr die Sprache nicht, und habt doch soeben zu Gott dem Herrn in ihr gesprochen?!"

Einen Augenblick schwiegen die jungen Leute bestürzt, dann aber sagte der eine: „Habt Ihr nicht ein Kind in der Wiege liegen sehen, das die Stimme noch nicht zu gliedern vermag? Habt Ihr nicht gehört, wie es allerlei Geräusch mit seinem Munde macht: Ma—ma—ma, wa—wa—wa? Alle Weisen und Gelehrten können es nicht verstehen. Wenn aber seine Mutter hinzukommt, weiß sie sogleich, was die Laute meinen."

Als der Berdyczewer diese Antwort vernahm, begann er zu tanzen vor Freude. Und wenn er sich in den folgenden Jahren an den „erhabenen Tagen" mit Gott mitten im Gebet nach seiner Art unterredete, pflegte er ihm diese Antwort zu erzählen.

GOTTES TEFILLIN

Der Berdyczewer sprach einmal mitten im Gebet zu Gott: „Herr der Welt, du mußt Israel seine Sünden vergeben. Tust du es, so ist es gut. Tust du es aber nicht, so will ich aller Welt sagen, daß du in entweihten Tefillin gehst. Denn wie heißt der Spruch, der in deine Tefillin eingeschlossen ist? Es ist der Spruch Davids, deines Gesalbten: Wer ist wie dein Volk Israel, ein einzig Volk auf Erden? Vergibst du aber Israel seine Sünden nicht, dann ist es ein einziges Volk nicht mehr, unwahr

*) Gebetriemen.

ist das Wort, das deine Tefillin tragen, ungültig sind deine Tefillin geworden!"

Ein andermal sagte er: „Herr der Welt, Israel sind die Tefillin deines Hauptes. Wenn einem schlichten Juden die Tefillin zu Boden fallen, hebt er sie sorglich auf und säubert sie und küßt sie. Gott, deine Tefillin sind zu Boden gefallen!"

DIE WEINENDE FRAU

Der Berdyczewer erzählt:

Einmal, kurz vor Rosch Haschana, ist zu mir eine Frau gekommen, die weinte und weinte. Frag ich sie: „Warum weinst du? Warum weinst du?" Antwortet mir die Frau: „Wie soll ich nicht weinen? Der Kopf tut mir weh!" Sag ich zu ihr: „Wein nicht! Wein nicht! Wenn du weinst, wird dir der Kopf noch mehr weh tun." Anwortet sie: „Wie soll ich nicht weinen? Wie soll ich nicht weinen? Ich habe einen einzigen Sohn, und da kommt der heilige und furchtbare Tag, und ich weiß nicht, wird mein Sohn bestehen vor Gottes Gericht?" Sag ich zu ihr: „Wein nicht! Wein nicht! Er wird gewiß bestehen vor Gottes Gericht! Denn sieh, es steht geschrieben: ‚Ist mir Ephraim doch ein Lieblingssohn, ein Kind der Freude! Dieweil ich von ihm rede, gedenke ich sein noch. So erregt sich mein Inneres ihm zu — erbarmen, erbarmen will ich mich sein, spricht der Herr.'"

Diese Begebenheit erzählte der Berdyczewer mit einer wundersamen Melodie, und mit dieser selben Melodie wird sie heute noch von Chassidim berichtet.

ICH HABE VERGEBEN

Als Rabbi Levi Jizchak einst in der hohen Glut des Versöhnungsgebetes an die Worte kam: „Und Gott sprach: Ich habe vergeben," brach er ab und rief: „Herr der Welt, wir haben nicht mehr die Kraft zu sagen: Und Gott sprach — Herr der Welt, sag du selber, du selber sag: Ich habe vergeben!"

JAKOB MORENO LEVY

EINLADUNG ZU EINER BEGEGNUNG
DIE GOTTHEIT ALS REDNER

Es reden:
Der Redner.
Der Zuhörer, Bruder Martin.
Ich.
Ort: Hörsaal.

Der Redner blättert in einer Schrift.
Bruder Martin geht auf ihn zu.

Bruder Martin: Ich sehe: du bist der Redner. O habe Mitleid und antworte einem Armen!

Der Redner: Du kommst eine halbe Stunde zu früh und hundert Meter zu nah.

Bruder Martin: Ich leide täglich am Schicksal, Ohren zu haben. Begreife meine verzwickte Lage! Irgendwo ein Plakat beschwor mich herzugehen. Ehedem von Gottes Gnaden, nun bin ich von deinen. Mein Blick auf ein Plakat: so wurdest du mein Schicksal. O unmännliches Schauspiel: ein Mensch schenkt seine Ohren her! Sieh die Armut deines Bruders und beantworte seine einzige Frage.

Der Redner: Ich führe kein Gespräch. Deine Ohren habe ich bloß gerufen. Warum aber tust du den Mund auf und gehst her mit deinen Augen, deiner Nase, deinen Händen — und trittst mir überhaupt so widerwärtig nahe?

Bruder Martin: Du hast mich selbst gerufen: nun sag dem Echo Antwort! Wer gab dir das Recht, Plakate hinzukleben, wo die Menge geht und solchen Strick zu drehn dem Kind der Straße?

Der Redner: Wer trug dir auf, in meine Ordnung einzubrechen?

Bruder Martin: Du bist es. Ich bin ein Zuhörer und ein Zuhörer hat kein Selbst. Ich suche in deiner Stimme mit der ganzen Einbildungskraft meiner Ohren: den Sinn deiner Einladung. Du hast die Verantwortung.

Die ersten Zuhörer kommen durch die Mitte in den Saal.

Der Redner: Ich bin verantwortlich — für den Inhalt meiner Rede, aber sonst für nichts und niemand.

Bruder Martin: Du bist aber nicht mehr bloß du, sondern ein Redner. Zu dessen Wesen gehört nicht nur, eine Rede bereit zu haben, sondern auch, sie anderen lehren zu sollen. Nun aber wachse in dein Gewissen meine häßlichste Frage! Hat dir Gott das Amt gegeben und gesagt: ‚Höre, Andreas, nimm deine Rede und gehe mit ihr in drei Monaten um die und die Stunde, in die und die Gasse, in das Haus, das ich dir zeigen will und lehre sie dort den Leuten, die auf dich warten. In der Zwischenzeit lasse möglichst viel Lärm schlagen, damit viele von deinem Plan erfahren!‘

Der Redner: Solche Befehle wird Gott nur einem närrischen aber keinem klugen Mann geben!

Bruder Martin: So jemand Verantwortung zu haben beschwört, muß er zugleich eine Autorität haben und nennen;

wenn ihm jedoch diese fehlt, so muß er sich bescheiden zuzugeben, daß er auch keine Verantwortung übernommen hat. Es hat trotzdem zu allen Zeiten Erlebnishamsterer gegeben, die schnurstracks die Verantwortung irgend einer Obrigkeit gegenüber auf sich luden, ob ihnen gleich auch jedes Verhältnis zu dieser gemangelt hat, und zu allen Zeiten wird es die Bestimmung des Vollgegenwärtigen sein, das verworrene Lehrer- und Prophetentum aufzuzeigen und zu richten.
Wenn ein reicher Wohltäter die Geldschuld einem Armen abnimmt, so ist das edel und kann schnurstracks geschehen, denn um diesen vor Verfolgung zu schützen, genügt es, Geld zu haben. Wenn aber ein Staatsmann die Verantwortung übernimmt, sein Volk glücklich zu machen, so ist es nicht nur Geld oder Macht, die ihm nottun, sondern eine übermenschliche Autorität, die ihm, verantwortlich zu sein und glücklich machen zu können, gestattet.
Wenn jemand ein Dichter ist, der seinen Lesern das Bild des künftigen Heilands weissagt, so genügt es nicht, daß er geistreich ist, sondern er muß eine Autorität haben und nennen, die ihn die Verantwortung übernehmen heißt, von einem Ding zu sagen, das er nie gesehen hat.
Wenn jemand nun ein Redner ist, der nicht irgendwo und -wann spricht, wenn gerade der Geist Gottes über ihn kommt, sondern seinen Hörern eine bestimmte Stunde und einen besonderen Ort der Begegnung verkündet, so muß er eine Obrigkeit haben und nennen, die ihm im voraus sagt, wann und wo der Geist Gottes über ihn kommen wird; denn das ist des Redners höchster Widersinn, etwas allen Ernstes reden zu wollen, nachdem er den entscheidenden Augenblick versäumt hat.
Und zwar ist der Vorgang nicht derart, daß einer plötzlich die Verantwortung hat und darauf erst allmählich die Autorität dazubekommt, vielmehr muß einer vor allem diese haben, die ihn darauf mit Verantwortung ihr gegenüber begabt.

Der Redner: Ich bin aber mir selbst verantwortlich.

Bruder Martin: Dann müßtest du dich selbst den Gott nennen, vor dem du verantwortlich bist. Du wärest sonach in keinem dialektischen Gegensatz zu deiner

Obrigkeit, sondern mit ihr zusammenfallend. Durch den Mangel eines Hörigen verliert aber auch die Verantwortung den Sinn und der Begriff der Selbstverantwortung deckt sich als ein dialektischer Schein auf. Darum kann einer erklären: ich erkenne eine Autorität an oder ich bin selbst Autorität; wer diese selbst ist, ist sie stets für andere, denn das Selbst kann dem eigenen Selbst keine Autorität sein, weil die Differenz zwischen beiden gleich Null ist. Außer Gott vermag daher keiner, Autorität und Höriger zugleich zu sein. Gott allein heißt: selbstverantwortlich.

Der Redner: Aber einer kann einfach da sein, eine simple Existenz. Er wird nichts von anderen fordern, weil er ohne Obrigkeit ist und für nichts sich einsetzen, weil er ohne Zweck lebt; eine Ansicht wird ihm ebenso gleichgültig sein wie die andere und der Unterschied zwischen wichtig und unwichtig in seiner geistigen Zeit nicht aufgehen.

Bruder Martin: Richtig — genau so lange als die Verantwortung fehlt. Ist diese aber da, so muß sie zwischen den Handlungen funktionieren; sie muß: in der Zeit zwischen dem Wort eines Autors und dessen Veröffentlichung, in der Zeit zwischen der Rede eines Redners und ihrem Vortrag, in der Zeit zwischen dem Erlaß eines Gesetzes und seiner Anwendung durch den Richter, in der Zeit zwischen einem Leben der Nächstenliebe und der Ablehnung des Fahneneides. Die eigentliche Barschaft eines Propheten ist sein Bestand an existentieller Verantwortung.

Der Redner: Gewiß hat jeder von uns die Verantwortung, aber er besitzt sie ein für allemal und wird nicht von ihr gehabt.

Bruder Martin: Im Handumdrehen wandelst du die Verantwortung in eine These. Nicht ein für allemal, sondern im Einzelfall ist einer gut oder böse, so wie du jetzt der konkrete Fall meiner Angst bist, ob die Verantwortung mit dir ist; denn der wesentliche Einzelfall ist der eigene Fall und über alle Mittel steht das Selbstmittel.

Der Redner: Der Verantwortliche wird immer knapp vor dem Entschlusse zusammenklappen, da sein überbesetztes Gewissen stets neue Hindernisse entdecken wird, indes aber — kann ein Bettler vor Hunger sterben.

Bruder Martin: Ohne die Verantwortung, die in und zwischen den Zuständen einer Seele funktioniert, bestände der Geist aus zusammenhanglosen Stücken. Die Verantwortung erst schafft die Einheit zwischen den Zuständen, Worten, Taten, Zielen; sie konstituiert erst den Geist, verwirklicht erst — das Ich.

Der Prophet geht keinen Schritt ohne Gott. Darum bist du kein Organ des Schöpfers und ich erkläre gleich: wenn deine Rede auch die allervollkommenste an Gehalt und Schönheit sein wird — sie ist schon eitel und Geschwätz, bevor du sie gehalten hast und ich sie gehört habe. Und wärest du nicht du, sondern der Erzengel und nicht mehr der Erzengel, sondern Gott, der Allerheiligste selber, dein Wort ist von vornherein zu nichts nütze — einfach, weil es vor meinem Königstraum nicht mehr bestehen kann.

Der Redner: Ich höre.

Bruder Martin: Vor meinem Königstraum von der vollkommenen Begegnung mit dem König! Ich war ein Kind und bekam im Schlaf den Glauben, daß mir Gott einmal begegnen werde. Er wird sich nicht anmelden: durch kein Buch, durch kein Plakat, durch keine Kirche, durch keinen Menschen; nein, er wird eines Tages da sein und ich werde mich ergeben müssen. Und er wird nicht bloß durch meine Seele gehen — was wäre ein Gott, der nur von innen stieße! — sondern wird über die Straße gehen, wirklich, draußen sein, dort. Das Pathos der Nähe ist das Pathos Gottes.

Der Redner: Ich bin doch auch da.

Bruder Martin: Aber zuerst war das Plakat da; und auch jetzt ist deine Rede nicht da. Ich muß noch eine halbe Stunde warten. Welchen Sinn hat dieses Warten?

Der Redner: Die Nähe hat Bedeutung für das gemeine Leben, aber je erhabener ein Gegenstand, desto eher braucht er Distanz, physisch und metaphysisch. Diese ist auch für die Figur der Rede gerade zweckmäßig; denn die Rede eines Redners ist weder ein Dialog noch ein Monolog, sondern ein Mittelding zwischen beiden: sie nimmt in einer gewissen Entfernung von einem sprechenden einen hörenden Geist an, der aus seiner stummen Haltung nicht heraustreten darf.

Bruder Martin: Einen sprechenden Geist, aber viele hörende Geister! Ich schließe daher, daß du die Anzahl dem Einzigen vorziehst. Sind dir aber meine Ohren genug, so halte deine Rede gleich.

Der Redner: Du siehst dich immer als Einzelnen vor Gott und vergißt, daß auch die Gemeinde in Gott lebt und von ihm gesegnet wird. Wie ich, der Reihe nach, erst das Erlebnis hatte und es dann langsam zu Gedanken ausreifen sah, diese in der Stille in wohlgefügte Sätze verwandelte, um sie als fertiges Wortgerüst meinen Hörern vorzulegen, ebenso wollte ich meine Eingebungen an einem feierlichen Ort der Gemeinde anvertrauen. Es bewiese einen Mangel an Verantwortungsgefühl, die Gestaltung einer Idee den Überraschungen des Augenblicks und ihre Mitteilung den Zufällen der Begegnung auszusetzen.

Bruder Martin: Die Uhr deines Lebens geht nach einer prästabilierten Harmonie. Du nimmst Anlauf, mit deiner Rede der Welt zu dienen, aber gerade den Augenblick überläßt du — dem Schöpfer. Du trachtest nach der Vollkommenheit der Wirkung, aber für die Vollkommenheit deines Lebens soll Gott sorgen. O Redner, Redner!

Der Redner: Ich glaube eben nicht, daß ich dir näher komme, wenn ich dir näher rücke, daß dir mein Wort hilft, wenn ich es im Augenblick gleich einem Heiden ausplappere, jedoch sinnlos wird, wenn ich die Stunde meiner Offenbarung wähle, daß ich in der Zweiheit mit dir vollkommener bin als in der Menge; ich glaube vielmehr, daß Raum, Zeit, Zahl Funktionen meines souveränen Willens sind, die Welt mit meinem Geiste zu durchsetzen. Gehe mir also aus dem Wege und nörgle an der Rede, nachdem ich sie gehalten habe; bis dahin aber schweige.

Bruder Martin: Hat je ein Redner einen demütigeren Zuhörer gehabt? Habe ich je anderes gewollt als deine Vollkommenheit, und hat mich je anderes empört, als daß du dich in der Vollkommenheit deiner Rede beruhigst? O wäre ich ein Redner! Ich würde nicht später nachplappern, was mir früher einmal eingefallen ist, sondern mit meinen Reden stets nackt einhergehen, oder lieber gar nichts, kein Redner sein und im Schweigen vor Neid ersticken; es sei denn, daß ich ganz im geheimen die Vollkommenheit hätte, dann wollte ich mich nicht rühren von Gottes Füßen, wenn ich die

Vollkommenheit hätte, und nichts wäre Sünde, wenn ich die Vollkommenheit hätte, dann würde ich den Toren vom Morgen bis zum Abend in den Ohren liegen: Hier bin ich und lehre das Primat Gottes vor jedem Sein und Dasein.

Ich trat eben in den Saal ein; da kamen Andreas und Martin auf mich zu und befragten mich um meine Ansicht.

Ich: Ihr, Andreas und Martin, wollt meine Ansicht über das göttliche Verhalten eines Redners zu seinem Hörer kennen? Ich habe keine: nur Gott könnte eine haben.

Der Redner: Warum du keine haben darfst, macht mich neugierig.

Ich: Mein Leben ist der einzige Titel, unter dem ich rede. Oder besser: Ich verstehe bloß etwas von meinem Verhalten als Redner; das ist ebensowohl mehr als eine Ansicht wie weniger als göttlich: ein Bericht.

Der Redner: Und du, hast du selber schon eine Rede gehalten?

Ich: Das eben ist die Schwierigkeit; streng genommen, noch nie. Ich habe zwar oft, sehr oft Anlauf dazu genommen — ich kam aber immer wieder davon ab; manchmal gleich anfangs, das andere Mal mitten auf dem Wege, einmal knapp vor dem Ziel. Aber, da fällt mir ein, du bist ja auch noch erst auf dem Wege, deine Rede zu halten!?

Der Redner: Wie du siehst.

Ich: So könnten wir uns über den Weg unterhalten und vielleicht einig werden?

Der Redner: Auch über den göttlichen, meinst du?

Ich: Ein mundaner Gott und in deiner Lage würde wohl das richtige Verhalten funktionieren, aber, wie ich vermute, es ebensowohl als Ansicht verschweigen. Das ist ein Ärgernis; nicht etwa, weil er diese nicht wirklich hätte, sondern einfach, weil sie uns nur von Nutzen sein könnte, wenn wir ganz bestimmt wüßten, daß sie die göttliche ist. Er müßte uns daher ausdrücklich zuvor erklärt haben, daß er Gott ist und nachher seine Ansicht nennen; während ich vermute, daß er gerade solchermaßen nicht handeln dürfte, sondern wie im Himmel auch auf Erden Vornehmeres zu tun hätte, als darüber zu schwätzen, wer er ohnedies ist. Die Himmlischen sind anonym; die Visitenkarte ist eine Einrichtung der Hölle. Darum könnte er seine Ansicht nicht offenkundig als die Gottes bezeichnen, es vorziehen, ohne die voll-

kommene Meinung zu scheinen, vielmehr immerfort und in allen Lagen das richtige Verhalten eines Redners zu funktionieren.

Der Redner: Gott, der unendlich Liebende, gibt mir eine Rede. Vortrefflich — aber keine einfältige Bestimmung, was ich mit ihr beginnen soll! Oder er sagt mir, was ich tun soll, aber nicht, daß es Gott so will. Wahrhaftig, heiliger wäre einer, ob er auch mit den Huren leben, schwätzen und saufen täte, der uns aber mit der Verkündigung zerschlagen und aufrichten würde: Ich bin Gott und ich befehle d a s.

Ich: O du hast keine Einbildungskraft, Andreas; willst die Autorität unmittelbar und fertig, damit du Ruh hast.

Du wirst dich erst in die vollkommene Gebärde des zu dir herabgestiegenen leibeigenen Gottes gewissermaßen verlieben müssen (das dauert eine Weile und die Autorität, die du suchst, hast du noch lange nicht), du wirst aus der Menge der vielen möglichen Wege eines Redners zu seinem Hörer durch die ständige Berührung mit dem Gotteskinde dessen Weg als den einzig befugten erkennen (das dauert auch eine Weile und die Autorität, die du suchst, hast du noch lange nicht), endlich wirst du diesen auserwählen, das heißt, du wirst ihn dir Zug um Zug in Geist und Leib einbilden müssen und deine ganze Einbildungskraft wird Gottes Wohnung geworden sein, dann kann es geschehen . . .,

Der Redner: . . . daß er sich mir zu erkennen gibt?

Ich: Im Gegenteil: Gott wird s i c h in seinem Ebenbild erkennen und zulernen. An solchen Tagen, heißt es, wird im Himmel ein neuer Engel geboren.

Der Redner: Auf diese Art wird Gottes Sohn gewissermaßen mein Schüler! Ich, der ich seinen Unterricht suche, soll ihn noch lehren? Das ist paradox. Wozu ist er dann auf die Welt gekommen?

Es sei denn: ich tue genau, was du sagst und werde sein Lehrer. Ja: ich bete meinen Schüler an. Komme ich i h m dadurch irgendwie näher? Der Abstand wird nicht kleiner!

Ich: Er wird größer — nach dem Satze von der göttlichen Differenz; denn nachdem du ihm, erst durch das geschriebene Wort (wenn er etwa zuvor Autor gewesen ist), dann durch die Begegnung (zu der er dich eingeladen hat), endlich durch Erkennen und Selbstlieben, näher

und näher gekommen zu sein vermeinst, schlägt dein Gewissen in deine an Gott gekettete Einbildungskraft ein und macht sie unendlich — und im Nu wird durch ihre verwandelnde Macht der dir allzunahe Gott zum Sternbild oben und du erschauerst vor dem — eben noch dein Schüler gewesenem — ewigen Gott in den Wolken. Denn das ist des Gottmenschen tiefster Widerspruch, daß er der Allerfernste werden muß durch das Allernächste.

Der Redner: Mit alledem ist mir in meiner Lage, wie ich meine Rede auf meine Zuhörer übertragen soll, nicht geholfen!

Ich: Helfen wir vielmehr dem schweigsamen Gott, sich in uns zu erkennen und geben wir ihm zu, daß es, über alle Dinge Ansichten zu haben, Sache der Autoren ist. Da wir aber Narren sind, haben wir bloß unser Leben, und das wenige, was wir erzählen dürfen, ist eine Geschichte darüber. Ein Zugeständnis müßte uns aber selbst der mundane Gott machen, daß auch er, hätte er den Entschluß gefaßt, vor anderen eine Rede zu halten, mit einem Male ein Redner geworden ist, der ebensosehr wie irgend einer, obwohl er sicher kein Maß ist und nicht gemessen werden kann, dadurch schon der in allen Fällen gleichen Dialektik des Redners verfallen wäre.
Also, Andreas, gestehe uns, wie du ein Redner wurdest, was dich bestimmt hat, eine Rede zu dichten und auf welchem Wege du hierher gekommen bist. Ich bin dann bereit, wenn es dir genügt, zu berichten, wie es mir dann und wann in der gleichen Lage ergangen ist. Bevor wir aber die Unterredung beginnen, schlage ich vor, machen wir eine strenge Scheidung zwischen allen jenen Taten, die im Zeitraume bis zum Augenblicke, als du die Idee faßtest, die Rede zu halten, und allen, die nachher geschehen sind; denn wie mich dünkt, ist dieser Augenblick dein entscheidendes Stadium gewesen und der Schlüssel zu unserer gemeinsamen Weisheit.

Der Redner: Willst du den Inhalt meiner Rede erfahren? Das ist unnötig; du wirst sie, wie die anderen Zuhörer, ohnehin in einer halben Stunde hören.

Ich: Recht so, die Rede selbst ist hier belanglos. Sage uns vielmehr: was hat deine Rede die ganze Zeit getan, seit dem Zeitpunkt, da du sie fertig

hattest, bis zum Augenblick des Entschlusses, sie der Welt zu verkünden?

Der Redner: Getan — hat sie eigentlich nichts; sie war einfach da und schien einigemal auf mich wirken zu wollen, — bis sie eines Tages eine andere Richtung bekam.

Ich: Was für eine Richtung?

Der Redner: Von mir weg — auf die Menschen.

Ich: Hat dich nicht Gott verantwortlich gemacht und dir damals zugeflüstert: Laß ab, laß ab Andreas davon, anderen eine Rede zu halten, bevor sie dir nicht selbst ein für allemal geholfen hat?

Der Redner: Nichts habe ich gemerkt.

Ich: O du bist ein Dichter, Andreas, sonst hättest du ein inneres Wanken verspürt. Solange die Worte über dich kamen, da warst du im Geist und du bliebst jeder Dialektik schlechthin unnahbar. Tatsächlich hattest du zwar eines Tages die Rede fertig. Aber jener worthingegebene Zustand hätte länger dauern, ja ewig fortbestehen können: die Rede immer knapp vor dem Schlusse stehend, ohne je ihren letzten Teil wirklich zu finden. Oder du hättest zwar eines Tages die Rede beendet und selbige, sie vielleicht unaufhörlich bis an das Ende der Tage wiederholend, wie einen Doppelgänger in deinem Schweigen verborgen gehalten; du wärest auch auf diesem Wege nie in eine Dialektik gestürzt, sondern dein ganzes verborgenes Leben wäre die verschwiegene Geschichte deiner Rede geblieben. Freilich stelle ich mir vor, du wärest in jener Zeit viele Male ganz, ganz nahe an dem Augenblick gewesen, wo du dir innerlich sagtest: ‚Ich werde morgen oder übermorgen oder in fünfzig Jahren mit meiner geheimen Rede losplatzen!' Solange du diesem Moment nur näher rücktest, war nichts geschehen und deine Wahrheit noch immer außer Gefahr; aber als der Augenblick kam, wo du dir ganz, ganz bestimmt sagtest: ‚Höre, Andreas, du wirst die Rede morgen oder übermorgen oder in fünfzig Jahren unbedingt halten, koste es, was es wolle', da war es um dich geschehen, um deine Freiheit und Schuldlosigkeit, da hatte dich die Dialektik gepackt und — du wirst sie nie, nie mehr los werden. Im selben Augenblicke hattest du beliebig viele, ja alle Menschen in deine anonymen Zuhörer verwandelt.

Der Redner: Damals hätte ich vielleicht noch alles zurückziehen können; aber eine Weile darauf machte ich aus meinem geheimen ein offenkundiges Ziel, und ich begann vor aller Welt das, was ich heute zu Ende führe.

Ich: Dein Geist trat in die Sozietät und damit brach der reziproke Streit aus, dadurch allein, daß du dich in den Raum gestürzt hast. Du gabst deiner Rede einen bestimmten Titel und man durfte ihn auf Plakate drucken. Warum diese Unruhe? Bis vorher warst du ein Geist, dein Werk war eine Wortschöpfung, deine Zeit frei, dein Raum erhaben; nach jenem Augenblick warst du kein Geist mehr sondern ein praktischer Mensch, der auf ein Ziel losgeht, dein Werk war keine Schöpfung mehr sondern eine Ware geworden, die den Titel als Marke hat, die von jedermann gekauft werden kann, eine Fertigware, deine Zeit war nicht mehr frei sondern bestellt und dein Raum nicht mehr erhaben sondern durch die Geltung eines bestimmten Ortes klein gemacht. Deine Zuhörer haben die Freiheit ihres Leibes verloren und du die deines Wortes. (Obwohl bisher eigentlich noch nichts geschehen ist: die Rede ist noch immer dein ganzes Geheimnis und dieser dialektische Knäuel könnte durch das Scheidewasser deiner Wahrheit gelöst werden!) Du begannst endlich auf den wichtigen Tag zu warten, zu warten. Warum der Handel? Aus Langeweile, Liebhaberei, Eitelkeit, Habsucht, Neugierde, Neid, Verzweiflung — oder aus einem Gemenge von allem? Ist nicht vielmehr, gestehe mein Lieber, in jenen Augenblicken der Geist Gottes über dich gekommen und hat er nicht gestammelt: ‚Laß ab, laß ab Andreas davon, das Opfer deiner Rede deinen Brüdern auf so buckligen Wegen entgegenzubringen, denn das Vollkommene ruht vor der Tür.'

Der Redner: Nichts habe ich gemerkt. Aber was geschehen ist (ich nehme keinen Schritt zurück), geschah: kraft der Liebe. Ja: meine Liebe treibt meine Rede den Menschen zu.

Ich: Wie ich sehe, sind drei Situationen möglich für den Helden, der eine Rede fertig hat, die er anderen verraten könnte.
Erstens: er hat kein Motiv, diese mitzuteilen.

Er wird die Rede in der Stille haben ohne Lärm, ohne Zuschauer und über unsere Sucht nach Schuld und Opfer leise lächeln; er wird seine Wahrheit behüten wie einen Doppelgänger, und auch der Tod wird sie nicht voneinander lösen.
Die Situation des Heiligen.
Zweitens: Er hat ein Motiv dagegen.
Der Mann hat kein Motiv, aus dem Schweigen herauszutreten, sondern Grund, erst recht im Schweigen zu verharren. Ich kannte einen solchen. Das war die Weise eines heimlichen Sonderlings, dessen gesamtes Leben ein ängstliches Verbergen seiner inneren Habseligkeiten war.

Der Redner: Der verkehrte Egoist.

Ich: Nichts Außerordentliches für ihn. Er wollte nicht erkannt sein und anonym sterben. In seiner Verlassenheit aber verehrte er eine höchste und feinste Vollkommenheit. Wer ein Motiv hat, der läuft, läuft mit gieriger Geschwindigkeit aus dem Schweigen in die Begegnungen und hat den Wunsch, seine ganze Heimlichkeit hinzugeben. Unser Narr hingegen genoß sein größtes und heimlichstes Glück, wenn er am weitesten von einer Verständigung abgewichen war und darum übte er seine Gesten und seine Einbildungskraft darin, die Entfernung von den Dingen unendlich zu vergrößern. Hierin ist auch der eigentliche Grund seines Glaubens an Gott zu suchen: der sich in so vollkommener Art jeden Zutritt fernzuhalten weiß. Darum log er; nicht aus Wollust, sondern um frei zu bleiben. Und wie die Lüge die Lust seiner Wahrheit war, so verehrte er über alles ihr feinstes Werkzeug: die Sprache. Und zwar gehörte es zu seinen heimlichsten Überzeugungen, daß die Sprache erfunden worden ist, um vollendet lügen zu können.
Am liebsten promenierte er in der Dunkelheit. Ein blinder Diener folgte ihm stets. Am sichersten empfand er sich in der Nähe von eitlen Schwätzern, weil diese nur von sich redeten und ihn übersahen. In seinen Gemächern duldete er keinen Spiegel und das Symbol, das er am niedrigsten wertete, war: das Wasser. Eines Tages wird er unter fremdem Namen sterben.
Die Situation des Narren.

Der Redner: Ich bin jedoch ein Liebender und meine Geschichte ist genau die gegensätzliche von dieser. Dein Narr wollte sich nicht hingeben, um stets voll

von sich zu bleiben; ich aber will mich ganz, ganz leeren, um die anderen zu erfüllen. Ich bin ein Liebender und — darum werde ich meine Rede halten.

Ich: Schön; damit bekennst du, mit dem Helden der dritten Situation verwandt zu sein: dieser hat ein Motiv, seine Wahrheit zu äußern. Niedere Ursachen der Mitteilung und wohl die häufigsten sind die Triebe der Langeweile, der Eitelkeit, des Geschlechtes und der Habsucht oder eine beliebige Mischung von ihnen. Im Reiche des Geltenden kenne ich nur zwei befugte Organe der Aussage: die Liebe und das Amt.

Wer ein Amt hat, sieht mit den Augen und hört mit den Ohren Gottes und dessen Mund redet durch ihn. Nur dieser hat wirklich die Verantwortung; die Erlebnishamsterer sollen aber dieses Wort nicht plappern, es wird sie würgen.

Ein Amt hast du nicht empfangen, Andreas, das sagst du freimütig?

Der Redner: Meine ganz genaue Antwort: Ich lehre aus Liebe.

Ich: Dadurch ist deine Bestimmung die Aufgabe desjenigen geworden, der ein Liebender werden wollte.

Der Redner: Ohne Zweifel.

Ich: Die Schuldfrage des Redners hat sich aber damit flugs geändert. Sie lautet nicht mehr: wie werde ich ein vollkommener Redner, sondern wie werde ich ein vollkommener Liebender?

Der Redner: Ebenso wahr.

Ich: Was hat nun deine Rede, von deinem Liebesfeuer angefacht, die ganze Zeit getan?

Der Redner: Nichts. Sie hat gewartet. Bis auf den heutigen Tag.

Ich: Sage, Andreas, habt ihr Knechte im Hause?

Der Redner: Etliche.

Ich: Hast du noch Mutter und Vater?

Der Redner: Freilich. Sie wohnen bei mir.

Ich: Hast du Kinder, Anverwandte, Bekannte, Freunde — nicht wahr? — O, sei nicht böse! Gewiß hast du sie, du hast sie alle und sie wohnen mit dir in einem Hause oder zumindest sehr nahe. Hat sich deine Rede von dem Augenblicke an, da du entschlossen warst, sie in die Welt hineinzureden,

nicht gerührt, hat sie nicht aufgestöhnt aus Liebe, aus Liebe, wenn dich das trostlose Auge deines Bedienten traf oder das sehnsüchtige Gesicht deiner Schwester? Hast du schon Vater und Mutter erlöst, deine Allernächsten bis auf den gemeinsten Bettelmann, der an der Schwelle deines Hauses einsank? Nein, nein, ich lese aus deinen Blicken, du hast nichts getan (oder nur Annäherndes) oder zumindest nicht mit dem vollen Ernst eingesetzt (o, Andreas, und das Vollkommene ruhte so nahe!).

Sag, gab dir die Liebe gar kein Zeichen?

Der Redner: Ich habe nichts gemerkt, sondern stets gedacht: verschweigen bis zum angesetzten Augenblick ist besser; denn ich habe seit je erfahren, daß die Kraft einer Wahrheit wächst mit der Dauer ihres Verschwiegenwerdens.

Ich: O du bist ein verstörter Apostel, Andreas! Dazu ist ein Amt und ein Auftrag und die Verantwortung nötig: zum Verschweigen. Gestehe, ist nicht der Gott der Liebe über dich gekommen, als du die vielen Tage leer an deinen Nächsten vorüberzogst, hat er dir nicht ins Ohr gebetet: Höre, höre Andreas, worauf wartest du noch mit der Liebe, die ich dir gab; denn das Vollkommene ruht so nah!

Der Redner: Ich habe nichts gemerkt.

Ich: Noch hast du die Rede nicht gehalten, noch ist nicht alles verloren, noch kann dir die Liebe beistehen! Heute, vor einer Stunde, hast du dein Haus verlassen und den Weg hierher genommen. Als du auf die Straße tratst, machte der Hauswart seinen Bückling, nahe der zweiten Eckbiegung kauerte ein büßendes Kindergesicht und bot Schuhriemen feil, links schob ein lahmer Gaul seinen Karren, rechts griff deine Hand in die eines Freundes. Du gingst aber weiter. Oder tat deine Rede etwas?

Der Redner: Mir fiel nichts ein.

Ich: Sprang kein Götterbote aus irgend einer der Kirchen vor, die auf dem Wege zu diesem Saale wie Finger Gottes drohen, beschwörend: lauf nicht, lauf nicht, Andreas; dieser Augenblick und seine Vollkommenheit mögen dir beistehen! Gingst du nicht ganz im Gleichnis des Mannes, der die Liebe lehren wollte? Der Mann hatte die Liebe, zweifelsohne, so wie einer das Weib seines Herzens hat, noch näher, wie einer seine Sünden

hat und nicht los wird; und er hatte die Liebe lange, sehr lange, aber und zwar, bis er sich eines Tages davon überzeugen wollte, ob er sie wirklich habe. Wird er, um seine Liebe auf die Probe zu stellen, die Leute in eine ferne Gegend bestellt haben? (O, die Liebe dieses Mannes liebte die Schnelligkeit!) Wird er in seiner Herzensnot noch Zeit gefunden haben, eine Rede sauber zu dichten oder sonst langwierige Vorbereitungen zu treffen oder selbst ein kurzes Gebet zur Stärkung zu stammeln? (O, die Liebe dieses Mannes liebte die Schnelligkeit!) Keineswegs, denn Sinn und Scheide des Liebenden ist der Augenblick; ob er nun alle Gegenwärtigkeiten vorher gehabt hat und alle tausend Jahre nachher wirklich haben wird.

Sag, Andreas, wenn du etwa wüßtest, daß einem von uns deine Rede not täte, würdest du sie noch immer nicht halten? — Unmittelbar, gleich!

Der Redner: Ich müßte.

Die Zuhörer strömen in dichten Reihen in den Saal: durch die Mitteltür, von den Seitengängen.

Der Redner: Das Gotteskind kann kein Redner werden, sagtest du?

Ich: Gott würde ein Heide geworden sein: im selben Augenblicke und durch den bloßen Umstand, daß er ein Redner geworden ist.

Der Redner: Wie wird er erscheinen?

Ich: Der Apostel wird ernannt, der Liebende wird geboren; aber der Messias ist mehr als die Liebe und er hat kein Amt. Er wird nicht, sondern ist ewig und sein ganzes inneres und äußeres Wesen ist Offenbarung. Die oberste Lehre, die aus dem Leben des Gottmenschen zu lesen wäre, ist: die Kontinuität der Schöpfung bis an das Ende der Tage zu erhalten. Der Redner aber wiederholt den Fall Adams: er hat den Riß, den Bruch, das Vakuum in die Schöpfung gebracht. Darum erkenne, daß der Sprechsaal und das Buch keine göttlichen Einrichtungen sind, sondern Zwangsanstalten der Hölle, gebaut auf der Schwachheit des menschlichen Herzens.

Der Redner: Was würde aber das Gotteskind tun an meiner statt, würde es jetzt vielleicht aufstehen, diese wartende Menge verlassen — und die Rede gar nicht halten?

Ich: Er wird in das Volk gehen und sagen: ich habe gesündigt und seine Vergehen nennen. Hat etwa Gott, der Herr, in den sieben Tagen der Schöpfung einen Tag, eine Stunde, ja einen Augenblick lang sein Werk unterbrochen?
Schau in dein Herz und bete: vielleicht hat mich Gott auf die Probe gestellt?

Der Redner: Vielleicht will er durch mich ein Wunder tun? Wer weiß es? Vielleicht hat er mich hierher geführt: ich soll weissagen.

Ich: Demütige dich, stolzer Redner! Sei ein zweiter Abraham. Diese Stätte sei der Altar auf dem Berge Morija.

Der Redner: Wo ist aber — mein Isaak? Meine Rede ist: Isaak. Gott will aber nicht Isaak: er will nicht meine Rede.

Ich: Wo ist nun der Widder?

Der Redner: Ich bin der Widder. Ich selbst muß geopfert werden; und Gott ist der Abraham, der mich opfert. Jetzt werde ich zu allen in dieser Menge hingehen wie der nackte Hiob und ihnen meinen Aussatz zeigen.

Der Redner tritt vor die Zuhörer.

ERNST BLOCH

DIE ERWARTUNG

Wir wollen gut werden. Wieder einfach wie Kinder, uns lieben, uns helfen, uns trauen wie Freunde. Aber gewiß: dabei wollen wir auch den Traum der Kindheit, den uneingelösten, nicht verlieren. Denn erst recht von diesem fällt nun aller Bombast der Roheit und der „Werke", des Erwachsenseins und Kompliziertseins in einer Welt ab, wo man nicht erwachsen und nicht auch noch kompliziert im eitlen oder Selbstzweck-Sinn — ohne den Zwang gähren-schwieriger Tiefe — sein dürfte. Gutes, Echtes, Heimkehrendes allein hat sich von hierab zu bewähren. Farbe, Wunder, zahllos andrängender Reichtum des einen Blicks, Sehnsucht und durchdringendes Eingedenken, Ende, Tiefe, Mythos, Zauberabgrund unserer Zukunft, unseres Wesens werden nunmehr rein begleiten. Gesichert auch gegen die Karikatur der neuen Zeit, der Endzeit: gegen alle müde Verflachung und Verleumdung der Tiefe, gegen alles Lallen von Erwachsenen, die dadurch glauben, gut zu werden und doch nichts anderes tun, als den erleuchteten Traum des Geistes ihrer

Enge, ihren das Feuer auslöschenden Positivismus zu verraten. Wir aber teilen Elend und Endliches entzwei: Seele, Brüderlichkeit, Selbstbegegnung und unser aller Begegnung darin, Rufen, Heimlichkeit des Innersten, Tiefsten, entflammend Letzten schlagen sich auf. Hindurchgeführt wird schon in meinem Buche „Der Geist der Utopie" durch unser Wesen: schwingend, durch geheimen Namenszug im verborgenen Ornament, Einkehr und ahnend besiegte Drohung im Drama; Magie und unsere tiefe gotische Stube in der Musik; Breite dieser Zeit, des Ostens in der Zeit; durch unser Dunkel, durch unsere beständig tiefste Frage bis ans beschworene Morgenrot, aus Wunder des Inwendigsten, Namenlosesten der Menschheit. Aber zuletzt — das alles am gewonnenen Ende: Güte, Freiheit, Licht des Angesichts — sind keine Werke mehr, wie man bislang allein „Werke" kannte, und sie brennen durchaus nicht länger im von uns abgehaltenen luxuriösen Kreis irgend einer möglichen „Kultur". Sondern das Zeichen des sich selbst in Existenz Verstehens geht an diesen, an den Beschwörungen, an den Ahnungen auf; und nun werden sie vorgehalten, richtend, helfend, nachziehend aus dem Abstand, allem exemplarisch. Die in der Selbstbegegnung weit, tief durchmessene Menschheitsexpression wird so zum Weg der Wege, Ziel der Ziele, ausgespannt neue „Welt" der Seele, Amulett und Grundsystem über Pflanzen und Staaten. Aus Güte und unserem, s e i n e m enthüllten Namen kommt die Hilfe. Denn aus unserer Reinheit und dem endlich enthüllten Stichwort des Menschenbundes, Menschengesichtes, der einzigen Wahrheit in der Welt und über der Welt gebiert sich der Stern möglicher Apokalypse, möglichen Ingesindes, möglich-notwendigen Himmelreiches. Ihn zu sehen, dazu leben wir, leiden, helfen, sehnen, rufen wir auf seinen Spuren, Kinder Gottes, Zauberer Gottes, Erben seiner Unsterblichkeit.

M Y N O N A

J A !

„Ich werde von jetzt an alles b e j a h e n."

„Das wäre ein nettes Geschäft! Also auch Mord und Totschlag? Auch Ihre eigene Schädigung? Jede Dummheit! Alles wollen Sie bejahen! Wie sagte doch gleich der Esel? Yah! Yah!"

„Ich werde von jetzt an alles, jedes Einzelne bejahen — aber allerdings nicht wie ein Esel, sondern mit dem ungeheuren, unbegrenzten Ja und Amen des Zarathustra."

„So so! Sie halten demnach die Welt nicht gerade für verbesserungsbedürftig; sondern Sie stempeln jedes Einzelne, und sei es noch so pestilenzialisch gräßlich, erst recht auch noch fest mit

Ihrem Ja, dessen genialer Amensager sich dermaßen pathetisierte, daß er keine Phantasie zum Ausmalen der Konsequenzen einer derartigen Bejahung mehr übrig behielt."

„Ich halte die Welt, bevor man sie mit solchem Amen bejaht, für noch gar nicht vorhanden, für noch gar nicht erschaffen — also kann ich sie auch nicht ändern, nicht verbessern, sondern vielmehr erst erschaffen wollen. Im Gegenteil; gerade dadurch, daß man nur am Vorhandenen ändert und bessert, verhindert man alle Schöpfung. Sie mißverstehen mein schöpferisches Ja! Es bedeutet doch die allerbeste Einwilligung in die denkbar beste Harmonie aller Einzelheiten: also das Allerpositivste, Thetischste, Wirklichste!"

„Sie verneinen also gar nichts! Sie verneinen weder Lüge noch Mord noch Ehebruch noch Monismus noch den Teufel? Ja, Sie erschaffen das alles noch obendrein. Erbaulich! Sie als Geburtshelfer der Häckels, Mauthners, des gesamten philosophischen und anderen, viel harmloseren eigentlichen Ungeziefers und — Ihrer selbst! Ich gratuliere!"

„Besten Dank! Ich wüßte aber nicht ... Sie mißverstehen, wie gesagt, mein Ja: es schließt die Verneinung nicht aus, sondern ein. Ich verneine gar manches. Ich bejahe aber vor allem diese Verneinung. Und tatsächlich. Wer wahrhaft bejahend, auferbauend, erschaffend wirken will, der muß das Ja auch noch im Nein entdecken können. Mit einem Ja, so urgewaltig ruft er die Dinge ins Dasein, daß, mit diesem Ja verglichen, der sonst so schneidende Gegensatz zwischen bereits vorhandenem Ja und vorhandenem Nein stumpf wird."

„Aha! Der Gegensatz zwischen Jesus und Satan hübsch eskamotiert; es wird eben beides bejaht. So hab' ich mir's gedacht!"

„Sie haben sich das falsch gedacht. Jesus ist gerade mein ungeheures Amen. Er konkurriert mit keinem Satan. Er ist der Geist, der stets bejaht. Und indem er dieses sein ewiges, liebevollst wohlwollendes Ja auch auf den verneinenden Geist einwirken läßt, muß selbst dieser nach und nach aus dem Grunduntersten der Hölle noch ein Echo mindestens der Liebe widerhallen. Was aber ist, an der Urgewalt jener liebenden Bejahung gemessen, das ordinäre Gute, der affirmative Gegensatz zum Satan? Fast satanisch, fast ein Nein, ein Uebel. Mein Ja überlichtet das Licht und läßt noch die Finsternis tagen: es ..."

„Es ist ein Vomitiv! Es ist, ich rieche schon, pfui! versöhnlich, es mildert, mindert, vermittelt zwischen unversöhnlichen Extremen. Mischmasch, Kleister, Gallerte ..."

„Halt! Wie fürchterlich töricht sind Sie, nicht zu merken, daß es gerade deswegen unversöhnliche Extreme sind, weil sie in einer, ob auch gegenseitig einander ausschließenden Beziehung

stehen. Es waltet also inzwischen etwas Vermittelndes, trennend Verknüpfendes (Disjunktives) ob —: aber dieses Vermittelnde ist eben kein verschmierender Kleister, keine matte Versöhnung, kein trüber Mischmasch oder verschwimmende Gallerte; sondern rein von allem Gegensatz der Extreme. Und gerade kraft dieser unverklecksten Reinheit ist mein alle Extreme restlos identifizierendes Ja imstande, alle nur irgend möglichen Differenzen harmonisch anzusetzen und zu erschaffen; gerade also dadurch, daß ich nichts verwerfe, daß ich zu allem Ja und Amen sage, kombiniere ich das Ja und Nein der Welt, ihre Güter und ihre Uebel, ihre Engel und Teufel zum erstenmal harmonisch miteinander. Ich gebe mehr als nur Versöhnung, ich gebe den Vertrag, die Verträglichkeit alles sonst Hadernden. Pack schlägt und verträgt sich. Adel verträgt sich. Der Gegensatz bleibt Gegensatz, aber er stimmt, er reimt sich, er konzertiert statt zu kreischen. Das ist alles!"

„Ich verstehe! Ja ist ja; cum grano; ebenso nein; immer cum grano! Hum!"

„Gewiß! So ist es. Unterschätzen Sie bei Leibe nicht das berühmte erlösende Korn jenes bindenden Salzes! Probieren Sie's mit meinem urgrundwohlwollenden Ja! Wollen Sie?"

„Nein! Wie mild, wie weichlich, wie weiblich, wie süß! In der Tat, mehr zuckerig als salzen. Ich mag diesen Honig nicht, mir widert's!"

„Hören Sie niemals auf, mich mißzuverstehen? Mensch, begreifen Sie doch, es handelt sich um ein Cachet, um das Aroma einer Milde, einer Süße, um ein stilles, verschwiegenes, stummes Ja, welches mit grob handgreiflichen Süßigkeiten nicht zu verwechseln ist. Verstehen Sie diesen geheimnisvollen Zucker noch cum grano salis! Kurzum, versetzen Sie doch Ihr ganzes Weltbenehmen mit dem Spiritus lenis (dem hmuet) der bejahenden Zustimmung, des Amor fati — und machen Sie dann, nachdem Sie Ihren Willen so kostbar gewürzt haben, mit Ihrem Willen, was Sie wollen. Es wird kein böser Wille mehr sein, aber auch kein matter, milder, weichlicher, süßer, weiblicher; sondern ein energisch reiner, durchaus sonniger. Mein Ja ist eine fleckenlose Sonne des Verhaltens. Es werde endlich Licht!"

„Ich würde das aber nicht Ja nennen."

„Wie denn?"

„Ich würde es nicht nennen; es ist nichts eigentlich Positives."

„Es ist das Ponierende."

„Es ist das, aus dem es von Jas und Neins blitzt."

„Es ist das, was uns beide schließlich eint!"

FRIEDRICH SCHNACK-RIENECK

LEBENSLIED

O Tal, o Turm, uraltes Kleid, ich fahre fremd in euch hinein,
Ihr weiten Zeichen in der Zeit, der Reise zarte Deuterei'n,
Der Wipfel, der mich seufzend hält und mich so traurig macht,
Steht zwischen Tag und Nacht.

Kommt mir ein Bruder sanft entgegen,
Kommt mir ein Bruder aus der Welt, aus Staub und Regen,
kommt mir ein Bruder fern vom Meer, aus Sternenbildern,
bruderüberlegen:
Der Bruder, der mir glänzt und der mir lacht,
Steht zwischen Tag und Nacht.

Ich wohne zwischen Nacht und Tag, o zwischen Nacht und Tag,
wie golden glüht die schmale Stufe,
Und Baum und Bruder zwischen Tag und Nacht,
Der Traum und Frucht gebracht und traurig macht und lacht.

Süß raucht der Wein aus weinbelaubter Kufe,
Der fröhlich macht, bei Baum und Frucht, und meinen Bruder
freut, der mir sein Herz gebracht:
Ich trink ihn einsam zwischen Nacht und Tag, o einsam zwischen
Tag und Nacht!

FRANCIS JAMMES

NOTIZEN

(BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG VON R. A. RHEINHARDT.)

I.

Ich habe mir oft den Himmel ausgemalt. In der Kindheit war er mir die Hütte, die sich ein alter Mann in unserer Gegend hatte auf der Höhe eines steilen Bergweges errichten lassen und die „das Paradies" genannt wurde. Mein Vater pflegte um die Stunde, in der das schwarze Heidekraut der Hügel golden wird wie eine Kirsche, mit mir dahin zu gehen. Am Ende jedes dieser Spaziergänge wartete ich darauf, Gott in der Sonne, die oben am Kamme des steinigen Steiges einzuschlafen schien, sitzen zu sehen. Habe ich mich getäuscht?

Weniger leicht kommt es mir an, mir das katholische Paradies mit seinen azurenen Harfen und dem rosigen Schnee der himmlischen Heerscharen in den reinen Regenbogen vorzustellen. So halte ich mich doch immer noch an mein erstes Gesicht. Aber seitdem ich die Liebe kennen gelernt habe, habe ich zu dem himmlischen Bereiche vor der Hütte des alten Mannes noch eine sonnenwarme Bergwiese, auf der ein junges Mädchen Blumen pflückt, dazugetan.

II.

Ich habe die Seele eines Fauns und zugleich die eines ganz jungen Mädchens. Wenn ich eine Frau betrachte, empfinde ich eine völlig andere Art von Erregung als beim Anblicke eines Mädchens. Wenn man sich mit Hilfe von Blumen und Früchten verständlich machen könnte, würde ich einer Frau glühende Pfirsiche, die rosigen Glocken der Tollkirsche und schwere Rosen reichen, dem Mädchen aber Kirschen, Himbeeren, Quittenblüten, Heckenrosen und Geißblatt.

Es gibt kaum ein Gefühl, das ich erlebe, ohne daß es vom Bilde einer Blume oder Frucht begleitet wäre. Wenn ich an Marta denke, sehe ich Gentianen vor mir, Lucie ist mir mit den weißen japanischen Anemonen verbunden, Marie mit Maiglöckchen und eine andere wieder mit einer Zedratfrucht, die aber ganz durchsichtig ist.

Zum ersten Rendezvous, das ich mit einer Freundin hatte, habe ich Schwertlilien mit aprikosenrosa Halse mitgebracht. Wir stellten sie über Nacht ins Fenster und dort vergaß ich sie, um mich nur meiner Freundin zu erinnern. Heute wollte ich gern der Freundin vergessen und nur mehr der Schwertlilien gedenken.

All meine Erinnerungen gehören also sozusagen der Pflanzenwelt an. Bäume, Blüten und Früchte sind meine Merkzeichen für Menschen und Gefühle.

Die Pflanzen, aber auch die Tiere und die Steine haben meine Kindheit mit geheimnisvoller Lieblichkeit erfüllt.

Als ich vier Jahre alt war, stand ich und betrachtete die Haufen zerschlagener Bergkiesel am Straßenrande. Wenn man diese Steine in der Dämmerung gegeneinander schlug, gaben sie Feuer — rieb man sie aneinander, dann rochen sie verbrannt. Die geäderten hob ich auf: sie waren schwer, als ob sie Wasser in sich verborgen hielten. Der Glimmer im Granit bezauberte meine Neugier so sehr, daß nun nichts anderes mehr sie stillen konnte. Ich fühlte, daß da etwas war, das niemand mir zu erzählen vermochte: das Leben der Steine.

Um dieselbe Zeit war man einmal böse mit mir, weil ich die künstlichen Käfer von einem Hute meiner Mutter weggenommen hatte. Das war meine Leidenschaft: Tiere aufzuheben, und ich war so voll Freundschaft zu ihnen, daß ich weinte, wenn ich sie unglücklich glaubte. Noch heute erlebe ich die namenlose Angst wieder, wenn ich daran denke, wie die kleinen Nachtigallen, die mir jemand geschenkt hatte, in unserem Speisezimmer zugrunde gingen. In dieser Zeit mußte man mir, damit ich einschlafe, das Glas mit meinem Laubfrosch in meine Nähe stellen. Ich fühlte, daß er mein treuer Freund war und mich auch gegen Diebe verteidigt hätte. Als ich das erstemal einen Hirschkäfer sah, war ich von der Schönheit seiner Geweihzangen so ergriffen, daß die Begierde, einen zu besitzen, mich krank machte.

Meine Leidenschaft für die Pflanzen zeigte sich erst später, als ich gegen neun Jahre alt war. Die rechte Einsicht in ihr Leben aber fing erst an, als ich ins fünfzehnte Jahr ging — ich erinnere mich noch, unter welchen Umständen. An einem Donnerstag, einem lähmend heißen Sommernachmittage, ging ich mit meiner Mutter durch den botanischen Garten einer großen Stadt. Weißblendende Sonne, dicke blaue Schatten und schwere zähe Gerüche machten aus diesem fast verlassenen Orte das Reich, dessen Pforte ich nun endlich überschritt. Im lauen, goldkäferfarbigen Wasser der Bassins gediehen kümmerlich allerlei Pflanzen, lederige graue und hohe weiche durchsichtige. Aber aus der Mitte dieser armen traurigen Wassergewächse erhoben sich in den großen Azur grüne Lanzenschäfte und hielten die Anmut ihrer weißen und rosigen Dolden in den lodernden Tag: die Wasserlilien, über ihren Blättern, in vertrauensvollen Schlaf versunken. Mit den Wasserpflanzen hielten die Pflanzen der Erde stumme Zwiesprache. Ich erinnere mich einer Allee, in der Studenten, ein Sacktuch im Nacken, unter der Schönheit der Blätter begraben lagen. Das war die Allee der Ombelliferen. Fenchel und Steckenkraut drehten ihre Kronen über die Stengel, deren Blattscheiden platzten, empor. Schweigend unterredeten sich die Düfte miteinander, stumme Verständigung webte fühlbar von Pflanze zu Pflanze, und über dem vereinsamten Reiche schwebte Entsagung.

Seit damals verstehe ich die Pflanzen: ich weiß, daß ihre Familien sich miteinander verschwägern und daß sie alle von Natur aus einander lieben. Aber ich weiß auch, daß diese Verwandtschaften nicht da sind, um den Klassifikationen zur Unterstützung unseres trägen Gedächtnisses zu dienen.

Die Pflanzen sind lebendige, tätige Geometrie, die irgend welchen Auflösungen zustrebt — wie die sein werden, weiß ich nicht. Da läßt sich nun ein reizvolles Geheimnis beobachten: die Arten, die in denselben geologischen Epochen vorkamen, haben einander ihre Sympathien geschenkt und bleiben auch heute noch im Wechsel der Jahreszeiten einander nahe. Wie vermöchte sonst

das Wesen der frierenden, schneeigen Winterliliazeen mit dem der purpurnen Herbstnachtschatten so zusammenzustimmen?

Es gibt noch andere Pflanzengemeinschaften, die nicht so sehr durch Menschenbemühungen als dadurch zustandekommen, daß gewisse Arten andere als Freunde bei sich haben mögen und sich nach ihnen sehnen. Wie schön sind die Bauerngärten, in denen die strahlende Lilie — gleich den Göttern, die die Niedrigen besuchen — zwischen Kohlköpfen, Knoblauch und Zwiebeln (die in den Töpfen der Armen kochen werden) wächst! O, wie liebe ich diese ländlichen Küchengärten, wenn mittags der traurige blaue Schatten der Gemüse auf den Vierecken körniger weißer Erde einschläft, der Hahnenruf das Schweigen noch tiefer macht und das geduckte Huhn unter dem schrägen gewundenen Fluge des Habichts aufgluckst! Da wachsen die Blumen der schlichten Liebenden, die Blumen der jungen Frauen, die den blauen Lavendel trocknen und zwischen ihr grobes Leinen legen. Da wächst auch der treue Buchsbaum, an dem jedes Blättchen ein Spiegel von Azur ist, und die Stockrose, an der die sanfte reine Flamme der Blüten sich in Schwermut verzehrt: fromme Blumen, dem Schweigen und der Entsagung geweiht.

Ich liebe auch die Wiesenblumen: die Königin der Fluren, schaukelnd in leichten Winden und vom Glucksen des Baches in den Schlaf gewiegt. Ihre duftende Krone schmückt sich mit Wasserkäfern, schimmernder als der Hals geschwungen und ein kühles Lachen flog zwischen den regenversehrten Heckenrosen empor.

Diese Gitarre habe ich im Hofe meiner hugenottischen Großtanten an einem Sommerabende gehört, als ich vier Jahre alt war. Der Hof schlief in weißer Dämmerung und von den Dächern sank eine unbekannte Zärtlichkeit auf die Rosenstöcke und das helle Pflaster. Meine Verwandten saßen auf einem Balken, waren froh und lachten darüber, daß ich so ein kleines Kind war und eine weiße Schürze anhatte. Dann sang mein Großonkel ein Lied aus der Hauptstadt. Ich sehe ihn noch mit vorgestrecktem Kopfe stehen. Die Luft zitterte sacht. Am Ende einer Koloratur machte er eine komische nette Verbeugung.

Ich segne dich, kleine Stadt, in der kein Mensch mich versteht, wo ich meinen Stolz, mein Weh und meine Freude in mir verberge und wo ich keine andere Zerstreuung habe, als meine alte Hündin kläffen zu hören oder arme Gesichter anzuschauen. Aber dann steige ich die Hügel empor, wo der dornige Stechginster wächst — und dort erlebe ich in der Betrachtung meiner Kümmernisse das sanfte Glück, das Verzichten heißt. Jetzt quält mich nicht mehr das rohe und verächtliche Lachen der Leute, noch auch das Zweifeln an allem. Das Lachen derer, die mich verachten, ist verstummt — und ich werde gleichgültig gegen alles, was ich bin. Aber ich bin indessen ernst geworden gegen

mich selber und die anderen. Mit furchtsamer Freude sehe ich nun die Sorglosigkeit der Glücklichen. Ich habe verstehen gelernt, wieviel Leiden aus der Liebe wachsen kann und wie tiefe Blindheit aus einem Blicke. Und um dieser meiner Leiden willen möchte ich eine traurige zarte Liebkosung denen schenken, die noch nichts anderes wissen als das Glück.

III.

Im Garten tut mir der Duft des Flieders plötzlich weh, denn ich bin todtraurig.

Flieder, seit der Kindheit bist du mir teuer. Da, als habe ich deine Blütensträuße angeschaut, die schönen Bilder, auf eine Spielzeugschachtel gemalt. In dem vertrauten Obstgarten meiner Jugendzeit blühtest du auch. O, in diesem Garten gab es Igel! Sie glitten die alten Balken entlang — wie unschuldig und sanft sind die Igel trotz ihrer Stacheln. Ich erinnere mich noch meiner Erregung, als ich an einem Winterabende einen auf der Schwelle unserer Küche fand. Der Schnee hatte ihn vertrieben und er steckte seinen kleinen Rüssel in die Abfälle, die da liegengeblieben waren.

IV.

Ich liebe die Wesen der Nacht, die Käuzchen mit hauchendem Fluge, die Fledermäuse, die Dachse — alle ängstlichen Tiere, die durch die Luft und das Gras gleiten und die wir so wenig kennen. Was für Feste mögen sie wohl unter den Pflanzen, ihren Schwestern, feiern?

In der Stunde, da der Mensch ruht, springen die Kaninchen, silberig von Tau, über die Minze der Gräben hin und halten ihre geheimen Versammlungen ab; die Frösche quaken und platschen in den Pfützen, aus den Glühwürmchen sickert der weiche gelbe feuchte Schimmer, der Maulwurf bohrt sich unter den Wiesen hin, die Nachtigall schluchzt auf wie ein Springbrunnen und die Schleiereule läßt ihr trauriges Lachen hören, als ob sie sich in ihrer Furchtsamkeit zu der Freude Gottes gesellen wollte.

Wie oft habe ich mir gewünscht, ein solches Wesen der Nacht zu sein! Ein schauerndes Kaninchen unter der Weißdornhecke oder ein Dachs, von den saftigen grünen Blättern gestreichelt. So hätte ich keine anderen Sorgen gekannt als die um meine leibliche Verteidigung — und ich hätte nicht lieben müssen und nicht hoffen.

V.

Strahlende Schwestern der Bergströme, denen ich am Ufer des Alpensees begegnet bin: Steine, Geliebte der Iris und des kalten Azurs, ihr, auf die sich das Salz niederschlägt, das die Lämmer auflecken; ihr Spiegel voll Helle, schillernd wie der Hals der Taube, ihr, die ihr mehr Augen habt als der Pfau! Im großen Feuer seid ihr Kristalle geworden und eure schneeigen Adern sind ewig, ihr Gefährten der Urzeitfluten; seit Anbeginn hat die Meerflut euch gebadet und gewiegt bis zu der Stunde, in der die Taube aus der Arche voll Liebe aufgurrte, da sie euch erblickte.

Bald ist das leuchtende Korn eures Fleisches blaugeädert weiß wie eine Kinderfaust, bald schimmert es kupfergolden wie die Hüfte einer schönen schwerblütigen Frau; zuweilen blinkt der Glimmer darin silberig wie eine Wange in der Sonne, dann wieder ist es bräunlich wie die Haut der Frauen, der das goldene Rot der Mandarine und das stumpfe Blond des Tabaks die Farbe gab.

Ihr Steine, aus dem Herzen des Bergstroms gebrochen, gegeneinander geschmettert, dahingerissen durch den Seidelbast der Schluchten, gepeitscht von den Rauhfrostwettern, von den Lawinen begraben, von der Sonne wieder ans Licht geholt, vom Fuße der Gemse losgebrochen: ihr seid kühl und schön — und ihr seid, über all das hinaus, rein.

Ich kenne eure Schwestern in Indien wenig: es gibt solche unter ihnen, deren Klarheit mit dem Wasser, das aus dem Marmor quillt, wettstreitet, andere wieder, die mich an das leuchtende Grün der Wiesen in den Tälern meiner Heimat denken machen, welche, die wie erstarrte Tropfen Blutes und endlich die, die kristallgewordenes Sonnenlicht sind.

Aber ich ziehe euch diesen vor, obwohl ihr nicht so kostbar seid, ihr, die ihr zuweilen die Balken der Strohdächer tragen müßt und so das Sprühen der Sterne spiegeln könnt, und ihr anderen, auf die sich der Schäferhund hinstreckt und traurig nun über seine Herde wacht.

Empfanget tief im Aether, wo ihr auf den Gipfeln ruht, weiter die reinliche Nahrung, die eurem friedlichen Reiche zugemessen ist. Das Licht möge eure unbekannten Zellen durchdringen und die leichten wirbelnden Flocken sollen sie tränken. Das Schwirren der Winde mache sie erklingen und endlich mögen sie jene vollkommene Nahrung empfangen, von der einst Maria Magdalena in einer Felshöhle gestillt worden ist. Rings um euch werden eure Freunde blühen, die reinsten Blütenkronen dieses Gestirns: aber auch sie werden nicht so keusch sein wie ihr, denn sie duften nach Schnee.

Arme graue Schwestern in den Rinnsalen, denen ich in den Ebenen begegnet bin, traurige Steine ohne Glanz, ihr, die ihr den Regen sammelt, auf daß der Sperling zu trinken habe; ihr, über

die die Füße der Eselin stolpern, ihr armseligen Wächter, die ihr die elenden Gärten umfriedet, die ihr die hohlgetretenen Schwellen seid und die Brunnengeländer, glattgerieben von der Eimerkette, ihr Bettler, blank wie das Eisen der Ackergeräte! Ihr werdet heiß gemacht im Armenherde, auf daß ihr die Füße der Großeltern erwärmet, ihr werdet ausgehöhlt für die niedrigsten Verrichtungen und ihr müßt in eurer Armseligkeit Tisch sein für den Hund und das Schwein. Durchbohrt werdet ihr und müßt, zu Mühlsteinen geworden, das knirschende Korn mahlen. O ihr, die ihr fortgeholt werdet und ihr, die ihr liegen bleibt: o ihr, auf denen der Irrgegangene schlafen wird — o ihr, unter denen ich schlafen werde!

Ihr habt euch nicht wie eure Gefährten in den großen Gebirgen eure Freiheit wahren können, aber ich achte euch darob nicht geringer, ihr meine Freunde. Ihr seid schön wie alle Dinge, die im Schatten sind.

BLAISE PASCAL

L'AMULETTE MYSTIQUE

L'an de grâce 1654.

Lundi, 23 novembre, jour de saint Clément, pape et martyr, et autres au martyrologe,

veille de saint Chrysogone, martyr et autres.

Depuis environ dix heures et demie du soir, jusques environ minuit et demi,

Feu.

« Dieu d'Abraham, Dieu d'Isaac, Dieu de Jacob, »

non des philosophes et des savants.

Certitude. Certitude. Sentiment. Joie. Paix.

Dieu de Jésus-Christ.

« Deum meum et Deum vestrum. »

« Ton Dieu sera mon Dieu. »

Oubli du monde et de tout, hormis Dieu:

il ne se trouve que par les voies enseignées dans l'Evangile.

Grandeur de l'âme humaine.

« Père juste, le monde ne t'a point connu, mais je t'ai connu. »

Joie, joie, joie, pleurs de joie.

Je m'en suis séparé.

« Dereliquerunt me fontem aquæ vivæ. »

« Mon Dieu, me quitterez-vous? »

Que je n'en sois pas séparé éternellement!

« Cette est la vie éternelle, qu'ils te connaissent seul vrai Dieu, et celui que tu as envoyé, JÉSUS-CHRIST. »

JÉSUS-CHRIST.

JÉSUS-CHRIST.

Je m'en suis séparé; je l'ai fui, renoncé, crucifié.

Que je n'en sois jamais séparé!

Il ne se conserve que par les voies enseignées dans l'Evangile.

Renonciation totale et douce.

Soumission totale à JÉSUS-CHRIST et à mon directeur.

Enternellement en joie pour un jour d'exercice sur la terre.

« Non obliviscar sermones tous. » Amen.

DIE ZEIT IM NEUEN DAIMON

AN DIE LESER ZUM AUFSTAND GEGEN DIE AUTOREN

Bruder Leser, was wird dir einfallen, wenn du irgend ein Buch zu Ende gelesen hast? Oder sonst jedes Buch aller Autoren? Du wirst wissen: es ist nicht zu Ende.

Es gibt Leser, die nach aufgehobener Tafel geistig satt sind, das sind eigentlich selbst Autoren, und es gibt andere, die darnach erst hungrig werden: wie die Kinder. Diese, die das Vollkommene wollen, werden bedenken: Du bist da, wenn du redest und alles, was auf Himmel und Erden ist, ist unserer Liebe gegenwärtig; nur der Autor ist abwesend, wenn seine Seele zu uns spricht.

Du mußt ihn mehr lieben, weil er dich zu wenig geliebt hat. Du wirst ausgehen müssen, seinen letzten Teil zu suchen wie die blaue Blume. O, du mußt es wohl! Du wirst auf dem Wege in Streit mit dir geraten: warum gerade ich? Warum soll ich Unruhe stiften in den Schläfrigen?

Bruder Leser, wenn einer in die Welt schreibt, muß er sich zu Ende offenbaren; aber nicht, indem er weiterschreibt, sondern die Narben von den Namen in seinem Antlitz zeigt, die er verkündet hat.

Bruder Leser, ich spreche für alle, die bei ihnen waren und die wie ich gelitten. Wenn du sehen würdest, wie sie leben und das Heiligtum der Worte entweihen, derer sie sich einfach bemächtigt haben, würdest du verstehen, daß sie durch das Buch das vollkommene Leben in Vergessenheit bringen, daß die Mächtigen des Wortes gefährlicher sind für Gott als sonst alle Gewaltigen der Erde, weil selbst der Mammon nur mit der Schöpfung schachert, während sie, wo sie stottern sollen, den Geist der Dinge dem Schein verschreiben, daß auch die Edlen unter ihnen, da sie im selben Rahmen wie die ganze Gilde schaffen, verwirkt sind und den höchsten Grad des Bösen möglich machen.

Die Autoren sind die neuen Heiden, heidnischer geworden noch durch Religion; darum können ihre Werke töten, aber nicht lebendig machen.

Wenn sie nur das Gefühl ihrer Sünde hätten; aber das sind nur Dichter und keine Kinder, das sind nur Weise und keine Kinder, das sind nur Päpste und keine Kinder. Eher kommt ein Reicher durch ein Nadelöhr als ein Autor in das Reich Gottes.

Ich habe die Aufgabe, einseitig und ohne Aufenthalt zu lallen: der vollkommene Weg des Buches ist die Einladung zu einer Begegnung, der vollkommene Weg des Wortes ist der Bericht.

Bruder Leser, ich gebe dir das Amt, stehe auf und schreite, bis du des Wortes angesichtig wirst, das du gelesen hast. Wenn der Autor nicht zu dir kommt, so gehe zu ihm. Opfere dich, gehe, ich meine wirklich und nicht im Gleichnis, gehe und bekehre sie zu sich, gehe und begegne ihnen schnell, wie ich ihnen begegnet bin und wie Gott, der Ewige, ihnen begegnen müßte, wäre er wie unsereiner.

Der Aufstand der Leser ist die Verfolgung der Autoren. Man wird euch aber aus dem Wege gehen, euch mißhandeln und euer spotten. So wird es geschehen, daß ihr, die ihr ausgegangen seid, die Autoren zu segnen, von ihnen verflucht werdet. Ihr aber sollt im Leiden frohlocken, daß ihr dem Unvollkommenen vollkommen, Auge vor Auge, begegnet seid, damit es einmal heiße:

„Das ist der Kreuzzug der Leser gegen die Heerführer des Geistes, der Kinder gegen die Wort- und Erlebnishamsterer gewesen."

Am Ende der Fahrt bist du sicher im Unvollkommenen, — aber diesem vollkommen nahe, bist du sicher nicht im Himmel, aber doch an seiner Pforte. Nun kann der Geist Gottes erkannt werden und unter uns leben, denn das ist des Gottmenschen tiefster Widerspruch, daß er der Allerfernste werden muß durch das Allernächste.

JAKOB MORENO LEVY

ERKLÄRUNG AN SPARTAKUS

Der Anmarsch der Sklaven aller Länder gegen die geordnete, für die vollkommene Gesellschaft, gegen die Geist- und Geldrasse, für das Volk hat, ungesegnet von den vom morgenländischen Himmel gestifteten Kirchen, begonnen, ein Kreuzzug ohne Kreuz, Diktatur des Proletariats ohne Diktatur Gottes.

Wo seid ihr, christliche Missionäre, Propheten Judas, eifernde Moslims? Wo seid ihr, messianische Schwärmer, mit beispielhaftem Leben gegen die Autoren, die Aktivisten, die Monisten, die Theosophen, die Judchristen, die Christjuden, gegen und für die Brüder Spartakus, die, näher dem Berge Sinai, im Kopfsturz ihrer Sehnsucht mit instinktsicheren Füßen um das stofflichste Paradies tanzen müssen?

Was würde Gott als Politiker tun? Angenommen, er hätte seinen Sohn in die Welt gesandt, diesmal nicht um die Seelen, sondern die Gesellschaft zu befreien. Würde er strategisch Friedenskonferenzen, Völkerbündnisse, Revolutionen der untersten gegen die obere Klasse stiften oder sich eher einfältig und strahlenden Antlitzes vom Heidentum aller Religionen hinrichten lassen? Diese Alternative ist paradox, selbst für den Gott-Menschen, der nur für alle Einzelnen geschickt ist, denn um die vollkommene Politik zu treiben, muß er gewissermaßen in allen Gliedern der Gesellschaft zugleich tätig sein. Die Lösung der zwischenmenschlichen Differenzen bedarf eines eigenen göttlichen Beispiels, das menschliche ist ungenügend.

Gott als Politiker wird nicht als Gott-Mensch, sondern als auserwähltes Volk, als Gott-Volk, auf die Welt kommen.

Einer Revolution ohne ausdrückliche göttliche Sendung mag eine Nebensache, die Auswechslung einer Klassenherrschaft gegen die andere, etwa die des Volkes über das Bürgertum, gelingen, aber

die Hauptsache, daß der zweite, der nachkommende, von den Sklaven als Organ der Unterdrückung gerufene Staat einmal wirklich „absterbe", wird nie ohne völlige innere Umkehr aller Teile der Gemeinschaft geschehen können. Niemand, kein Mensch und kein Volk, darf in das messianische Reich mit dem groben Leib allein!

Der Stoff des Volkes mag von selbst in Unruhe geraten, aber irgendwo und -wann muß sich der Herr des gehetzten Wildes erbarmen; darum lebet auf, messianische Schwärmer, denn nicht Programme, Manifeste, Proklamationen, sondern allein Gott-Mensch und Gott-Volk sind die treibende Essenz, werdet berufen beim Anblick der unerlösten Völker, die, wie Jaákob im Kampf mit dem Engel, auf euren Segen warten.

JAKOB MORENO LEVY

AUS EINEM NACHRUF ÜBER PETER ALTENBERG VON ANDREAS PETÖ

Er hatte sich geschmückt wie das Mädchen, das dem Geliebten gefallen will. Er war exzentrisch, weil er das Zentrum sein wollte. Am liebsten hätte er sein Herz an die Brust gehängt. Er hat gebettelt, gewedelt wie der Hund. Umsonst. Keiner hat ihn gestreichelt, keiner hat ihn geküßt. Von der Straße einer, ein Irgendbeliebiger hätte er sein müssen, der ihm das Du sagt. Ein Irgendbeliebiger. Der Mensch.

Auf dieses eine Du hat er gewartet. Sein ganzes Leben lang auf dieses eine Du.

Umsonst hat er sich betrogen, umsonst waren seine Gesichte, umsonst hat er sich selbst betäubt, die Liebe gesehen im Park, auf der Straße und überall, für wirklich gehalten, wie er es sah. Die Welt blieb die Welt, das Wunder blieb aus.

Der berühmte Dichter wurde viel geliebt. Aber die Unbekannten, die Irgendbeliebigen, die Sehnsüchtigen gingen aneinander vorbei und liebten sich nicht. Daran und nur daran ist er gestorben, als mit dem Krieg auch seine Gesichte verflogen waren, als er die Eitelkeit seiner heiligen Pose verspürte und als er es sah, was seine närrische Hoffnung versteckte.

EINZUG DER SEELENKRÄFTE

AUS DEM ATHARVA-VEDA

Schlaf, Müdesein und aufgelöst — die Uebel, Götter, sind benannt — Alter, kahl und grau, gingen in den Körper ein.

Diebstahl, Un-Tat, Ränkesucht und Wahrhaftigkeit, Opfer, Glorie, Stärke, Kommando und Macht gingen in den Körper ein.

Auch Uebergewalt, Ohngewalt erschienen dann. Wohl- und Uebelwollen, Heer des Hungerns, des Dürstens gingen in den Körper ein.

Tadelsucht, Nichttadelsucht, Sprechen „nimm denn!", Stimme „o nein!", Gläubigkeit, Gaben, Unglauben gingen in den Körper ein.

Die Kenntnisse, Nichtwissen und erlernbare Wissenschaft, dann gingen Brahman, Ric, Lâman, Yajus in die Körper ein.

Schar der Lüste, Seligkeiten, Freude, Jubel, froher Schall, Lächeln, Scherzen, Tanzen gingen in die Körper ein.

Plaudern und Geschwätz, Jammer, Klage gingen in den Körper ein.

Allerleiheit der Triebkräfte und Triebe. Einhauch, Aushauch, Aug' und Ohr, das Unvergängliche und der Vergang, Querhauch, Hauch nach oben, Wort, Verstand verbanden sich mit dem Körper.

Wunscheröffnung, Ordnung, Detail und Allbefehl, Vorsatz, Entschluß ... die gingen in den Körper ein.

DER HIMMLISCHE UND DER IRDISCHE HOTAR

AUS DEM EINHEITSLIED DES DÎRGHATAMAS
ÜBERTRAGEN VON GEORG KULKA

Mir ist so wohl, ich weiß es selber nicht;
Bereit im Geiste — wandle ich in mir:
Ergreift mich der himmlische Hüter, der Erstgeborene der Wahrheit,
O dann nehme ich an jener Rede teil, an des himmlischen Vac.
Er geht und kehrt, ich erfasse ihn frei,
Des Sterblichen unsterblich Verbündeten:
Weit in die Ewigkeit streben sie beide,
Doch man sieht nur den einen; den andern nicht.
Ton des Hymnus hoch im Himmelsraume,
Auf den die Götter thronend sich gestützt —
Was hülfe der Hymnus, wenn man den nicht kennte!
Wir kennen ihn, wir begegnen uns hier.

OTOKAR BŘEZINA

BRUDERSCHAREN

EINZIG BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG AUS DEM TSCHECHISCHEN
VON EMIL SAUDEK

Keine Einsamkeit gibt es in der geistigen Welt. Immer sind wir von Tausenden umgeben. Scharen unsichtbarer Brüder lispeln in unseren Gedanken, wir spüren ihren Atem so wie den Taumel der Orte, die keiner vor uns betreten, sie geben Antwort auf unsere Zweifel und entzünden auf unseren Wangen den Glutanhauch des Triumphes. Jedes Wort, jedes Aufflackern von Freude oder Schmerz ist wie magische Inkantation, die Gräber öffnet. Jede Sekunde unseres Lichtes ist verdichteter Schimmer zahlloser Tage. Daß sich unsere Augen der Schönheit der Dinge, dem Strahlen der Sonne, der Nächte und Lippen öffnen können, tausende Augen mußten sich schließen auf ewig.

Fluß, Felsen, Meer, Abgrund, Tier, Blüte und Stern erzählen uns von zahllosen Brüdern, die uns vorangingen und die Erde uns bereiteten. Metalle, Wasser, Brände und Kräfte schmiegten sich in ihre fieberhaften, im Winde des geheimnistrunkenen Lebens immer bebenden Hände; und diese, von Aeon zu Aeon reizbarer, sogen sich in stets zarterer Vertraulichkeit an die Welt der Dinge, als wollten sie in ihr den Puls des ewigen Rhythmus erfühlen, säeten Schmerz aus, wie Zauberkörner, deren es nicht weniger wird in der flachen Hand, schwammen in Bruderblut, zitterten fahlgezerrt durch Lust und Ermattung, verflucht und verdammt,

alles Erreichte immer wieder von sich zu werfen und gierig allem Ungreifbaren entgegen sich zu öffnen, ohne Rast, durch Zeiten und Aberzeiten, alle kraftverzehrt von gemeinsamer Arbeit in dem einzigen Steinbruch, bis zur letzten Erstarrung in der Agonie: und auch da noch war es, als ob sie nach irgend etwas fahndeten und die feinen, scharf ins Blut sich einschneidenden Fäden des tödlichen Garns emsig entwirrten, in deren Schlingen sie sich verfangen hatten.

Unsere Hände aber übernahmen der Brüder Arbeit, erbten den Rhythmus der alten Arbeitsglut, das Hoffnungsbeben der Arbeit. In der Linienzeichnung der Handflächen versunkener Brüder mag man jetzt die künftige Geschichte der Erde lesen. Denn die echte Geschichte ruht in dem tiefinnersten Verquicktsein von Millionen zu gemeinsamem Werke: dort, in Tausenden von Beziehungen, von denen die Wirklichkeit nur ein verwelktes Abbild errafft. Im Zusammensinken und Sichwiederaufrichten der Wesen — endlos wiederholt — in Erkenntnissen von der Seele und vom Leibe, in jenem Heller- und Strahlendergeschürtwerden von Millionen Blicken, die in jedem Zeitalter immer wieder auf der Erde Geheimnis starr geheftet bleiben — und jeder der Blicke, sei es der Blick des Weisen oder des Bettlers an der Domtüre hat irgend einen, nur ihm eigenen Abglanz des Grauens und der Herrlichkeit der Dinge erschaut! In den Begegnungen des Hasses und der Liebe, der höchsten Sehnsucht und der Schuld ruft, wie der Wächter in die Nacht, das Leben seine Stunde in die Ewigkeit. Geburt und Tod hüten die immer aufgetanen Tore; hindurch weht der Luftzug der Ewigkeit und sprüht erfrischenden Tau dem niemals darbenden Leben.

Dort in den Tiefen des tiefinnersten Lebens ist der eigentliche Schauplatz von Niederlage und Sieg. Dort sind die wirklichen Schlachtfelder; keine Landkarte verzeichnet sie und doch entscheiden sie das Schicksal Tausender. Jede Sekunde bezeichnet Sieg oder Niederlage irgendwo in den Gemarkungen der Erde, gleichwie jeder Atemzug irgendwo von einem ersten oder letzten Lebensschrei begleitet wird. Ein Zauberband bindet die Seelen; es gibt keine gelispelten Worte. Jedes Wort braust wie Sturmglockenschlag zur Zeit der Feuersbrunst durch die Fenster aller Häuser, die Flugbahn der Gedanken zeichnet sich in feurigen Strichen, die auf der ganzen Halbkugel gesehen werden. Der Zustand der heutigen Menschheit ist eigentlich ein ganz anderer als der Mund verkündet, die Bücher berichten und mancher unter uns glaubt; die Seelenuhren gehen viel schneller als die Wirklichkeitsuhren; der Seelenspiegel ätherische Wellen widerstrahlen schon ein anderes und helleres Jahrhundert, als es das unsere ist.

Die Chroniken der Könige, Nachrichten über eroberte Ländereien, über Sprachvergewaltigungen, vom Einzug in rauchende Städte, von grausamen Freuden, deren Echo Todesschweigen, Verzweiflung von Tausenden und all das andere war, was

unsere Geschichte überliefert, sind nur wandgebannte Schatten tiefverborgener, geheimnisvoller Bewegung. Die Vergangenheit ist unendlich reicher, als wir ahnen können, auch ihre Wolken sind schwerer und schicksalsschwangerer, ihre Sonne glutenvoller und fruchtbarer. Nation, das ist die Einheit der Lebenden, Toten und Ungeborenen; in den Tiefen der Volksgemeinschaft schlummert ganzer Jahrhunderte Erbteil aufgespeicherten Lächelns, hingesäeter Küsse, Erbteil an Innigkeit, an unerkannten Heroismen, unzähliges Händefalten, das Vermächtnis des Fluches, des Blutes. Auf einer Erde, scharlachrot von Kriegen der Zeitalter, nahen uns aus Aeonen die lichtumflossenen Gestalten traumverwegener Heiliger, die fähig waren, auch durch den Qualm über verbrannten Städten eine fremde, herrlichere Welt zu schauen und den Kreuzzug der Liebe zu ihrer Eroberung zu predigen. Magisch greift ihr Wille in den unseren, denn Wille ist mit Wille in unausgesetzter Berührung, von Aeon zu Aeon; in die Breite wirkend im Gleichzeitigen, in die Ferne, in der Zeiten Folge. So wie sich Sprache von Geschlecht auf Geschlecht überträgt, so geht auch die Ernte an Süße und Wahrheit über, die Ernte an Glut und Verzückung, an Bitterkeit und Nacht, die die Worte begleitet. Im düsteren Hintergrunde aller unserer Gedanken spiegelt sich das Bild der Erde gewandelt von den Jahrhunderten, Ankunft des Menschen und sein Kampf mit der Erde, unseres Stammes Geschichte, die Schritte der Bruderscharen, dahinziehend durch Zeitengelände, ihre Hoffnungen, hineingesungen in die Ewigkeit, die lichtversenkten Türme künftiger Städte, die lichtberauschten Welten, enttauchend Nebelgestirnen. . . .

Und so wie Tausende um uns stehen beim ersten Erwachen unserer geistigen Blicke, so begeistern wir uns in ihrem höchsten Erstrahlen, wenn der Traum künftiger Jahrhunderte wie eine Zauberlandschaft aufsprießt auf den Wüsten unserer Sehnsucht, die in der Glut unseres Hauches brennen, an der Herrlichkeit eines Lebens, das gerecht wie die Sonne in einer einzigen Lichtwoge sich ausgösse über die Welt Ungezählter. Alle befreien! Daß, was unter glücklichen Bedingungen Einer von der Ewigkeit erschaut, tausende Brüder sehen könnten! Daß, was in der Verzückung der Gnade Einer zu verzeihen vermochte, tausende zu verzeihen fähig würden! Daß sie fähig würden, zu lieben wie die Stärksten und nur das zu hassen, was die Heiligsten unter uns zu hassen imstande waren! Daß Tausende vermöchten sich der Dinge zu bemächtigen und ihrer Herrschaft sie zu unterwerfen, wie jene, die die Süße erhabener Verschwendungslust der Liebenden erkannt haben! Daß die Zeit käme und wir dort, wo wir heute mit dem Gedanken zu siegen vermögen, auch siegten durch sichtbare Tat, die herrliche Idee gewandelt zur herrlichen Bewegung, Traumumarmung zur Schulterumschlingung, Städte des Nebels und des Lichtes gewandelt zu Städten des Goldes und des Marmors, Augenblickslächeln der Sonne, gewandelt zum Tage

einzigen Lichtes! Eine Entwicklung, da das Leben sich zusammensetzt aus Freuden, die für uns, Schwache, noch Schmerzen sind und aus Schmerzen, die uns, Unvollkommenen, noch Freuden sind. Denn mit höherem Leben entfaltet sich höheres Werten der Dinge. Und höchstes Leben ist jenes, wo Freude wie Licht über die Brüder gestreut ist, der Schmerz aber ihren Seelen abgenommen ist von einer einzigen, starken Seele, die imstande ist, ihn zum Segen umzuschaffen. Wer wird Worte finden, um die Geschichte eines solchen Lebens zu schreiben? Uebrigens, ist es nicht das Ziel der Geschichte, daß die Zeit herankomme, wo Geschichteschreiben weder möglich noch notwendig sein wird?

Für den Gläubigen verraten alle Schicksale einen geheimnisvollen Zusammenhang. Wir fassen ihn nicht, so wie wir die höchste Gerechtigkeit nicht fassen. Wir fassen ihn nicht, weil jener Teil der Geschichte, der sich in Raum und Zeit abspielt, geringfügig ist neben jenem, der außerhalb Raum und Zeit spielt. Und auch von dem Sichtbaren kommen manche Erlebnisse allzu feierlich und unvorhergesehen und sie finden nicht einmal Blicke vor, die Kraft genug hätten, sie zu schauen und der Zukunft zu bewahren. Auch genügt die bisherige Geschichte nicht, um des Gesetzes habhaft zu werden, das das Leben unseres Gestirns lenkt, eines Gestirns, das für unermeßliche Zeiten gegründet ist. Aber auch schon daraus, was wir sehen und ahnen, aus den blutigen Stürmen und Bränden, aus dem schweigsamen Leiden Ungezählter und dem Fieberblicke der Propheten nehmen wir die glühenden Berührungen des Ewigen wahr, die brennenden Annäherungen der weißglühenden Eisen an die vergifteten Wunden, den heilenden Hauch geheimnisvoller Säfte, reifend unter dem Sternbild der heiligen Nacht. Große und liebeprangende Worte flogen gar oft schon über unseren Häuptern und ließen Schweigen der Trauer und des Vertrauens in den Seelen jener zurück, die fähig waren, sie zu hören. Schweigen der Trauer, weil sie sahen, wie weit wir noch bis zum reinen, starken Leben zu gehen haben, wie viele Feuersbrünste unser noch harren, wieviel Schmerz und Sturm.

Schweigen der Hoffnungen, weil sie wußten, daß der Sieg stets jenen zufiel, welche den höchsten Willen erfaßt haben, daß in heiligen Händen auch vertrocknete Zweige aufblühen wie Lilien und daß der Liebenden Blicke in der zaubertiefen Sprache sprechen, welche Seelen und Ereignissen gebietet.

DIE LEGENDE VOM WELT-VERKOMMENEN SONKA

Bettler Von Haus zu Haus, wo wohnst du?

Auf der Menschheitsgaleere, geschmiedet an die Zeiger der Lüge,
Geflochten ans Urrad, ans Uhrrad der Zeit,
Hausen die Nächsten, Besitzer der Höhlen und der Paläste,
Hassen die Armut, die sie furchtsam lästern
Und mästen Gewissen verbittert mit Wahn. —

Aber du?

Blaudunkel flutet dein Blick:
Doch die Nacht kennt dich nicht,
Du bist unter Schatten nicht zu erblicken,
Dich beherbergt kein Grab.

Dein Antlitz ausgemergelt von Sonne —
Und ich begegne dir nie,
Wie du des Sommers wanderst im Staub der Straßen
Oder wie du wandelst am weißen Strand vor den Toren,
Und ich find dich nicht schlafen am Wiesenrain
Und ertapp dich nie
Abbeerend die Sträucher im Weinberg.
Die Gräser blühen nichts von deinem leichten Gang,
Die Wipfel rauschen nichts von deinem sich wiegenden Haupt,
Der Winde Atmen hat deinen Odem nie verspürt.

Nicht kündet spiegelnd dich der Glanz der herbern Jahreszeiten:
Schnee oder Blüte.
Die Männer wissen dich nicht,
Die Frauen: niemals hat solch ein Mensch hier gebettelt.

Und ich erschau dich doch allemal, Bettler Von Haus zu Haus,
Am hellen Mittag und zu Mitternacht
Unbekümmert schreiten von Haus zu Haus
In Bettlertracht
Mit deinem Bettelsack
Und deiner Schnapsflasche:
Wo luderst du dein Tagwerk hin?
Was ist dein Wesen, was dein Sinn?
Wo ruhst du aus?

Zeitgeläute, raumatmend, Werden tönt nur Klageruf,
Sonka nennt mich die Erde.
Sich tötete der Mensch, der liebend mir den Namen schuf,
Geist, daß er sei, ewig, und nicht mehr werde.
Beseelt ward der Anfang, entleibt das Ende —
Tod ist vollendetes Immer.

Und wiedergeboren bricht aus tagdurchflossenem Sein
Widerhall seiner Stille,
— Erstritten erlitten auf Erden einmal —
Das Wort und der Laut:
Ein Mal, mir geworden, mein Name.
Liebe und Sterben, in Ewigkeit da sein
Bedeutet den Dulder,
Verwirklicht den Dichter,
Leitet im Wesen der Welt des Sehers heimgeheiligten Pfad,
Schmerzerhellte Beziehung zum Geist:

Stoff gestaltet den Schein der Legende.
Endlich verklingen, endlich geläutert von meines Ursinns Berührung
Verklingen die Dinge Sonka.

Gleichnis verwirrt und Bild verführt,
Da ist des Wortes Irresein,
Da ist der Traumgesichte Schein.
Ich schreite gleite unberührt,
Ein jeder geht den Weg allein.
Stein wie Stein, zu Staub wird Stein,
Weg bleibt, was der Weg gebiert,
Spur nur, was der Fuß verliert.
Aber jenseits von Weg und Spur und Staub —
Ist Sein Gott.

Gleichnis haucht das Tote nicht lebendig,
Bild schlägt, was lebendig wurde, tot.
Aus meinem leeren Bettelsack verschenk ich ewig Brot
Und meiner Flasche Nichts, das ich verspreng, ist wahnlos, nichts,
Beständig.

ALBERT EHRENSTEIN

DER ROTE KRIEGER SPRICHT

Bis an den Hals versinke ich in den Knochen der Schädelstätte. Wütend rüttelt mein Geist seit Jahren am Gitter, den Käfig in Trümmer, euch, meine Freunde, und mich aus dem

Kerker zu reißen. Aber, o Brüdermillionen, die Kraft ist noch bei den Raubmenschen und Menschenräubern, bei den Mächten des Todes und der Zerstörung. Nicht mehr, glaub ich, kommt Licht; Frieden ist Traum, Gott eine hehre Chimäre. Gleich nach der Bergpredigt entschlief Christus für immer! Erhebe dich, wandle, erwecke dich, Totenerwecker! Spalte mit deiner hölzernen Kreuzkrücke den eisernen Kreuzrittern die ehernen Stirnen!

Aber eher wird ein sinnreiches Tier, ein wütender Hund Tyrannen zerreißen, ehe Soldaten der Menschheit erfüllende Handgranate die Hand füllt.

Immer noch läßt sich der unbeholfene Walfisch, der Leviathan „Menschheit", von den Wut-Engeln, Schwert-Fischen, Fleisch-Sägen zerschlitzen. Sternbewohner, Marsmörser torpediert ihr die blutrünstigen Fliegermücken!

Verflucht alle Meere, die Unterboote beherbergen; verflucht alle Häfen, in denen Panzerschiffe hausen! Verflucht alle Feldbäuche, kugelsicheren Generäle und Kapitäne zur Luft, verflucht alle Munitionsarbeiter und Feldeisenbahner! Verflucht alle Durchhälter, zeitungsberichtenden Kriegszuhälter und Heldenschriftsteller, verflucht die scherwenzelnden Journalisten, Schnittlauch auf allen Blutsuppen! Verflucht Pflegerinnen, die Verwundete ans Messer liefern, Verletzte fürs graue Feld heilen, für den blendenden Kopfschuß. Verflucht alle Weiber, die bei Offizieren schlafen, verflucht alle Mütter, die ihren Leib zum Schlachtfeld machen — den Mordstaaten, Prothesenkönigen, erlauchten Krüppelprotektoren, Blinden-Präsidenten, krokodilstränenausgießenden Friedenskanzlern Söhne: Krieger gebären! Verflucht alle Spektakel: Kabarette, Kinotheater, Operettenbordelle, die den Hinterländern mit vaterländischen Affenpossen das Durchhalten versüßen! Verflucht alle Pfaffen, die mordenden Soldaten ein gutes Gewissen verschaffen. Verflucht alle Federhelden, die, vom Weltkrieg im Dichten gestört, hinterm Ofen, fern vom Schuß „Revolution!" schreien und schreiben, unter geheimnisvoll dröhnenden Gebärden, wichtigtuerischen Schiebermienen mit revoltierenden Geschichten, Aufsätzen, Gedichten ihre (honorarpflichtige) Pflicht getan zu haben meinen. Verflucht unsere, meine eigene zuwartende Feigheit, die noch immer nicht den Mächtigen das Messer in den Magen stieß.

Anwidert mich Beifall, Widerhall aller Guten: Sie gehen ins Theater, statt auf die Straße zu gehen. Schriftsteller heißen höchstens Browning, aber sie tun es nicht; ihre Bomben sind mit Eis gefüllt, gehen in den Bauch und nicht ans Leben! Verflucht seien die Schreiber und Leser! Verflucht sei das Wort! Im Anfang war die Tat!

DER TOD DES ANHELLI

ÜBERTRAGUNG VON ARNOLD GAHLBERG

Das nachfolgende Fragment umfaßt die drei Schlußkapitel aus dem Werke: Anhelli von Julius Slowacki; dieses entstand während der Pilgerwanderung des Dichters nach Jerusalem, zum Grabe Christi, in den Jahren 1835—1836. —

Der Rademacher Piast ist, der Legende nach, Begründer der ersten polnischen Fürstendynastie. — Eloe, die Grabhüterin, ist der sagenhafte Engel, geboren aus der Träne des Mitleids, die Christus am Kreuze vergossen haben soll. A. G.

Am selben Tag, vor Sonnenuntergang, saß Anhelli auf einem Eisblock, an öder Stelle, und sah zwei Jünglinge, die sich ihm näherten.

An dem leichten Wind, der von ihnen kam, fühlte er, daß sie von Gott gesandt waren, und er erwartete, den Tod erhoffend, was sie ihm verkünden würden.

Und als sie ihn wie irdische Wesen begrüßten, sagte er: Ich habe euch erkannt, verstellt euch nicht: ihr seid Engel.

Kommt ihr denn, mich zu trösten? Oder mit dem Kummer zu hadern, der mich in der Einsamkeit das Schweigen gelehrt hat?

Und es sprachen zu ihm jene Jünglinge: Siehe, wir sind gekommen, dir zu verkünden, daß heute die Sonne noch aufsteht, aber morgen wird sie sich nicht mehr zeigen über der Erde.

Wir sind gekommen, dir die Finsternis des Winters zu künden und ein Grauen, größer als es je Menschen zuteil ward: die Einsamkeit im Dunkel.

Wir sind gekommen, dir zu verkünden, daß deine Brüder starben, als sie Leichen aßen und von Menschenblut toll wurden: und du bist der Letzte.

Und wir sind dieselben, die vor Zeiten in die Hütte des Rademachers kamen und die an seinem Tische saßen, im Schatten der duftenden Linden.

Euer Volk war da wie ein Mensch, der erwacht und zu sich spricht: Siehe, es wartet meiner ein lieblich Ding des Mittags und ich werde mich freuen des Abends.

Wir haben euch Hoffnung verkündet und nun sind wir gekommen, Ende und Unglück zu künden, und Gott hat uns verboten, die Zukunft zu öffnen.

Und es antwortete ihnen Anhelli und sagte: Wahrlich, wollt ihr mich verhöhnen, da ihr vom Piast redet und vom Anfang, während ich den Tod erwarte und nur Elend sah in meinem Leben?

Seid ihr denn gekommen, mich zu erschrecken mit einem Ruf: die Finsternis naht! wozu den ängstigen, der leidet? hat denn die Gruft nicht genug der Schrecken?

Mit Schrecken hat mein Leben begonnen. Mein Vater starb den Tod, den die Söhne des Landes sterben, ermordet, und meine Mutter starb aus Leid ihm nach, und ich war ein Spätgeborener.

Die erste Lilie am Grabe meines Vaters ist mir Gespielin und die erste Rose am Grabe meiner Mutter ward mir zur jüngeren Schwester.

Siehe, in der Wiege wehte der Atem des väterlichen Blutes mich an und ich wuchs auf mit einem traurigen und erschrockenen Gesicht.

Und da ich als Kind auf den Knien fremder Menschen saß, redete ich mit ängstlichen Worten in die Dunkelheit, und ich hörte aus dem Rauschen der herbstlichen Blätter im Wind, was sie flüsterten.

An meiner Wiege stand die Furcht: so lasset mir doch die stille Trauer allein in der Stunde des Todes.

Geht! und saget Gott, wenn das Opfer der Seele ihm lieb ist, so sei sie ihm gegeben, und ich bin willig, daß sie sterbe.

Ich habe so große Trauer im Herzen, daß die himmlischen Lichter künftig mich quälen würden, und ich bin gleichgültig für die Ewigkeit und müde bin ich und ich will einschlafen.

Und wenn Gott auch weiß, daß meine Seele rein ist und unbefleckt von gemeiner Sünde — so saget ihm, wenn er meine Seele als Opfer annimmt, will ich sie ihm geben.

Und die Engel fielen ihm in die Rede und sagten: Du verlierst dich, der Wunsch des Menschen ist das Gericht über ihn.

Und du kannst nicht wissen, ob nicht von deinem Stillesein ein Leben abhängt, und vielleicht Leben und Schicksal von Millionen.

Vielleicht bist du auserwählt für ein stilles Opfer und willst dich verwandeln in furchtbaren Blitz, geschleudert in die Dunkelheit zum Schrecken der Herde?

Und Anhelli demütigte sich und sprach: Ihr Engel, verzeihet mir! ich habe mich hinreißen lassen, und meiner Gedanken Flügel haben mich fortgetragen.

Also werde ich leiden wie früher: siehe, die Laute meiner Heimat und die Sprache der Menschen bleiben in mir gleich einer Harfe mit zerrissenen Saiten ... zu wem denn soll ich reden? ...

Die Dunkelheit wird mein Gefährte sein und meine Heimat.

Und meine Augen wie Dienerinnen, die die Arbeit lassen, weil das Oel ausging in der abendlichen Lampe.

Und mein Blick wie Tauben, die zur Nachtzeit flattern, die entsetzte Brust an Bäume und Felsen schlagend.

Feurige Ringe wird mein Hirn gebären, und sie werden sich vor die Augen stellen wie treue Diener, die mit Laternen vor dem Herrn schreiten.

Und ich werde die Hände im Dunkel ausstrecken, die feurigen Flecken zu fangen, wie ein Wahnsinniger.

Aber die Greuel der Erde sind nichts, mein Gram über die Heimat ist furchtbarer. Was tun?

O! gebt mir die Kraft von Millionen Lebendigen und wieder die Qual von Millionen, die in der Hölle sind.

Warum denn ließ ich mich zerren und martern um Dinge, die Wahnsinn sind? warum habe ich nicht in Ruhe gelebt?

Ich habe mich in den Strom des Unglücks gestürzt und seine Welle hat mich weit fortgetragen und ich kehre nicht mehr zurück — nie mehr!

Und wiederum fielen die Engel in seine Rede und sie sprachen: Siehe, einmal ließest du dich hinreißen, deine Seele zu lästern, und nun lästerst du den Willen, der in dir war, als du dich dem Vaterlande zum Opfer gabst.

Wohnt denn in den reinsten Herzen der Menschen ein böser Geist, der sie verwirrt und über die Grenze des Guten schleudert?

Wir warnen dich also nach Gottes Ratschluß, da du in wenigen Stunden sterben mußt, solltest du ruhiger sein.

Als Anhelli dies vernahm, senkte er den Kopf und ergab sich dem Willen Gottes. Da gingen die Engel fort.

*

Und allein zurückgeblieben rief Anhelli mit trauriger Stimme: Dies also ist das Ende!

Was habe ich auf Erden getan? war dies ein Traum?

Und während Anhelli über die Rätsel der Zukunft grübelte, rötete sich der Himmel und die Sonne in ihrer Pracht brach hervor; und auf den Erdenring gestützt, rot wie die Flamme, stieg sie nicht auf.

Den kurzen Tag nützten die Vögel des Himmels und die weißen Möven, denen Gott befohlen hatte, vor der Finsternis zu fliehen, und sie flogen in großen Schwärmen jammernd.

Da sah Anhelli nach ihnen und rief: Wohin flieget ihr, Möven?

Und es war ihm, als ob aus dem Jammergeschrei der Vögel eine Stimme ihm antwortete: Wir fliegen in deine Heimat!

Sollen wir jemanden grüßen? oder uns niederlassen auf ein liebes Haus, nachts ein Unglückslied zu krähen?

Daß deine Mutter erwache oder einer deiner Verwandten und sie im Dunkel vor Grauen zu weinen beginnen.

Dem Sohn nachtrauernd, den das Land der Gräber fraß, und dem Bruder, den das Unglück verschlungen hat.

Dies war die Stimme der Vögel und das Herz Anhellis zerbrach und er fiel nieder.

Und die Sonne versank unter die Erde, und nur die Vögel, die am höchsten flogen, leuchteten noch am saphirenen Grund des Himmels, wie weiße Rosengirlanden gen Süden schwebend.

Anhelli war tot.

*

In der Finsternis, die dann kam, erglühte die große Polarsonne und der Wolken Brand.

Und der müde Mond stieg hinab in die Flammen des Himmels, wie eine weiße Taube, die am Abend sich niederläßt auf die vom Sonnenuntergang gerötete Hütte.

Eloe saß über dem Körper des Toten, mit dem Stern der Schwermut im aufgelösten Haar.

Und siehe, plötzlich entstieg ein Ritter auf hohem Roß der flammenden Röte, völlig gepanzert, und flog mit furchtbarem Hufschlag.

Der Schnee lief vor ihm und vor der Brust des Rosses wie schäumende Welle vor dem Kahn.

Und in der Hand des Ritters war eine Fahne, und auf ihr brannten drei flammende Zeichen.

Und vor dem Toten haltend, rief jener Ritter mit donnernder Stimme: Hier war ein Krieger, er stehe auf!

Er steige auf das Roß, ich werde ihn tragen schneller als der Sturm dorthin, wo er im Feuer erwacht.

Siehe die Völker stehen auf! siehe aus Leichen sind die Pflaster der Städte! siehe das Volk obsiegt!

An den blutigen Strömen und unter den Arkaden der Paläste stehen bleiche Könige, die Scharlachgewänder über ihren Leibern schließend, um die Brust vor der sausenden Kugel und vor dem Sturmwind der menschlichen Rache zu decken.

Ihre Kronen fliegen von den Häuptern wie himmlische Adler, und die Schädel der Könige sind nackt.

Gott wirft Blitze auf die grauen Köpfe und auf die Stirnen, von Kronen entblößt.

Wer eine Seele hat, der stehe auf! und lebe! denn es ist die Zeit des Lebens für starke Menschen.

So sprach der Ritter, und Eloe, sich von dem Toten erhebend, sagte: Ritter, wecke ihn nicht, denn er schläft.

Er war bestimmt zum Opfer, ja zu einem Opfer des Herzens. Ritter, fliege weiter, weck ihn nicht.

Ich trage viele Schuld, daß sein Herz nicht so rein war wie die diamantene Quelle und so duftend wie die Lilien des Frühlings.

Dieser Leib gehört mir und dieses Herz war mein. Ritter, dein Roß schlägt mit den Hufen, fliege weiter!

Und der feurige Ritter flog gleich dem Rauschen eines großen Gewitters davon; und Eloe ließ sich nieder über dem Körper des Toten.

Und sie freute sich, daß sein Herz nicht erwacht war auf den Ruf des Ritters und daß er schon ruhte.

FRITZ LAMPL

KINDHEIT

Wenn ich mich heute meiner Kinderjahre erinnere, dann sehe ich mich im Bette liegen krank und stumm, mit Sonnen spielen, die in Vasen und Leuchtern blitzten, mit den hundertfachen Blumen der Tapete und dem wechselvollen Geräusch der Stadt hinter geschlossenen Fenstern. Wie die Lastwagen lautlos in breiten Schatten durchs Zimmer glitten und draußen im starken Leben das Pflaster donnerte, schwer anstieg und verklang. Der Vater, die Brüder kamen geschäftig an mein Bett wie an eine Kostbarkeit, war ich traurig oder fröhlich, ich wußte es nicht. Und dann die langen Sommertage am Fenster sitzen, vom Leben träumen, das über die Brücken lief in die ferne Welt. Wie liebte ich die schrägen Strahlen der Sonne auf meinen Händen, wenn die Mutter durchs Zimmer ging, die Bücher ordnete, die Bilder in goldenen Rahmen. Zuweilen kam Besuch, aber die Menschen waren nicht so wie ich sie mir dachte, ihre Augen waren müde und wunschlos und das große Leben, Wind und Sonne stand nicht darin.

Und dann die Schule. An ihren vergitterten Scheiben hing Efeu und wilder Wein, aber die Lehrer lehrten mich das Leben fürchten, die Mitschüler, fremde Kameraden, waren voll Lärm und Heiterkeit und so klammerte sich mein Herz an die vergessenen Blumen, von keinem gepflegt und behütet. Das große Tor der Schule war die schwere Prüfung meiner Kindheit: die gelben, singenden Gaslampen, die Tafel schwarz wie ein Abgrund, die ewige Geselligkeit, die meinen Traum zerstörte. Der Winter war lang und ohne Licht, der Frühling voll Sehnsucht, der Sommer leer. Starb dem Nachbarskind nicht die Mutter, höre ich nicht den Leichenwagen rollen, das Kind stürzen und schrein. O dieser Schrei! Dunkle Gestalten verschwanden im Kanal, bis sie am Morgen vor der Schleuse lagen, verschwommen grüne Körper, von Hergelaufenen umstellt. Epileptiker zuckten im Rinnstein und einmal lag auf einer Gartenbank ein Toter verkrümmt. So standen die unheimlichen Gesichter des Todes vor der Dumpfheit meiner Jahre und erfüllten mein Herz mit ängstlichem Heimweh.

Was war es, das ich ersehnte? O Gott, ich träumte einen Traum. Wenn am Abend die Glocken tönten aus einer anderen Welt, aus einer Welt voll großer Gedanken und Abenteuer, wenn ich auf der Brücke stand und die Wellen glänzten berauscht und riefen: wir schweben ins Meer, ins weite Meer! da wurde oft meine Schwermut übergroß und ich begann zu weinen. Noch waren alle Dinge schattenhaft. Dann kam die Nacht und ich träumte:

Ich lag im tiefen Schnee unter den Sternen. Auf den Straßen faulte das Laub des Herbstes, auf den Höhen schliefen Tannen dunkelgrün, Eichen schwarz und starr, die Birke mit roten Haaren. Darüber des eingefrorenen Himmels trostlose Finsternis, die Wolken Berge von Eis. Und ich im tiefen Schnee unter den unsichtbaren Sternen, nur dem Herzen sichtbar, das vom Sommer träumt, der trostreichen Zeit, vom vibrierenden Ton der Grille, vom kühlen Gold des abendlichen Bachs. Es war im Winter und ich war allein.

FRANZ WERFEL

AN EINE LERCHE

Zarter Lied-Geist,
Vogel warst du nie!
SHELLEY

Du heiliges Zittern unter dem toten Oben!
Du geistiges Schwirren über dem tödlichen Unten!
Du immer fruchtbare fruchtbare Seele!
O Hoffnung, nicht unser,
Inmitten dieses tränenlosen Abgrunds!
Wir heben die harten Füße
Zu Trommel und Sträflingsmarsch.
Trompete, Peitsche im offenen Fleisch
Aetzt uns und reißt uns voran.

Doch dich fühlen wir
Ueberm Galeerennacken,
Dich Wärme klein,
Dich Gottesflämmlein Lieds.

Du Leben, einfältiger Punkt,
Nicht unser bist du!
Denn wir lügen,
Wie brüllen und stieren,
Stößt uns der Wächter zur Suppe.
Viel fürchten wir
Unsern Herrscher, den Hieb. —
Und so nicht sind wir, was wir sind.
Du aber, Lerche,
Du unversehrte zarte Wahrheit,
Du tust dein Leben,
Du schwebst deinen Sang, und
Du bist, was du bist.

WIE BRUDER GIUEPRO AUS LIEBE ZU GOTT DIE ARMEN BESCHENKTE

AUS „LEGENDEN DES HL. FRANZ VON ASSISI"
ÜBERTRAGUNG VON VASCO TAGLIAPIETRA

So großes Mitleid und so viel Liebe hatte Bruder Giuepro für die Armen, daß, wenn er einen sah, der dürftig gekleidet oder völlig entblößt war, er sich ohne Besinnen seine Kutte auszog oder die Kapuze von seinem Mantel abnahm und sie einem so gearteten Armen gab. Aus diesem Grunde hatte ihm der Guardian bei dem Gelübde des Gehorsams befohlen, er dürfe nie mehr seine ganze Kutte einem Armen schenken, oder einen Teil seines Kleides.

Nach einigen Tagen trug es sich wieder zu, daß Bruder Giuepro einem Armen begegnete, der fast ganz nackt war, und ihn um der Liebe Gottes willen um ein Almosen anflehte. Von tiefem Mitleid gerührt, sprach er zu ihm: „Ich habe nichts, was ich dir geben könnte, als diese meine Kutte. Doch bei dem Gehorsam, den ich meinem Prior schulde, darf ich sie keinem Menschen geben, noch einen Teil meines Kleides. Wenn du sie mir aber vom Rücken wegnehmen wolltest, würde ich dazu nicht nein sagen."

Er hatte nicht zu einem Tauben gesprochen, denn sofort kehrte ihm der Arme die Kutte auf dem Leibe um und machte sich mit ihr aus dem Staube, während Bruder Giuepro splitternackt dastand.

Als er in das Kloster zurückkehrte und man ihn fragte, wo seine Kutte sei, antwortete er: „Eine gute Seele hat sie mir hinterrücks ausgezogen und hat sich mit ihr davongemacht." —

Je mehr in ihm die Gabe der Liebe wuchs, desto weniger begnügte er sich damit, seine Kutte herzugeben. Bücher, Meßgewänder, Kirchenmäntel und was ihm sonst in die Hände fiel, schenkte er den Armen. Dies war der Grund, weshalb die Ordensbrüder ihre Sachen nie offen liegen ließen, denn Bruder Giuepro verteilte jedwedes Ding unter die Armen, um der Liebe Gottes willen und zu seinem Preis.

DIE GOTTHEIT ALS KOMÖDIANT

Es treten auf:

Der Theaterdirektor.
Der Schauspieler, Darsteller Zarathustras.
Der Dichter.
Der Zuschauer Johann.
Ich.
Der linke Narr.
Der rechte Narr.
Der Aelteste der Zuschauer.
Der Jüngste der Zuschauer.
Alle Zuschauer.

Ort: Theater.

Alle Zuschauer (erheben sich von ihren Plätzen): Die göttliche Komödie ist tot. Wo ist der göttliche Komödiant?

Durch den Vorhang kriecht

der linke Narr (duckt sich): Was soll geschehen? Ist Gott auch unter den Komödianten?

Der rechte Narr (hüpfend): Nichts ist mir erspart geblieben: ich werde Prophet.

Der Theaterdirektor (hastig): Publikum!
Ich bedaure, das Stück wird nicht gespielt. Die Apokalypse reitet durch uns. Zarathustra hat eben seine Rolle — vergessen. Und der Herr des Himmels hat eben meinem Dichter die Einbildungskraft genommen.

Großes, immer höher anwachsendes Staunen der Zuschauer.

Ich aber verliere nicht die Ruhe und denke sofort an mein — Geschäft. Um die Meute los zu werden, schicke ich sie schnell zum — Publikum. Hier ist das Theater. (Ab.)

Der Aelteste der Zuschauer: Der Dichter ist aus. Das Theater schließt sich von selbst.

Der Jüngste der Zuschauer: Der Große Mensch geht auf. Ich bin der Makrokosmos. Aus meinem männlichen Glied wird die Hütte Gottes gebaut. Die neue Erde, der neue Himmel, das neue Paradies.

Alle Zuschauer (erheben sich von ihren Plätzen, beschwörend): Gott!
Wir wollen keine Mittler mehr gebären.
Wenn du nicht selbst zu uns herunterkommst,
so steigen wir zu dir hinauf.

Der Vorhang geht auf.

Der Schauspieler trägt die Maske Zarathustras.

Johann geht aus dem Zuschauerraum auf die Bühne.

Johann (erschrocken): Diese Augen sind nicht die Augen Zarathustras!
(Tritt näher.) Du trägst den Zwiespalt mitten im Gesicht: das Haupthaar unbeschnitten und der Bart beschnitten. Deine Haut ist glatt: wo sind die Runzeln und die siebzig Jahre Zarathustras? Dein Rücken ist gerad: wo ist der Buckel und der Kummer Zarathustras? (Wirft sich zu Boden.) Hilfe, Hilfe, Herr! Ich bin ein ein Narr und suche Zarathustra.

Schauspieler (schamvoll).

Johann (zieht aus der Tasche ein Papier): Hier auf dem Theaterzettel steht geschrieben: Heut abend wird gespielt: „Die Taten Zarathustras". Sein Leben wird gespielt? Das kann nur Zarathustra.
(Aufspringend.) Herr, deine Sendung her, dein Name!

Schauspieler: Zarathustra.

Johann (höchst verwundert).

Schauspieler: Ich bin und bin es nicht: zwei Stunden lang ein Leben.

Johann: Zwei Stunden sind nicht seine hunderttausend!

Schauspieler: Die Zeit ist oft durch Langsamkeit so lang. Bei mir sind tausend Jahre wie ein Tag.

Johann: Kämst du in der ersten Sekunde der zwei Stunden auf die Welt und wärst du in der letzten tot: es wäre denkbar.
Vor einer Weile standst du noch fern von diesem Haus. Wer warst du auf der Straße, sag? Wann wurdest du Zarathustra? Als der Vorhang aufging? Wann stirbst du? Wenn der Vorhang fällt?

Schauspieler: Ich bin der Verwandler. Cäsar, Napoleon, Mahomet gehen durch mich einmal — und heute Zarathustra. Der Dichter pflückt die Frucht, doch ich verzehre sie. Nichts ist zu hoch für meine Niedrigkeit: die Stimme Gottes selber wird einmal wie einst durch Bileams Esel, aus meinem Mund durch diesen Raum erschallen. Ich kann alles.

Johann (bestürzt): Gott, mit seinem Himmel in die Welt herabgegangen, als Menschen durchzudenken, ist verrückt; wie erst als Komödianten auf der Narrenbühne?

Schauspieler: Doch. Hier ist sein Altar. Ich bin das Lamm. Ich hasse mich und spiele nur, um von mir loszukommen. Ich werde täglich Gottes Komödiant, um im Wahne himmlischen Lebens — Gott zu sein.

Johann: Der Dichter pflückt die Frucht und du verzehrst sie; wer aber ist sie selber?

Schauspieler: Sie selber? Sie selber ist: niemand.

Johann: Niemand?
Oh! hat dich vielleicht die Rolle unvorhergesehen plötzlich überfallen und mußt du sie nun abspielen, wie der Mondsüchtige schnell vom Balkon heruntersteigt?
Ah! nein, ich verstehe. Zarathustra war zuerst: deine eigene Theorie. Er hat dich einmal als die himmlische Blume deines Sehnens heimgesucht und blieb in deiner Seele liegen; er ist nach und nach dein heimlichster Riese geworden, ein vielstimmiger Gesang, der dein ganzes inneres Haus gefangennahm: Zarathustras Antlitz, Gang und Stimme, Geburt und Tod. Bis eines Abends auf deinem ehemaligen Leib Herr Zarathustra selber einhergeritten kam, um heute, hier, vor allen diesen Kindern, Müttern, Vätern zwei Stunden lang sein Leben zu gebären.

Schauspieler: Zarathustra kam nicht aus meiner Sehnsucht zu mir, sondern von draußen. Ich habe ihn nicht inwendig gelernt, aber auswendig.

Johann: Bist du ihm je begegnet?
Vielleicht hat Zarathustra irgendwann gelebt und sieht nun von seiner Unterwelt die Auferstehung seines großen Fleisches in deiner niedrigen und fremden Haut. Die Toten können sich nicht wehren, widerrufen. Ich feiere den Leib, der vollkommen, unwiederholbar, tot ist, wenn er tot ist; denn die schmerzlichste Krankheit der Toten ist nicht die Hölle, sondern durch die Welt geschleift zu werden, ohne wirklich zu werden. Lasse, Mann, den Lebenden ihr Leben und den Toten ihren Tod!
Ich bin ihr Abgesandter. Zarathustra ist hier am falschen Ort: ich bin beauftragt, seine Ruhe wiederherzustellen.
Weltmörder! Doppelgänger! Die Toten über dich!

Schauspieler: Bedenke vor der Verfluchung meines Werkes im Angesicht des Volkes: zum richtigen Doppelgänger fehlt mir noch die Gleichzeitigkeit mit Zarathustra.

Johann: Angenommen, dein Zarathustra ist nicht tot, sondern lebt irgendwo. In diesem Augenblick! Oder genauer: er geht herum und lehrt auf den

Marktplätzen dieser Stadt, uns allen wohlbekannt. Oder das Schrecklichste für dich: er sitzt im Zuschauerraume. Jetzt! Dort! Sieht, Abend für Abend, die Fratze seines Lebens aus der Büchse dieser Hölle stürzen: O Hilfe, halt! Er kommt durch diesen Seitengang der Bühne, (Johann wirft sich zu Boden) kniet und windet sich um deine Knie und —

Schauspieler: Fleht demütig um — ein ruhiges Leben?

Johann: Der reziproke, unvermeidliche Konflikt ist ausgebrochen: zwischen Zarathustra als Zuschauer und Zarathustra als Komödiant. Der Autor erschlägt die Begegnung und mit ihr die Welt, aber der Schauspieler noch den radikalsten Augenschein, nicht die Begegnung, aber und zwar sich selber in der Begegnung, sein Allernächstes in der Nähe.
Was muß Zarathustra-Gott tun, wenn er nun Aug um Aug dem Aegypter, dir, seinem Zarathustra-Komödianten gegenübersteht? Die schnellste Lösung: Zarathustra wird zum Mörder. Die wahnwitzigste: Zarathustra treibt den Spiegelmenschen zum Selbstmord. Die messianische Auflösung: Zarathustra bringt durch Blick und Rede den Schauspieler zur Raison.

Schauspieler: Merkwürdig nur, daß Zarathustra immer mich, aber nicht sich selber zugrunde richten will!

Johann: Durch Selbstmord würde sich Zarathustra nur scheinbar geholfen haben, da der Tod sein durch dich hervorgerufenes Leiden erst recht unheilbar macht, dich aber dann erst völlig mit dem Konflikt allein gelassen hätte, den dann nur noch das Alpdrücken der Selbstreflexion, hervorgerufen durch die Vision des Toten, erretten könnte.

Schauspieler: Was mengst du dich denn ein in meinen Streit mit Zarathustra? Wozu bedarf er eines Advokaten? Wenn ich ihm als handelnder, mußt du ihm nicht als dialektischer Vertreter ebenso lästig sein?

Johann: Aber, Unseliger, sagt dir nicht die Angst, ich könnte Zarathustra sein, ich, dessen Maske du noch immer trägst? Erkennst du nicht deine Niederlage, von jedem denkbaren Standpunkt erwiesen? Die erste Möglichkeit wäre: Zarathustra, verstanden als deine eigene Theorie, die dich eines Tages — unterkriegt.

Schauspieler: Die Sehnsucht.

Johann: Die zweite Möglichkeit wäre: Zarathustra ist ein wirklich Toter, dessen Legende dich — unterkriegt. Indem du sein Darsteller wirst, unterschlägst du dein im geheimen ohnehin währendes Dasein und wirst eben daher und zugleich Schöpfer der vollständigsten Hölle der — Toten. Zum reinen Doppelgänger fehlt dir nur noch die Gleichzeitigkeit mit Zarathustra.

Schauspieler: Oh! du machst mich langsam — mir selber — verrückt!

Johann: Die dritte Möglichkeit wäre: Zarathustra lebt und rückt seinem Falschspieler dialektisch-mörderisch an den Leib. Denn indem die Sehnsucht nach Vollkommenheit den Komödianten antreibt, Zarathustra möglichst identisch zu spielen, ist er eben gerade dadurch im Moment höchsten Gelingens das reine Gleichbild des Meisters, ihm kongruent wie ein Dreieck einem gleichen, restlos reziprok, spiegel-vertauschbar innen und außen geworden. Zarathustras Konflikt ist der herabgelangte Protest Gott-Vaters gegen den ihn vermittelnden Sohn.

Schauspieler: Darf es einen noch schrecklicheren Zustand geben als die Begegnung von Gleichen?

Johann: Der vollkommene Doppelgänger ist die Wiederkehr des Gleichsten. Zarathustra-Schauspieler und Zarathustra-selber sind in diesem Höchstfalle nicht mehr zwei verschiedene (wenn auch sonst in jeder Beziehung gleiche) Leiber und Seelen, sondern sind plötzlich ein Leib und eine Seele geworden, die lückenlos zusammenpassen, also gleichzeitig und gleichräumlich, eine Einheit, in der kein schärfstes Auge einen Bruch, der die ehemaligen Zwillinge vermuten ließe, entdecken kann, die also identisch, wie ein Dreieck kongruent mit sich selber, sind, wie der Beschauer sein Gegenbild im Spiegel in sich selber zurücknimmt — genau im Moment, in dem der Spiegel weggezogen (vernichtet) wird. Das Ich und der Doppelgänger zerfleischen sich in ihrem eigenen, demselben Fleische.

Schauspieler: Wie wird aber je ein Mensch dieses seltsamsten Besuchers bewußt, mit dem er dieselben Augen, Ohren, Gedanken und Schmerzen zugleich und zusammen hat?

Johann: Gewöhnlich nie; und streng genommen nur in einem einzigen, sehr seltenen Fall. Wir müssen

uns zu dieser radikalen Einheit die nötigen zwei Dinge an sich konstruieren, die nur eine und dieselbe Erscheinungswelt haben. Wenn nun ausnahmsweise das eine Ding an sich die Gottheit selber ist, die es unternommen hat, sich mit dem andern, des Menschen, von Geburt an zu vereinigen, ist dieses Hineinwachsen des Schöpfers in die Kreatur, diese völlige Durchdringung, die Selbstzerfleischung des Doppelgängers durch den Doppelgänger, bildliche Tat geworden.

Schauspieler: Mir ist klar, wie schreckliche Qualen Zarathustra durch meinen Sündenfall erleiden muß, noch ist aber nicht die verzwickte Lage, in der ich mich selber durch mein Schauspielen verstrickt habe, entknotet.

Johann: Nachdem wir den Konflikt in seinem Anteil vom Standpunkt Zarathustras genügend durchforscht haben, sei er in seinem Anteil von deinem nur heimlich begangenen Leben aus gesehen. Die Summe deines geistigen Unglücks ergibt sich genau dann, wenn du die höchste Stufe und Glückseligkeit als Komödiant erreicht hast. In diesem Augenblick bist du deutlich als der Doppelgänger nach beiden Seiten zu erschauen. Denn von deinem Schauspielersein — als deinem während der Theaterexistenz einzigen Zentrum — gehen zwei Strahlen aus, der eine nach außen, zu deinem Doppelgänger im Raum, dem ohnehin vorhandenen Zarathustra, der andere nach innen, zu deinem Wesensbild in der Seele, zu dir selber, als dem im Theater außer sich geratenen, sonst ohnehin vollständig vorhandenen Ich.

Schauspieler: Wie kann ich mich und alle Zuschauer von diesem Spuk befreien?

Johann: Indem du noch feststellst, ob Zarathustra, der nach deiner Aussage deine eigene Theorie nicht sein kann und ebenso sicher auch nie dreidimensional gelebt hat, nicht etwa die Theorie, die Traumschöpfung eines andern ist, den wir alle kennen!

Schauspieler: Oh! ich ahne den Schluß meines Trauerspiels. Wo ist mein Mörder?

Der Dichter eilig von rechts.

Dichter: Wie spielst du heute schlecht, o Zarathustra! Worüber klagst du?

Schauspieler: Ich suche meinen Mörder. Soeben hat mein Arzt eine schwere Krankheit meines Geistes festgestellt.

Die einzige Begegnung, die mir helfen könnte, ist die: mit Gott. Schicke ihn her!

Dichter: Wenn Gott unter die Schauspieler käme, würde leicht aus ihm ein Komödiant, aus einem Schauspieler aber schwerlich mehr als ein Wirrkopf.

Schauspieler: Wer bist denn du?

Dichter: Ich bin der Dichter dieses Stückes.

Schauspieler: Endlich kommst du, hinkender Engel! Mache schnell ein Opfer deiner Kunst gesund! Du kennst wohl Zarathustra?
Oh! diese Maske darf ihn nicht mehr quälen!
(Er reißt sich die Maske vom Gesicht.)

Dichter: Und ob! Ich habe ihn erschaffen.

Schauspieler: Dann alle Roman- und Bühnenhelden über dein schwarzes Vaterherz! Warum erlaubst du deinem Wahnsinn in fremden, meinen Gliedern zu tanzen? Warum bist du nicht dein Held, dein Dichter und dein Schauspieler zugleich?

Dichter: Jeder hat sein Amt. Ich das, zu dichten, du, der Schauspieler, zu spielen, der Architekt, geniale Bühnen zu erbauen. Dem einen ist die große, wortlose Empfindung, dem andern das entsprechende Gedicht gegeben. Erst im Zusammenklang ertönt die hohe Harmonie. Jeder erfülle sein Amt; wer es unterläßt, den verläßt Gott.

Schauspieler: Ich finde aber weder in noch außer mir einen Zeiger, der mir genau ansagt, wozu ich tauge, wozu ich begabter bin. Ich wünsche aber gerade und seit je ein Amt zu haben, zu dessen Ausübung ich völlig unbegabt bin.

Dichter: Der vollkommenste Wegweiser ist: die Sehnsucht.

Schauspieler: Oh, aber deine Sehnsucht scheint mir flach. Wer hat dich zu ihrem Herrn bestellt? Warum sind dein Leib und deine Seele nicht so rein wie dein Gedicht? Warum erlaubst du deinen magischen Kindern selbständig zu werden, bevor sie dich verwandelt haben? Wie kannst du Helden schreiben, bevor du einer bist? Mit welchem Rechte durftest du mich heute Zarathustra spielen lassen, der ich doch wahrlich ein niedriger Schuft bin?

Dichter: Nur der Traum und sein Wort ist vollkommen; ich lehne daher das materielle Symbol ab. Jedes. Gott kommt nicht auf die Welt, auswendig, als Erscheinung. Ich weiß ihn nur als meine Sehnsucht, daher darf ich nicht anerkennen: die Welt und mich, meine sozialen, leiblichen und seelischen Bestände.

Schauspieler: Der Haken steckt nicht darin, ob der Traum oder die Realisierung vollkommen ist, vielmehr erhebe ich gegen dich den Vorwurf, daß du weder im Träumen noch im Verwirklichen vollkommen bist, daß du geradezu auf Vollkommenheit in irgend einer Gattung verzichtet hast. Solange du deine Sehnsucht im Schweigen bewahrtest, konntest du außer mit deinem eigenen Gewissen mit keinem anderen in Konflikt geraten; von dem Augenblick an aber, da du deine Wünsche in die Welt hinausposaunst, habe ich das Recht erhalten, auf dich zu dringen, deinen Traum völlig ernst zu nehmen und ihn zunächst auf dich wirken zu lassen. Du bist aber gegen das materielle Symbol nur, soweit es Konsequenzen für dich erfordert.

Dichter: Realisieren erniedrigt, macht die Sehnsucht nüchtern. Sagen ersetzt Sein. Ich hasse die Arroganz der Ichverbesserer. Die Innerlichkeit ist mein Reich, darin das Gedicht, der Gedanke und die Musik, darin die apokalyptische Glut der permanenten Erwartung, darin meine Selbstkreuzigung und der dialektische Imperator unserer aller messianischen Hoffnung.

* * *

Als nach diesen Worten von einem der Schauspieler mein Name laut gerufen wurde, erhob ich mich von meinem Platze im Zuschauerraum und ging geradewegs auf die Bühne zu. Dort hinaufgelangt, blieb ich stehen, rührte mich nicht und wollte auf keine Frage irgend eine Antwort geben. Als ich nach einer Weile wieder aufsah, da frugen mich alle erstaunt, warum ich so lange geschwiegen habe. Darauf sagte

Ich: Aus Freude. Freuet euch mit mir! Aus Freude darüber, daß die Kinder, zum erstenmal seit die Menschen das Theater vom Himmel zum Geschenk bekamen, vollkommenes Theater spielen.

Dichter: Im Gegenteil. Du läßt anmutlose Wahrheit die Schönheit in den Schatten stellen.

Ich: Ihr Kinder und Mütter und Väter und Schauspieler und Dichter dieses fröhlichen Hauses: esset euch heute durch mich satt an meinem ungesäuerten Brote und folget mir auf meinem letzten Auszuge aus Aegypten, denn ich werde euch vollkommen erklären, warum diese Nacht ausgezeichnet ist vor allen anderen Nächten.
Das Theater hat uns bisher die Schmerzen fremder Dinge vorgespiegelt, heute nacht aber spielt es das eigene Leid vor; es frevelte

bisher, übervölkert von falschen Götzen, heute nacht aber führt es sich selbst als Stück auf; bisher hat der Dichter den Schauspieler, der Schauspieler den Zuschauer verraten, heute nacht aber sind alle ein einiges Volk geworden; in dieser tollen Nacht allein, Aufruhr, Beispiel, Zauberei, löse ich das höchste Gelächter aus, sei unser Bundes- und Hausgott — der Komödiant.

Dichter: Der Göttliche muß aber zuvor in den Zuschauerraum eingedrungen sein, um hier mit uns zu sitzen, zu lachen und — zuzuhören!

Ich: Dieses Gespräch ist eben nichts anderes als das Selbstgespräch, die Selbstreflexion, die Selbstoffenbarung des Theaters geworden, seinen Komponenten (Zuschauer-Schauspieler-Dichter) aufgezwungen durch die Gegenwart Gottes als Zuschauer, gerade dadurch entwickelt, daß Gott sich nicht begnügt hatte, nur — zuzuhören.

Dichter: Welches Chaos schafft er herbei! Der Sinn des Zuschauers liegt darin, sich beschenken zu lassen, aber doch nicht auch — Schauspieler zu werden.

Ich: Nichts geschieht schneller als der Uebergang des liebenden in den gesetzgebenden Gott. Zunächst freilich erfüllt sich die Gottheit als Zuschauer durch vollkommene Hingabe und stets im Ratschluß, das ihm zugewiesene Theater zum glücklichsten Thron seines Paradieses zu machen. Aber eine geringe Störung genügt: die Entdeckung des unscheinbarsten Vorfalls, einer Lücke, eines Bruches in seiner Innen- und Umwelt versetzt ihn in grimmigste Wut gegen sich oder gegen die andern; der aufspringende Verdacht etwa, daß Zarathustra kein Sich-selbst-Spieler, sondern eben ein Komödiant ist, verwandelt seinen Zart- in Wahnsinn, Raserei, Alarm. Der eifervolle Gott-Vater steigt zu seinem Sohn herab, um ihn von seiner Sünde zu erlösen, um den klaffenden Riß in der Schöpfung vollkommen zu vernähen. Der friedliebende Zuschauer wird zum Krieger, er geht auf die Bühne zu und unterbricht herostratisch die schwarze Kunst des Magiers, der innehalten muß, um mit Gott den gemeinsamen Konflikt zu entknoten.

Dichter: Das ist aber auch das Ende des Theaters.

Ich: Ja, und daher gerade nein. Vor der Herstellung des wesentlichen Theaters müssen alle seine bisherigen Elemente, Stück für Stück, restlos bis auf

den ursprünglichen Grund vernichtet worden sein. Verdammnis der gesamten Maschinerie. Wiederherstellung des Chaos. Wenn es am Ende des Gespräches nur mehr vernichtete, also keine Schauspieler, Dichter und Zuschauer mehr gibt, so kann aus dem Urzustand die Geburt des Theaters neu entspringen, der vollkommene Schein entwickelt werden.

Dichter: Warum zerstört Gott gerade seine Wahrnehmung, den Schauspieler, der ihm nicht gefällt; und warum nicht vielmehr das Wahrnehmende — sein Auge, dem Verdorbenes zu sehen erlaubt ist?

Ich: Vernichtung des Auges ist vielleicht ein Heilmittel für das Auge, aber nicht für Gott, der es genau so hoch oder niedrig wertet, wie dessen Gegenstände im Raum. Gott muß in das Dilemma zwischen sich — seinem Auge im Zuschauer — und dessen Bestand im Raum — dem Doppelgänger Schauspieler-Zarathustra — gejagt, beide Teile des Konflikts zugleich bejahen; er hat keine Zeit, zu wählen, sondern muß zu gleichen Gunsten beider augenblicklich handeln, den von sich abgewichenen Komödianten korrigieren, widerrufen ...

Dichter: Dein Gott ist also Gesetzgeber, Weltverbesserer, Reformator.

Ich: Ja, und daher gerade nein. Zunächst wächst er eine Ewigkeit hindurch im Schweigen; und, was er dort ist, kannst du weder durch Wort noch durch Tun ermitteln; aber durch eine Not in seiner Umgebung wird er, vielleicht gerade dank seiner unendlichen Distanz, gedrungen, unser Allernächster zu werden, und gesetzgeberisch unser tiefstes Selbstgeheimnis auferstehen zu lassen.

Dichter: Ich vermute, daß er unendlich das stoffliche Symbol überschätzt; das eigene Physikum und die übrigen Stoffbehälter, der Raum selbst sind bloße Zaubermittel, Metaphern für die Höhe unserer Bewußtseinslage. Ich könnte mir nämlich vorstellen, daß gerade der vollendetste Heilige den Konflikt innerlichst erfährt und löst, ohne je einen äußeren Schritt tun zu müssen.

Ich: Das könnte der Heilige und ich kann mir wohl vorstellen, daß er nicht mehr könnte; auch Gott würde ihm wohl zugestehen, daß alle Konflikte, so weit sie nach innen gerichtet, vollständig und rein in die eigene seelische Sphäre fallen, im Schweigen allein den Ort ihrer Lösung zu erkennen

haben; er würde aber seine Zustimmung ebenso ausdrücklich verweigern müssen in den Fällen, in welchen die Konflikte raumgerichtet sind, durch die unmittelbare konkrete Beziehung zu einem Du entstehen. Denn Gott will und kann nicht von sich ablassen, er will und kann nicht abweichen: vom Rätsel.

Dichter: Was heißt das: Rätsel?

Ich: Nichts Faßbares, denn wenn es eine darstellbare Bedeutung hätte, hieße es nicht: Rätsel.
Der Denker, der Weise, Makanthropos, der Heilige, der Heiland: alle haben einen Sinn, können etwas tun, bewegen sich fort; Gott allein kann nichts tun, nichts enträtseln. Der Denker vermag, verzaubert in sein Erlebnis- und Begriffsskelett, in Systemen, den Kosmos samt seinem eigenen Menschen auszuschalten, Gott aber ist nicht mächtig, den geringsten Staubteil im Luftraum, der ihn mit jenem Denker verbindet, zu verläugnen. Der Weise, besessener Sklave des Erkenntnistriebes, opfert selbst seine Erlösung der Krankheit des Wissens, aber Gott würde durch alle Weisheiten der Welt und seines Herzens nicht weiser geworden sein. Makanthropos, der spirituelle Imperator des Kosmos, sieht die Menge unter sich wesen und zerschlägt sie noch; das Weltall, auf das er mit Verachtung hinabsieht, erkennt er als einen verkleinerten Menschen, den Mikanthropos; Gott aber ist das Makrokosmos selber, er kann weder hinauf- noch hinunterschauen, er hat weder Himmel noch Hölle. Der Heilige ist, nach erreichter Selbsterlösung, verzehrt vom Sinn, sein vollendetes Dasein ewig zu wiederholen, daher seine absolute Kälte nach außen; Gott aber ist um die Vollendung aller Teile des Kosmos gleich besorgt und wird notgedrungen der Samariter aller verlorenen Seelen, die ihm begegnen. Der Heiland hat den Sinn zu erlösen und solange es einen Sünder gibt, der auf seine Hilfe wartet, wird er geboren; Gott aber ist das vollkommene Sein, als Erscheinung das vollständige Dasein und gegen den Sinn zu erlösen; die Not der Welt im Moment seines Augenaufschlages, der Konflikt in der Begegnung, die Unterbrechung des Rätsels allein reizen ihn auf: er wird zum Welterlöser, trotzdem er nicht ist.

Dichter: Ich verstehe. Die anderen sind egozentrisch.

Ich: Der Hohe ist theozentrisch.

Dichter: Ich begreife jetzt auch, warum er die stofflichen Zeichen und den Raum ebenso wie die geistigen unterstreichen und ihre Ausschaltung verdammen muß: wegen der Vollständigkeit.

Ich: Das Rätsel muß voll, vollständig sein.

Dichter: Er sagt zu allem ja, darum muß er, wenn etwas nicht klappt, eingreifen.

Ich: Das ist eine Irrlehre. Er kann unmöglich bejahen, das vermag noch der Heilige, der Heiland, der Sohn, aber der einzig notwendige und ausschließliche Gott ist Gott-Vater. Das „Ja" ist schon ein Schauen, ein Hymnus. Gott-Vater unterbricht nicht das Kontinuum der Schöpfung durch Betrachtungen, nicht einmal ein kleines „Ja" entschlüpft ihm. Er ist der Urheber aller Dinge, die seine identischen Organe sind. Er ist die unsichtbare Mutter, die, wenn ihre Kinder weinen, auf einmal da ist.

Dichter: Wie kann man dem Makrokosmos begegnen?

Ich: Um dem Makrokosmos zu begegnen, muß dieser selbst erscheinen.

Dichter: Wie kann „alles" erscheinen?

Ich: Das All kann nur berührt werden. Der Konflikt bringt den Makrokosmos zur Erscheinung. Dem Rätsel vermagst du weder mit dem Verstand noch mit dem Gleichnis sondern bloß mit dem Leib zu begegnen. Das Gehen Gottes durch den Raum ist sein Gehen durch sich selber. Sein All entsteht in jedem Augenblick als der handgreifliche Umkreis und der mythische Raum seines Blickes und der Begegnung.

Dichter: Ist Gott nicht der Schuldige für jeden Frevel?

Ich: Er darf sich nicht allwissend stellen und nimmt keine Sünde an. Gott weiß von den Dingen genau so viel, als er in der Berührung mit ihnen erfährt. Ihr Sündenfall in der Begegnung ist die Ursache seines Helfertums.

Dichter: Ich denke: Gott hat die Erlebnisse aller Iche und aller Dinge, identisch und zugleich mit ihnen — in sich?

Ich: Dadurch würde Gott der fluchwürdige Doppelgänger aller Dinge werden: ihr oberster Satan. Die schwersten Strafen der Hölle: sie wären kontrollierbar im Schweigen.

Gott hat das Vaterbewußtsein, aber er darf von keinem anderen Ich wissen können als nur von seinem eigenen; von den Dingen erfährt er durch diese selber.
Ueberlege! Wie erfährst du von ihnen?

Dichter: Oh! ich bin ein Schuft mit sieben Siegeln: vor dem Allerhöchsten. Ein Theaterstück läßt sich aber einmal nicht anders machen als eben durch Schreiben. Oder kennst du einen anderen Weg? Sein ist sein, Dasein ist da sein und das Schreiben wird ewig eine Gemeinheit bleiben! Oder gibt es etwa ein vollkommenes Schreiben, ein vollkommenes Theaterstück, einen vollkommenen Schauspieler?

Ich: Alle bisherigen Theaterwerke sind bloß: die Vorgeschichte, die Glossen zum vollkommenen Drama, dessen Held der identische Mensch ist.

Dichter: Aber doch wird es ein Dichter schreiben müssen?

Ich: Die Dichter sind vertan. Die Gottheit als Dichter ist die Rettung der Kunst, könnte eines Tages ihren Marsch durch die Welt abbrechen, um Heerschau über den abgelaufenen Pfad zu halten. Nicht am Anfang, am Ende ist das Wort.

Dichter: Theater bleibt Theater, ob nun Himmel oder Erde Ort der Handlung ist. Oder hat das göttliche Drama besondere Tugenden?

Ich: Das Schauspiel ist eine Art der Dichtung, diese ein Sonderfall der vielfältigen Aussagekünste. Das System hat zum Gründer die Lüge; es möchte alles in sich saugen. Auch das nie Vollzogene: Vergangenheit und Zukunft, den Heiligen, Sieger und Don Juan. Das Essai hat zum Gründer die Feigheit: es bellt um alle Dinge herum und beißt nicht. Die Wissenschaft hat zum Schlüssel das Sammeln und das Schauen: sie herrscht in einer Welt, die von Gott nicht bereist wird. Die Dichtung hat zum Bildner die Imagination, Exponenten der Sehnsucht: der Wortgötze ersetzt Gott, bis dieser kommt. System, Essai, Wissenschaft, Dichtung sind Naturprodukte, der Kausalität unterworfen und erweisen sich als das zufällige Resultat aus praktizierten und nichtpraktizierten Befunden. Die erste Vorarbeit einer theurgischen Aussagelehre ist die Ausräumung

aller nichtpraktizierten Bewußtseinsbestände.
Der Bericht schlechthin ist die Darstellung einer Praxis. Die wirklich erstiegenen Zustände des Bewußtseins nenne ich: die Erlebnislagen oder die Vollziehungen. Die wirklich ausgebrochenen Beziehungen im Raum nenne ich: die Begegnungslagen.

Dichter: Wie ich zu meinem Erstaunen höre, bezeichnest du den Bericht, selbst für die Gottheit, als den vorbildlichen Weg des Wortes. Ich denke, gerade Gott schafft aus dem — Nichts.

Ich: Gott schafft aus dem Nichts, aber ganz genau: sein Ebenbild.
Von den Alten wird erzählt, daß in der Großen Versammlung des Himmels, auf jeder Stufe der Treppe, die bis zur obersten Sphäre hinansteigt, ein Engel steht. Wenn er gefragt wird, singt er so hoch als es seiner Stufe entspricht. Singt er höher, so stirbt er auf der Stelle und muß im folgenden Aeon als berühmter Dichter auf die Welt kommen.
Jeder Erlebnislage entspricht ein bestimmtes Wort, jeder Begegnungslage ein bestimmter Dialog. Der Autosoph oder Berichter beschreibt nicht die Erscheinungen seines Ich und der Welt, sondern die Selbstherstellungen im Bewußtsein und im Raum.

Dichter: Die Offenbarung Gottes an die Menschen ist daher: der Bericht seiner Vollziehungen.

Ich: Ja und nein; denn gerade seine kostbarsten Schätze muß Gott, der Identische im Rätsel, verborgen halten. Das Erlebnis vollziehen und haben ist genug; von ihm aussagen überflüssig. Der Bericht von Erlebnislagen ist als Selbstzweck in der Begegnung verboten. Alle Sünde entsteht durch den falschen Ort.
Der Inhalt der Begegnung ist der Konflikt; dieser bricht aus im Augenblick der Berührung Gottes mit einer niedrigeren Sphäre. Die befugten Offenbarungen Gottes sind Berichte von Konflikten im Raum.

Dichter: Gott ist als Dichter möglich, indem er die Komödie als einen dialogischen Bericht seines ehe-

maligen dreidimensionalen Geschehens schafft. Wird sie bestimmte Konflikte bevorzugen?

Ich: Nur der theatralische Bericht vollkommener Handlungen ist erlaubt. Das vorbildliche Theaterstück ist die von Gott gebildete Darstellung des eigenen Schicksals, seine von ihm selber dramatisierte Historie, die Tragödie seines Subjekts, die Wiederholung seines Lebens im künstlerischen Ort. Nicht die Kunst ist meine Metaphysik sondern ich selber werde das Meta meiner Kunst. Das erste echt historische Drama ist zugleich die Geburt des Mythus.

Schauspieler: Das vollkommene Drama ist von Gott verfaßt. Wo sind die Komödianten? Wie ist die Gottheit als Schauspieler möglich?

Ich: Die alten Spaßmacher sind vertan! Aber Gott und die Personen seines Stückes treten selber als die Komödianten ihres längst gelösten Konflikts auf die Bühne. Sie strahlen als das vollkommene Scheinen ihres ehemalig identischen Seins, als das ungebrochene Rätsel des Makrokosmos, als die Uebertragung ihrer Zeit und ihres Raumes in die Brote des Osterfestes.

Schauspieler: Die Selbstverwirklichung des Theaters!

Ich: Das ist: die Auferstehung Gottes in sich, die große Passion des Lammes, der Triumph der identischen Kunst im Raume der Illusion.

Schauspieler: Ich vernichte und verkläre meinen gewesenen Ernst, mich, durch den Schein.

Ich: Indem ich meine einstige Tragödie noch einmal scheine, wirke ich auf mich, dem ursprünglichen Heros der Tragik, komisch, befreiend, erlösend. Ich breche, indem ich mich doch zugleich tiefernst vor dem Volk, nackt, wie ich war, widerspiele, innerlichst in Gelächter aus; denn ich sehe meine Welt des vormaligen Leidens aufgelöst in Schein. Sein ist plötzlich nicht mehr schmerzlich, sondern lustig. Meine ehemaligen Schmerzen, Wutanfälle, Begierden, Freuden, Jubel, Siege, Triumphe sind schmerzlos, gierlos, freudlos, jubellos, sieglos, triumphlos, gegenstandslos geworden. War ich das je, Bruder Zuschauer, was aus mir spielt und spricht? Oder dünkt es den Göttern so? Oh! das Lachen, das Lachen, das endlose Lachen hat Gott überrumpelt und das Publikum kichert mit.

Schauspieler: Wie entstand das endlose Lachen?

Ich: Das Lachen entstand dadurch, daß Gott sich selber sah. Am Sabbath der Schöpfung geschah es, daß Gott auf die sechs Werktage zurücksah und plötzlich über sich selber lachen mußte.

Schauspieler: Wenn Gott ausgelassen wird, erzittern seine Augen von Jubel und unter seinen Füßen schlägt sich schnell — eine Bühne auf.

Dichter: Oh! dreimal gelacht dieses endlose Lachen! Der Komödiant lächelt über sich, der Zuschauer über den Schauspieler und der Dichter ist ein Zuschauer worden.

Ich: In dieser Nacht haben wir erfahren, daß das Theater gestorben ist. In dieser Nacht haben wir erfahren, daß sich das jüngste Theater um Gott selbst wieder aufbauen wird. Gehen wir ihm entgegen! Kommt!

Alle gehen voll ausgelassener Heiterkeit aus dem Theater.

Der Vorhang fällt.

Kinderbühne 1911

HUGO SONNENSCHEIN

NOCH EINMAL RUFE ICH DICH AN

weil ich dir schon so oft begegnet bin auf der großen Landstraße meines Lebens, dir Kamerad, dir Freund, dir Bruder, dir Genosse, dir Bürger, dir Mitmensch, noch einmal rufe ich dir zu, nicht Kamerad, nicht Freund, nicht Bruder, nicht Genosse, nicht Bürger, nicht Mitmensch, noch einmal halte ich dich an: Mensch!!! Erkennst du mich? Ja, ich bin der, welcher von Osten kommt, mit dem Stern im Haar, immer wieder von Osten kommt wie ein Bettler, aber geschmückt mit Löwenzahn durch die Straßen der Stadt wie ein Narr. Sonka. Weißt du nicht mehr, ich ruhte sehr müde am Neptunbrunnen in Florenz und Kinder brachten mir Fische und Brot, weil ich hungrig war, und alle Bettler der Gegend aßen von meinem Hunger und wurden satt ohne zu betteln. Kennst du mich nicht? Verblaßte das Wunder in deinem Herzen, das geschah, als du deinen wütenden Hund auf mich hetztest: der sprang mich an mit gefletschten Zähnen und ward zum Lämmlein, als er mich erreichte, und leckte meine Hände. Erinnere dich: daß du gestorben wärst an jenem Tag, da du verlassen warst von Gott und Menschen. Ich schwieg und sah dich an. Aus meinem Schweigen wurde dir das Leben. Ich habe

mich an dich verschenkt, Verbrecher im Gefängnis, an dich Totkranker im Spital, an dich Obdachloser im Asyl, an dich du Mädchen von der Straße, an dich und dich und dich und dich, ich habe mich verschenkt mit Blick und Gegenblick und meiner Hand in deiner Hand, die ich umfaßte. Du kennst mich ja. Ich bin von Osten. Und deine Maske aus dem Dreck des Westens wird nicht auslöschen mein Gesicht, das sich verschenkt, verschenkt, verschenkt, sieh mich nur an! und du hast schon ein Herz und ein Gesicht. Noch einmal rufe ich dich an, weil ich dir schon so oft begegnet bin auf der großen Landstraße meines Lebens, dir Kamerad, dir Freund, dir Bruder, dir Genosse, dir Bürger, dir Mitmensch, noch einmal rufe ich dir zu. nicht Kamerad, nicht Freund, nicht Bruder, nicht Genosse, nicht Bürger, nicht Mitmensch, noch einmal halte ich dich an: Mensch!!!

Wegen Platzmangels sind in diesem Hefte die angekündigte „Proklamation der großen Versammlung" und der „Aufruf des Genossenschaftsverlages" nicht enthalten.

D R U C K F E H L E R B E R I C H T I G U N G

In der „Legende des hl. Franziskus von Assisi" auf Seite 47 soll es durchwegs statt Giuepro richtig Ginepro heißen.

ERNST WEISS

TANJA

DRAMA IN 3 AKTEN (6 BILDERN)

Personen:

Tanja	Eine Bäuerin
Ilja, ihr Sohn	Wärterin
Lada, ihre Freundin	Oberarzt
Wladimir	Sinaida }
Der Polizeimeister	Laura } Irrsinnige
Schakalow	Barbara }
Mattusch	Ein Kellner
Pope	Ein Knabe
Ein Revolutionär	Knaben, Volk, Gefangene.

Tanjas Zimmer

Tanja allein, schichtet Kleider und Ballen Seidenstoffe in einer Truhe, unter diesen sind kleine weiße Lederbeutel mit Gold und Ketten u. dgl. verborgen, die Tanja in die Tücher einwickelt. Sie ist dabei auf den Knien, doch das Gesicht dem Zuschauer zugewendet.
Im Nebenzimmer hört man Schritte hin und her und Ladas Stimme singt:

In Moskaus Höfen, vor den Türmen,
In den Straßen unseres weißen Zaren Nikolaus,
Geht mein Schwesterchen, das süße,
Geht die holde Miladenka jeden frühen Morgen aus.
Im roten Hemd, in goldenen Schuhen,
Im blauen Kleide mit den Edelsteinen —
Aber abends,
Aber abends,
Wo wird dann das Schwesterchen, das holde,
Wo werden Miladenkas Mädchenglieder ruhen? —

(Das Kind ist in dem Verschlag links eingesperrt. Der Verschlag besteht aus dunklen Holzlatten, die hoch hinaufreichen.)

Das Kind (ruft leise): Mutter!

Tanja (immer noch auf den Knien): Ruhe, du! Kein Wort!

(Es klopft.)

Lada (tritt ein): Allein, meine Tanja?

Tanja: Ganz allein.

Lada: Aber das Kind? Aber Ilja?

Tanja (wegwerfend): Ach!

Lada: Ich ... ich ging gerade vorbei ..., ich wollte Ihnen guten Tag sagen, auch habe ich etwas mitgebracht für das Kind (einen kleinen Sack mit Kuchen zeigend). Ein Herr kaufte es mir, wir sollten beide es daheim verschmausen. Aber dann ... ich habe darum gebeten und möchte das dem Kind geben, Ihrem Kind verehren, wenn Sie es erlauben. Ja? (Tanja schweigt.) Es freut mich solches Zeug nicht, es ist für Iljuschka.

Tanja: Schläft jetzt.

Lada (mit leiser Stimme): Aber nirgends ist er zu sehen. (Sieht sich um.)

Tanja: Aber dort! Aber doch dort! Sie sehen ihn nicht, aber ich sehe ihn. In seinem Schloß. (Zeigt auf den Verschlag.)

Lada: Schon wieder? Der arme!

Tanja: Der arme? Der böse! Böse hat er nach mir gebissen, (lacht) aber bloß die Zähnchen sich ausgebissen an meiner Hand, sehen Sie doch nur, (zeigt die Hand) ist die Hand nicht mehr rot? Sie sehen das hier nicht in der Abenddämmerung — aber so war es, so wie ein junger Hund beißt, wild zu mit heißem Atem und scharf hackend mit dem ganzen Kopf, so tat Ilja, mein Söhnchen, Tanja, seiner Mutter, so wollte er tun, denn zu einem jungen Hund gehören Zähne wie Kieselsteine, nicht solche wie Mauerwerk, altes, das gleich zerbricht. — Aber jetzt ist alles vorbei — aber jetzt ist alles ruhig, kommen Sie heran, sehen Sie ihn schlafen. (Oeffnet die Tür des Verschlags, die sich in Angeln dreht, nachdem sie ein Schloß entfernt hat.)

Lada (sieht ihn lange an): Schlafen? Der schläft nicht, der ist ohnmächtig — oder

Tanja: Oder?

Lada (ruft das Kind an, ganz nahe an sein Ohr): Ilja! Iljuschka!

Das Kind (schlägt die Augen auf): Mütterchen?

Tanja: Ach genug, Sie sehen, er ist ganz verschlafen. Lassen Sie ihn erst aufwachen, dann wird es wieder ein gutherziger Junge sein, mir Freude zu machen und Ihnen.

Lada: Gott gebe es. (Beide wieder an den Tisch.)

Tanja: Ach, was Gott gibt und was er nicht gibt! Wie mit einer Peitsche hat Gott mich gestraft mit diesem Kinde. Sechzehn Jahre war ich alt, sechzehn Jahre war ich jung, da stieß ein Räuber mit seiner Liebe nach mir, warf über mich eine Nacht, eine einzige arme Nacht und — und dies ... zwölf Stunden Liebe und acht Jahre Ilja. — Und doch habe ich ihn aufgezogen, gepflegt wie einen Großfürstensohn, sehen Sie sein Spielzeug da (greift in die Truhe) Ketten, Uhren, Nadeln, bares Geld so viel wie ungemünztes und Mäntel darum gewickelt von Seide und Samt, damit es nicht friert, das gute Geld. Alles wird Ilja haben, alles wird Ilja erben.

Lada: Aber, Tanja, nicht er wird erben, Sie werden erben, denn er erlebt nicht seine Zeit! Ihr Geld wärmen Sie, damit es

nicht friert, das gute Geld, aber er — wie eine Egge, so reißt dieser Ilja in meinem Herzen, und wenn Sie ihn strafen — dort in dem Verschlag zu stehen, die Händchen — an seine Brust gekrümmt — Gott wird nicht zusehen, eher wird er Ihnen das Kind nehmen.

Tanja: Und wenn Gott so tut, so tut er so. Ilja sieht dann im Himmel seinen Vater, er sieht ihn im Hellen, ich sah ihn nur in der Nacht, im Funkeln seiner schwarzen Augen — ich erkenne ihn nicht wieder — aber er wird seinen Vater erkennen an den Lippen voller Blut, an den Händen, so hart und voller Schmerz, — ich kann nicht wissen, wer es war, ich kann nicht wissen, was er war, alles erfahre ich in dem großen Moskau, viel gutes Geheimes kann ich der geheimen Polizei berichten, aber von ihm, dem giftigen Bluthund, kann ich nur träumen, aber mit Hitze träume ich und es wirft mich im Traum hin zu ihm, wie viel, wie oft, und jede Woche vielemal, und jede Nacht — da träume ich hin auf ihn —

Lada: Glücklich sind Sie, daß Sie ihn sehen. (Streichelt ihre Hand.)

Tanja: Glücklich, Lada, wenn ich sehe, wie er gehenkt wird, und heute Nacht war der Galgen zu schwach für ihn und sank, wie eine Weidenrute sinkt, wenn man ein Gewicht an eine Weidenrute hängt, aber ein Haus errichteten sie, ein dreistöckiges Haus aufmauerten sie in der Nacht, in Eile, in Eile, und daran hing er dann und zuckte daran, bis er starb, und dann ...

Lada: Nicht mehr — und dann. (Streichelt ihren Mund, ihre Augen.) Nicht mehr! nicht mehr! (Kleine Pause.)

Tanja: Oft bete ich für ihn — dann höre ich ihn im Traum lachen. Oft bete ich für ihn, dann sehe ich ihn im Traume tanzen.

Lada: Das Kind wird Ihnen oft zur Last!

Tanja: Ja, ich muß fort von meinen Gästen, weil ich Ilja habe. Wenn ich tanze bei den Zigeunern, kann ich nicht austanzen, weil ich Ilja habe. Wenn ich singe — wenn ich trinke ... oder im Küssen mich verlieren will ganz — wie noch nie ...

Lada: Ja, es ist schwer!

Tanja: Eine Last, zum Vergehen schwer.

Lada: Und doch so leicht. Wie ein Federchen sah ich ihn gestern hier heraufspringen (zeigt auf das Fenster), als ich vorbeiging. Wie ein weißes Kätzchen hüpfte er da hinauf, von außen sah ich bloß seine Hände, seine weißen Hände zuerst, Tanja, wie Knöchelchen so abgezehrt, und dann blutig von Mühe und Plage, o Tanja, erbarmen Sie sich doch!

Tanja: Wegen der Strafe? Wo soll denn Gerechtigkeit sein, wenn hier nicht? War er böse, dann wird er gestraft. Verstanden, Lada? Wird er gestraft, dann war er böse, verstanden, Lada? Und was noch, Lada?

Lada: Nicht verstanden, nein, verstehen will ich das nicht! Oh, ich bitte Sie, hören Sie mich an. (Steht auf.)

Tanja: Gewiß, aber bleiben Sie nur, ein Glas Tee, ein Bissen Brot? (Zündet den Samovar an, macht Licht in der Lampe.)

Lada: Ich danke Ihnen für den Tropfen Tee, innig danke ich Ihnen für den Bissen Brot. Ich danke Ihnen, daß Sie gut sind. Könnten Sie doch auch nur gut sein zu Ilja!

Tanja: Gut zu Ilja? Gut zu diesem vitriolischen Blut?

Lada: Nichts von Blut!

Tanja: Hat er nicht Mörderblut in sich? Hat er nicht Vitriol in sich? Weiß ich, wer ihn ausgeworfen hat in Nacht, in Rausch, in Traum? Weiß ich, ob es der Herzgeliebte war? Was ließ er mir zum Zeichen? Welches Zeichen brannte er mir ein, der Gezeichnete? Oder (lacht) nur ein wackerer Reisender war es, der mit Holz handelt, oder ein mit Kopeken fett gemästeter Bettler, der geweihte Kerzen verkauft an der Kirchentür, oder ein eleganter blasser Herr in Uniform mit Sternen und Epauletten, der mir zwei Rubel hinlegte für diese Frucht, der zwei Rubel zahlte für sein Kind, ein Zweirubelkind zurückließ, atmend heimlich unter meinem Herzen? Daß ich das nicht wissen kann! Lada, daß Ilja bei allem Schreien das nie ausschreit! Aber einmal wird er es offenbaren, und von dem Tage beginnt sein Paradies. Knuten werde ich ihn, zum letztenmal ihn knuten, knuten mein eigenes Blut, aber da werde ich es sehen: Wird des Mörders Blut morden wollen, wird des Empörers Samen sich empören, des Gewalttätigen Sprosse Gewalt herauslassen aus seiner Faust, oder wird des Handelsreisenden feiger Keim betteln und mit List sich zu retten suchen vor mir!

(Sie geht zu dem Verschlag, macht das Kind frei und führt es am Zipfel des Aermels hinter sich her.) Höre, Ilja, denke dir, daß du zwei Tage nichts gegessen hast! Kannst du das denken? (Das Kind faltet die Hände.)

Tanja (zieht die Hände auseinander): Nein, horchen sollst du, nicht aber bitten! Horche ...

Lada (unterbrechend): Quälen Sie ihn nicht mehr, geben Sie ihm Milch, lassen Sie Ihr eigenes Fleisch nicht verdorren!

(Das Kind will knien, Tanja hält es aufrecht.)

Tanja: Warte, warte, alles bekommst du, nicht steinern bin ich, und ich fühle dich! Nur antworte erst! (Das Kind drängt sich weg zu Lada.) Dränge dich nicht weg von mir! Du drängst dich umsonst. Wie Gottes Hand über mir, so ist meine Hand über dir und ich will wissen, wer du bist. O sprich, und dann strafe ich dich nicht mehr ...

Lada: Sie peinigen ihn mit unerlaubter Pein.

Tanja (wendet das Gesicht des Kindes zu sich): Nein, zu mir wende dein Gesicht, du eines unbekannten Mannes schmutziger Spiegel! Sage, du eines unbekannten Mannes schmutzige

Seele: Alles wäre für dich, alles, alles, und eines, nur eines wäre zu tun: das Haus müßtest du mir anzünden, das Haus anzünden mit deinem Mütterchen Tanja, es verbrennen in einer Minute, und dann wärest du schon frei. In dieses Händchen (nimmt es) ein Zündhölzchen nehmen, im Winkel dort in deinem Verschlag unter dem Kehricht es entzünden — und schon wäre das Händchen voll von süßen Apfelsinen und schon voll von Kuchen und schon voll von Geld — Nun, Ilja? (Gibt ihm Zündhölzchen in die Hand.) Nun, sprich, fürchte dich nicht!

Lada (steht auf): Nein, martern Sie ihn nicht! Martern Sie ihn nicht! (Das Kind verbirgt die Zündhölzchen im Gürtel.) Streng sind Sie, böse, Tanja!

Tanja (ironisch): Ich böse? Ich streng? O fragen Sie doch die Herren im andalusischen Tanzpalast — fragen Sie, wie Tanja ist? Was keine tanzt, das tanze ich! Was keine tut, Tanja tut es! O Sie dumme Flöte! Nie werden Sie Menschen erkennen, und nackte Seelen nie schauen. Dieser hier (reißt das Kind heran) vitriolisch ist sein Blut, ich habe an seinen wunden Fingerchen geleckt, diesen Ilja hab' ich gekostet, aber es brannte ihn, aber es brannte mich, und da schrien wir, beide schrien wir, den Gemarterten in der Hölle gleich.

Lada: O Tanja, ich kann das nicht ertragen! Tanja, ich kann das nicht erleiden.

Tanja: Was leiden Sie?

Lada: Was dieses Kind erleidet! Was dieser arme Mensch erleidet! Was dies mein Du erleidet! Was Gott erleidet, der Sie sieht und Ilja sieht und beide lassen muß in der Hölle ohne Hilfe, — und schweigt.

Tanja: Reden Sie nicht so!

Lada: Nein, nicht reden ist an der Zeit, man muß helfen und Nahrung ihm geben! (Will ihm einen Kuchen geben.)

Kind: Meine Zähne schmerzen wie lauter Messer!

Lada: O jetzt nicht! Sie schmerzen nicht, du mußt essen, Brot essen, Heilung essen. Du darfst nicht so vergehen! Versuche es doch, tue es mir zu Gefallen.

Kind: Meine Kehle tut weh.

Lada: Tanja, wie können Sie leben, jetzt noch, nach dem, was Sie getan haben.

Tanja: O ich lebe sehr gut, und mir fehlt nichts zur Zufriedenheit, meine Pflicht habe ich stets erfüllt als Mutter und als . . .

Lada: Nein, kein Wort, wund ist die Kehle und der Mund dem kleinen Liebling, aber die Seele soll Ihr böses Wort ihm nicht verätzen. Du, Iljuschka, kannst du Brot nicht essen, so sollst Du es trinken — (kaut Kuchen und küßt dann das Kind, um ihm im Kusse die Speise einzuflößen.)

Lada: Süß, süß, noch, noch!

Kind: (wiederholt den Kuß.)

Tanja: Pfui, was Sie tun! Unzucht und schleimige Küsse mit einem Kind, pfui, wie roh! Das geht unter den Paragraphen und hüten Sie sich von der Korrektionspolizei!

Lada: Polizei schreckt mich nicht.

Tanja: Und nicht das Geschwür, das Sie jetzt an der Lippe bekommen werden? Ihre Lippen brauchen Sie doch zum Geschäft? Ich hätte ihn nie geküßt, mit offenen Lippen nie, denn angesteckt ist sein Blut.

Lada: Und doch möchte ich ihn küssen! Hört er, Iljuschka, Lada liebt ihn!

Tanja: Hörst du, kleiner Teufel, was sagt dein Herz?

Kind: Tausend Nadeln.

Tanja: Wo hast du je Nadeln gesehen?

Kind (zieht eine Photographie aus der Tasche, deren Augen durch Nadelköpfe ersetzt sind): Da sehe ich sie, Mütterchen. Deine eigenen Nadeln sind es, die du früher am Gürtel stecken hattest, und in mein Bild hast du sie gestochen, in beide Augen.

Tanja: Und blitzen sie nicht, und blinken sie nicht? Schwarze Augen funkeln in der Nacht?

Lada: Genug, ich muß etwas von Ihnen verlangen, Tanja! Hören Sie mich an, seien Sie gut! Nicht ohne Güte kann Sie der gütige Gott gelassen haben, denn er hört auch Sie, und auf der Fläche seiner Hand fühlt er Ihre Schritte gehen und meine — ich bitte Sie, geben Sie mir Ilja, ich nehme ihn als Mutter an.

Kind: O ja, ich bitte dich auch!

Tanja: Gut, Sie als Mutter. Aber was sagt ihr Mann?

Lada: Mein Mann? Ich bin doch frei. Sie wissen doch, Sie wohnen Wand mit Wand mit mir, ich habe wohl Freunde, reiche und elegante Kavaliere, aber keinen Mann.

Tanja: Doch, mein Mädelchen, täglich einen andern. Ach, nur einen Fünfrubelpapa bekäme mein Liebling bei Ihnen, heute den, morgen den, oh pfui, den Spazierstock würde er dem Kind inzwischen zu halten geben, während er sich mit Ihnen wälzt — das darf nicht sein.

Landa: Tanja, ich will Ihr Kind nehmen.

Tanja: Jawohl nehmen, aber geben will ich es nicht. Vielleicht gäbe ich es auch, vielleicht doch — aber — Ihnen? Damit es in der Abfallgasse wohnt, mein Herzenskleinod, damit es schläft in tiefstem Unrat von Moskau — damit es nimmt, was feine Kavaliere den Nachtwandlerinnen aus Noblesse schenken, oh mein Kind soll satt werden davon, was einer Chante aus dem Munde fällt?

Lada: Warum zerschneiden Sie meine Seele mit solchen Worten?

Tanja: Da staune ich! Kann man Sie beleidigen?

Lada: Nein, Tanja, das können Sie nicht! Auch ich werde bezahlt, aber nicht als Polizeihund! Auch ich stehe auf einer

Liste und muß jedem folgen und zittere vor der Polizei und den Gerichten, Sie aber ...

Tanja: Gut, ich habe feine Augen, deshalb schätzt man mich hoch. Gut, ich habe Mädchenhüften und zarte Hände und manches Geheime wird offenbar durch diese Hüften und diese Hände. Aber ich bin stolz auf mich, denn ich liebe den Zar und die Ordnung, und mich liebt der Zar und die Ordnung. Denn für einen Verbrecher, den ich gestern aushorchte und abfieng, bekam ich tausend Rubel —. Und sehen Sie das (wühlt in der Truhe) glänzen ihre Augen nicht? Aber das ist nicht für Ihres gleichen! Ach, Sie sind arm, die kalten Nächte ... an der Ecke stehen, und die Absätze sich schief laufen — und endlich nicht einmal begraben werden, sondern stückweise im Seziersaale ausgeweidet werden — nackt bis auf die Eingeweide, die Mediziner lachen, wenn Sie dich dann sehen — ich lache, denn so leid tust du mir! (Lacht).

Lada: Tanja, ich tue Ihnen leid! O, ich sage Ihnen, ich kann nicht mehr so leben, nachts höre ich Ilja durch die dünne Wand — mit seinen Fingern an der Holzverschalung scharren, o Gott, das Herz erstarrt mir — ich finde keinen Schlaf, ich finde keinen Trost.

Tanja: Schuld bist nur du, Ilja, (schlägt ihn.) Sagte ich dir nicht, daß du ganz ruhig bleiben sollst! Das gerade ist deine Strafe, denn sonst wäre es ein Vergnügen, dort zu stehen (zeigt in den Winkel) und nichts zu tun ...

Lada: Noch ein Wort! Ich will nichts umsonst! Verkaufen Sie mir das Kind gegen viel Geld, ich erwarte in Kürze tausend Rubel, auch ein Haus werden wir haben, in der Vorstadt.

Tanja: Brauche dein Geld nicht! Wozu brauche ich dein Geld? Mein eigenes Blut verkaufen!

Lada: Und quälen?

Tanja: Kann ich es nicht quälen? Wenn ich Böses täte, Verbotenes verbräche, ginge da noch die Polizei bei mir ein und aus, ohne einzugreifen? Nur gerechte Strafe! Das ist mein Recht vor dem Gesetz, das mir das Recht der Züchtigung gibt, dir aber nur das Recht, abzufahren — denn sonst ...

Lada (auf den Knien): Erbarmen Sie sich meiner! Erbarmen Sie sich Ihrer selbst! Erbarmen für Ilja! Geben Sie ihn mir!

Tanja: Einer Lada — nie!

Lada (steht auf): Erbarmungslose Dirne bist du selbst, Abschaum des Bösen bist du selbst. Du Stachel in der Dornenkrone des Heilands. Du Geizige, wie um den Hals eines Geldbeutels, geizig und würgend hältst du die Hand um deines Kindes Hals.

Tanja (zieht das Kind an sich).

Kind: Nein, Mütterchen — laß mich! Warum das? Du tust mir weh.

Tanja: Was wollte ich dir jetzt tun! Nicht einmal gut sein kann ich zu dir! Geh wieder, woher du kamst! Schließ die Türe hinter dir selbst ab.

(Das Kind geht wieder in seinen Verschlag.) Hast du die Tür? Hältst du sie fest, die Tür?

Kind: Meine Finger sind wie lauter Feuer!

Tanja: Wirst du gehorchen? Gehorchst du nicht ... dann ... Hältst du die Tür?

Kind: O ja, goldiges Mütterchen, ich will folgen.

Tanja (zu Lada): Goldig nennt mich mein goldiges Kind. Liebt es mich?

Kind: Es liebt dich, liebendes Mütterchen.

Tanja: Was wollen Sie noch? Gehen Sie, ich muß mich umziehen, ich muß fort, tanzen, Brot ertanzen für Ilja und neue Schuhe für mich!

Lada: Mir ist sehr schwer.

Tanja: Ach, das ist bloß so geredet! Für sich selbst wollen Sie eine Heilige sein! Schwer, was heißt das, schwer? Den ganzen Tag hört man Sie singen.

Lada: Nicht für Sie singe ich, sondern Ilja zum Gruß, meine Seele der seinen.

Tanja: So lange singe, du „Komm mit mir" — Seele, bis ich den Polizeimeister auf dich hetze. Denn in diesem Viertel ist lustigen Damen nicht erlaubt zu wohnen, das wissen Sie wohl.

Lada: O Tanja, schauerlich ist es, daß Menschen leben wie Sie.

Tanja: Fort, ich habe genug von Ihnen, hüten Sie sich vor mir!

(Geht hinter den Vorhang, zieht ihn vor, um sich umzukleiden.)

Lada (eine Weile allein — dann): Zürnen Sie mir nicht! Ich gehe. (Ab.)

Ladas Lied aus dem Nebenzimmer

In Moskaus Höfen, vor den Türmen,
Auf den Straßen unseres weißen Nikolaus,
Geht mein Schwesterchen das holde,
Geht die süße Miladenka jeden frühen Morgen aus,
Im roten Hemd, in goldnen Schuhen,
Im blauen Kleide mit den Edelsteinen —
Aber abends,
Aber abends,
Auf welchem harten Totenbette
Werden ihre holden Mädchenglieder ruhn.
Unter ihrem Kopfe Sägespäne,
Blumen aus Papier in ihrer Hand,
Und wo ihre Lippen waren,
Roten holden Lippen waren,
Rieselt jetzt nur kühler Sand.

Wladimir, in Uniform eines einfachen Soldaten tritt ganz leise ein, löscht das Licht auf dem Tische aus. Halbdunkel, Feuer im Herd mit flackerndem Licht.

Tanja: Wer da?

Wladimir: Ein Soldat.

Tanja (kommt hinter dem Vorhang vor, elegant gekleidet): Wer hat das Licht verlöscht!

Wladimir (faßt nach ihren Händen): Kein Licht! Fragen Sie mich nicht. Ich bin kein Räuber, in Uniform kam ich her — ich werde nichts Böses tun! Sind Sie allein?

Tanja (ausweichend): Keuchen höre ich Ihren Atem, setzen Sie sich, ruhen Sie ein wenig; hier ist die Ofenbank, ich will Sie führen in der Dunkelheit, der Lehnstuhl hier — weshalb weichen Sie mir aus?

Wladimir: Ich habe Zerbrechliches bei mir. Bitte, lassen Sie mich, entzünden Sie kein Licht. Eine halbe Stunde Geduld. Ich werde hier, wenn Sie erlauben, auf mein Regiment warten, die 102er, die vorbeiziehen. Auf der Straße wollte ich nicht bleiben, im Gedränge war es lästig, langweilig.

Tanja: Aber jetzt werden Sie vor dem Abschied ein Glas Tee trinken, nur den Samovar lassen Sie mich entzünden, ein Stückchen Kohle gibt so wenig Licht.

Wladimir: Zuviel! Ich will es nicht, ich bitte Sie als Gast! Aber sprechen dürfen Sie, Ihre schöne Stimme ist mir wie Musik.

Kind (aus dem Verschlag): Mütterchen!

Wladimir (steht auf): So ist doch noch jemand hier?

Tanja (drückt ihn an den Schultern nieder): Ein schwarzer Rabe, Jakob schlief zum Abend, ist erwacht, hat mit dem Schnabel an dem Tuch gewetzt, das um den Käfig liegt.

Wladimir: Besser wäre es, die Türe zu versperren; aber — noch besser, so ruhig bei Ihnen zu bleiben, abendselig neben Ihnen zu sitzen am Herd. Die letzte gute halbe Stunde, dann aber kommt Feindschaft, Unbarmherzigkeit, Flucht vor dem Tod, vielleicht Flucht in den Tod. Jetzt aber ist der Augenblick herausgeschwebt über die Zeit, nichts anderes fühle ich als das „Du", daß aus mir ein Mensch spricht, eine dunkle Stimme im Dunkeln, daß aus Ihnen ein Mensch hört, eine dunkle Seele neben mir. — Feindschaft verstehe ich jetzt nicht und doch ist sie, Tat ist mir noch fremd, und liegt doch an meinem Herzen und ist im Erwachen, zwanzig Minuten nach diesem „jetzt".

Tanja: Sie müssen dann fort mit dem Regiment? Parieren und marschieren, denn man spricht vom Krieg: und nach Menschen schießen und ordentlich arbeiten. Urussow ist streng, aber noch kein Krieg ging verloren, in dem er das Oberkommando hatte. Mit Musik kommt er hier vorbei unter meinen Fenstern.

Wladimir: Das Böseste, das Gespenst aus Blei kommt unter Ihren Fenstern gezogen, Urussow wird erzittern lassen die Scheiben

der Fenster, und keine Seele, die nicht erblaßt unter seinem bleiernen Blick.

Tanja: Was auch wollen Sie tun, Sie gegen einen Urussow, den Helden von . . . . . ., den Sieger von . . . . . ., den Vater der Feldsoldaten, des großen Zaren Anverwandtem? Unverletzlich ist er, nie ist es den Japanern gelungen, ihm ein Haar zu krümmen.

Wladimir (leise): Und Urussow muß getötet werden. Schreien Sie nicht, halten Sie sich still. Selbst Sie, die mir die Tür öffneten in Güte, würde ich töten, wenn es sein müßte, um zu ihm zu kommen. Aber ich werde ihn ganz allein töten können, diesen Menschen kann man töten, nie wieder ersteht dann etwas von seiner Art. Mein Auge wird sein Auge ausstoßen aus seiner Höhle, daß es nur am Nerv blind und eine große Hölle von Schmerzen schaukelt; denn nicht Menschen sah dieses Auge, sondern nur Untertanen, nur Maschinen, die Maschinengewehre tragen. Ausbrechen wird mein Zahn seine Zähne, so daß er sprachlos stammelt, denn Sprache hat Urussow nie gesprochen, nur Kommando kommandiert, und er wandte sich nur an Divisionen, nie an Menschen seinesgleichen. Ich brenne in Freude, meine Hand brennt in Freude seiner Hand entgegen, und seine Hand, die an Kartentischen strategische Zirkel führte und Menschentausende notierte am Papierblock, wie ein Kellner die Abendrechnung am Rande der Zeitung, die Hand des Buchhalters aller Unmenschlichkeit wird von meiner Hand zerstückt und damit seine Seele! Glücklich war er, glücklich ist er, aber ich bin hier, und mein Vertrauen ist grenzenlos. Mein Zeuge ist Gott. Mein Vertrauen ist grenzenlos. Den Menschen liebe ich, atemlos, mit atemloser Liebe! Und Vertrauen ist mir zur Beglückung geschenkt, grenzenlos!

Tanja: Sie — sind Sie Ihrer Sache so sicher? Könnte es nicht sein, daß Sie sich schon hier festgefangen hätten zwischen den vier Wänden eines bösen Zimmers, und daß Sie nur gebunden herausfänden — daß Sie ausgeliefert würden für Geld — hören Sie, Sie Unbenannter, ein schönes Stück Ware für ein schönes Stück Geld?

Wladimir: Bin ich hier gefangen? Atmet nicht ihr Vertrauen grenzenlos in meines? Und diese Wände sind nicht die Wände eines bösen Zimmers, vor Jahren schon war ich einmal hier, halb berauscht, halb im Traum, ich war auf dem Weg nach Japan. Ein junges Kind wohnte hier, — ein holdes Kind in rotem Hemd mit goldenen Quasten — wie knisterten sie in meiner Hand! Wie lange blieb mir noch zu zehren von dieser Nacht! (Näher bei ihr.) Wie weich, wie voller Seide ist deine Nähe! Und dein Haar und deine Brust und diese Augen, ihr Augen, die ihr mir in die hohle Hand leuchtet, jetzt, o dieser schöne Tag, unabsehbar schön wie du.

Kind: Mütterchen, Hilfe!

Wladimir: Was war das?

Tanja: Ein Spielwerk, manchmal geht es außer der Zeit auf. Aber weshalb zitterst du? Weshalb schon fort von mir? Wo gibt es Feinde für eine Güte, wie die deine? Liebst sie sicher alle!

Wladimir: Feinde lieben? Nein. Ein Mensch bin ich, kein Christ. Böses ist, Feinde sind. (Zieht ein Papier aus der Tasche des Mantels.) Hier dieses Papier, schwarz in der Dunkelheit, das sind meine Feinde. Urussow ist der erste. Nur mit den guten Menschen bin ich eins. Aber denen hier bin ich der eiserne Stachel des Speeres, die vergiftete Spitze des Pfeiles. — Bewahre mir diese Liste auf. Ich komme zu dir zurück. Bleib hier, bleib allein — erwarte mich — nachher. Ein Fetzen Papier bleibt als Pfand, niemand kann dir Vorwürfe machen; du hättest ihn von der Straße aufgelesen, sage ihnen, wenn sie fragen, zu lesen ist die Schrift für keinen außer mir, zu tun ist diese Tat für keinen außer mir.

Tanja (nimmt das Papier): Und willst nicht wissen, wem du das gibtst? Nicht wissen, wer ich bin?

Kind: Hilfe! Fremder Gast, hilf. (Weint.)

Tanja: Willst nicht wissen, wer das ist?

Wladimir: Ein Mensch ist es, der weint.

Tanja: Und du bleibst nicht?

Wladimir: Nein.

Tanja: Bei mir nicht bleiben, bei mir nicht sein?

Wladimir (steht auf, schweigt.)

Tanja: Liebe leiden? Meinen weiten Rock von Seide, rauschend und noch warm von mir, über dich breiten? Tanjas Kind und Tanjas Herr?

Wladimir: Halte mich nicht! Aber meinen Namen halte, zwischen deinen holden Lippen umschlungen halte Wladimir.

Tanja: Und keinen Kuß?

Wladimir: (zur Tür.)

Tanja: Halt! Ich höre Schritte die Treppe herauf, den Vorplatz vorbei. —

(Pochen an der Tür.)

Tanja: Wer da?

Polizeimeister: Tanjas Freund.

(Musik in der Ferne.)

Tanja (zu Wladimir): Verbirg Dich!

Wladimir stößt Tanja fort, geht an die Tür, öffnet die Tür, herein der Polizeimeister, ein Laterne in der Hand. Wladimir zieht eine Handgranate aus der Tasche, der Polizeimeister schreit auf, will entfliehen, stürzt aber; das Licht aus; über ihn hinweg Wladimir ab.

Polizeimeister (sich erhebend): Daß ich gerettet bin (tiefer Seufzer), daß nicht ich es war, auf den dieser große Teufel aus war. (Greift an den Kopf.) Nicht du, mein Köpfchen, an dem er seine Bombe zerschellte!

Tanja (lacht.)

Polizeimeister: Lache nur, lache. Auch ich will lachen, bin noch ganz verwirrt? Wie ein Bräutigam wollte ich einziehen bei dir und nun klebt dieser an dir, dieser Infanterist, der an mir seine Granaten ausprobieren wollte, wohl aus Eifersucht —

Tanja: Das war kein Infanterist. Wladimir war es.

Polizeimeister: Tanja! 500 Rubel war der Kopf wert, der auf deinen Knien lag!

Tanja: Auf meinen Knien lag nichts.

Polizeimeister: Nein, nicht 500 Rubel, nicht einmal eine falsche Kopeke ist dieser Kopf wert, nicht einmal den Knopf der Mütze, die er trägt. In Scherben liegt er morgen, wenn Wladimir vor der Mauer steht, wenn die Kugeln ihn treffen von drei Meter Distanz. Schon seh ich es vor mir: und herrlich sehe ich es vor mir. Ringsum den Kordon einer finnischen Schützenkompagnie, und ihre Gewehrläufe wie die Strahlen der Sonne auf einem Wirtshausschild. Photographieren will ich das Bild und es dir zum Andenken senden als Ersatz für die 500 Rubel, die dir entgangen sind.

Tanja: Mir entgangen? Kennst du Tanja nicht?

Polizeimeister: Nun Tanja, martere mich nicht!

Tanja: Nicht 500 Rubel, sondern 1000 und 10.000 ist er wert, wird er wert, nach dem, was ich von ihm weiß.

Polizeimeister: Tanja! Ein Drittel soll dein sein.

Tanja: Ach!

Polizeimeister: Die Hälfte!

Tanja: Oder spielen wir um das Ganze? (Holt ein Würfelspiel und klappert mit den Steinen. Marschmusik von Ferne.) Hörst du, jetzt kommt Urussow, zu Pferde hoch.

Polizeimeister: Verzeih, kein Pferd erträgt ihn. Alle Pferde weichen ihm aus, seitdem er einem Dutzend Gäule das Rückgrat zerbrochen hat! Aber eine Reitereskadron von der Garde hat er um sich und ein sibirisches Scharfschützenregiment hinter sich; das erste Regiment gegen den Feind, ordnungsmäßig gestellt!

Tanja: Nicht ganz ordnungsmäßig!

Polizeimeister: Doch! Den Ukas zur Mobilisierung hat er um 3 Uhr nachmittags vom Zaren bekommen, diesen Ukas hat er in der Hand! (Hochrufe und Musik von Ferne.)

Tanja: Kann sein, aber diese Hand ist der Einsatz hier im Spiel. (Klappert mit den Würfeln.)

Polizeimeister (springt auf): Du scherzest, und ich? Ich der Häuptling der Spione? Irgend was soll irgendwo vorgehen, und ich bin fern? Laß mich, halte mich nicht!

Tanja: Ich dich lassen? Dich nicht halten! So geh doch! Aber du wirst einen anderen fangen, nicht den, den ich meine. Diesen Wladimir will ich dich fangen lehren wie ein Insekt, das man beim Beißen trifft. Ich will dich lehren,

einen erschlagen, der noch zum Platzen gefüllt ist mit Blut, bewegungslos im Rausch. (Musik.)

Polizeimeister: Aber schnell! Auf Sekunden kommt es an.

Tanja: Laß Zeit! Laß Zeit! Laß laufen den weiter nicht bekannten, nie bestraften Wladimir, der heute zufällig scharfe Munition bei sich hat.

Polizeimeister: Schon das ist schwere Schuld und sein Kopf bleibt Gold wert ... verboten ist —

Tanja: Nicht verboten ist es, sich zu wappnen rechtzeitig gegen den Erbfeind; nicht verboten, hinter dem hohen General Urussow einher zu gehn, gerechten Hasses voll gegen den räuberischen Feind — (Musik ganz nah, Hochrufe.) O laß nur diesen armen Sünder laufen — aber jetzt (sie wirft die Würfel hin. Gleichzeitig ungeheurer Lärm, Reflex einer Stichflamme, blendend durch die Fenster, Schatten jagen vorbei, Geschrei der Instrumente durcheinander; das Kind aus dem Verschlag vor in die Mitte des Zimmers.)

Kind: Mutter! (Hat die Knie Tanjas erfaßt, aber Tanja schüttelt ab.)

Tanja (aufspringend): Aber jetzt, aber hier, diesen da zu fangen, Urussows Mörder Wladimir, diesen da zu ergreifen und in Spangen zu schließen seine unverschämte Hand, und kleinweis zu zerstücken seine Seele, die in Glück leuchtet! O du, (zu dem Polizeimeister) mein großer Prinz, und aller Wanzen majestätischer Beherrscher, diesen Wladimir sollst du, einzig Beseeligter, mit deinen Knien vor dir herstoßen, die du im Parademarsch hoch hebst, warte, nicht für das halbe Geld sollst du ihn haben, warte, nicht für das ganze Geld sollst du ihn haben, umsonst liefere ich dir ihn aus und für einen Kuß.

Das Kind hat inzwischen die umhergestreuten Papiere Wladimirs gesammelt, in die Ecke links getragen.

Tanja: Weg von hier, weiße Made, die im Dunkel sich windet!

Das Kind zündet mit Zündhölzchen das Papier an.

Polizeimeister: Es wärmt sich, das arme Geschöpf — gib her ein Stück brennenden Papiers, meine Laterne wieder anzuzünden.

Tanja (springt zum Kind hin, stampft das Feuer aus): Zur Hölle, giftiger Satan! Das war Wladimirs Strick, was du da verbrennst, das waren Wladimirs Spangen, an denen du dir die Hände wärmst! (Schlägt es mit einem Schlüsselbund). Hast du jetzt warm genug? Noch? Was noch? Und schreist noch nicht einmal! Warte du, ich will dir warm machen, du Ungeziefer, ungeziefernd in der Ecke! Ich will dich schreien lehren.

Kind (ruhig): Lehren? Genug, Mütterchen! Ich will reden: dich wollte ich verbrennen, wie du mir vorhin sagtest, Mutter!

Polizeimeister (greift Tanja in die Hände und hindert sie, weiter zu schlagen): Halt, Tanja, halt! Sanft, sanft! Mit Sinn und Verstand! Wenn du ihn prügeln mußt, dann tu es der Vorschrift entsprechend! Schlage ihm nicht ganz seine

Fingerchen krumm, denn wie soll er dann später stehlen und sich ehrlich fortbringen?
Schlage ihm nicht die Ohrchen taub, denn wie soll er dann horchen und uns unbezahlbare Nachrichten bringen von den Empörern gegen Ordnung und Gesetz? Nur ein wenig schlage ihn, damit er immer bemitleidenswert aussieht und den Hut voller Kopeken heimbringt, beim Betteln!

Tanja (zu dem Kind): Fort, du holder Engel, — hierher zu mir, du armes Jesukind. Bitte um Verzeihung! Oder verbrennen? Fort — hierher? Fort — hierher. (Stößt es hin und her.)

Kind: Verzeih mir. (Keucht.)

Tanja: Küß mir die Hand! (Das Kind tut es.)
Sprich, sag etwas!

Kind: Mutter — ich werde bald sterben.

Tanja: Ist das alles? Scher dich fort, verkriech dich, laß dich nicht mehr sehen.

Polizeimeister: Geschälte! Geschäft! Zum Geschäft!

Tanja: Gut. Es verlangt Tanja: die Hälfte, auch des geheimen Lohnes Extrahälfte, genau gewogen, gerecht gezählt, hörst du?
Und so gibt Tanja morgen Wladimir, so bringt ihn Tanja geliefert, wie man einen Hut Zucker liefert, mit vier Schnüren gebunden.

Polizeimeister lacht und schlägt Tanja im Scherz.

Tanja: Lache nicht! Schlage mich nicht! Mir ist es ernst.

Polizeimeister: Und wo?

Tanja: Im Bazar.

Polizeimeister: Und wann?

Tanja: 9 Uhr morgens!

Polizeimeister (erhebt sich): Einverstanden. Ich gehe!

Tanja: Angeld erst!

Polizeimeister: Geld? Wozu! (Hebt die Kiste mit Tanjas Schätzen.) Tanja, so viel Geld und noch nicht genug? Und im Garten 1000 Rubel vergraben unter dem Akazienbaum?

Tanja breitet beide Hände nach dem Geld aus.

Polizeimeister: Das Ganze ist gewagt, was dann, wenn sie ihn jetzt schon haben, die Hände am Rücken gefaltet zum ewigen Gebet, wenn er schon leuchtet am nächsten Laternenpfahl?

Tanja: Gut. Dann lassen wir das Geschäft.

Polizeimeister: Und wenn er das einzig Vernünftige tut und flieht und sich verbirgt in der unzählbaren Menge der Vorstadt, wie willst du ihn da ausspüren, eine Ameise mitten im Haufen?

Tanja (steht auf): Gut. Du mußt ja nicht. Ich muß ja nicht.

Polizeimeister: Nein, ich rechne auf dich. Hier (gibt ihr Geld) um der gerechten Sache willen.

Tanja: Komme zum Licht! Ich will zählen, was du gibst. Braucht sich solches Geld vor dem Licht zu schämen? (Zählt es nach und verbirgt es in der Truhe.)

Polizeimeister: Morgen denn, Tanja! Um 5 Uhr morgen, im Bazar — Prinzessin meiner Liebe!

Tanja: Schon gut! (Polizeimeister ab.)

Tanja (zu dem Kind): Ilja, komm zu deiner Mutter, sing ihr etwas vor! oder geh vor die Tür, horche an den Fließen, ob ein Mann die Türe auftut, die Treppe heraufkommt.

Kind: Ich werde nicht singen, ich werde nicht horchen, ich sterbe.

Tanja: Nun, stirb! Verkriech dich, du kleiner Unrat, weg mit dir von der Schwelle, damit er nicht in dich hineintritt!
(Sie schmückt sich mit Ketten etc. aus der Truhe.)

Kind (spricht zu sich; es geht mit herabhängenden Händen vor den Heiligenbildern hin und her):

Iljuschka, mein Herz, was wirst du tun, heute abend?
Betteln, schönen Bettel betteln, oben auf den Himmelsstraßen trabend,
Iljuschka, mein Seelchen, was wirst du essen heute abend?
Weiches Fleisch und Honigfrüchte, meine Zunge labend.
Iljuschka, mein starker Held, was wirst du schaffen heute abend?
Kohlen sammeln, die unter den Wagen des lieben Gottes gefallen sind —
Und mich wärmen, ganz allein?

Tanja: Und immer stehlen, selbst im Paradies. Weg mit dir, böses Gesicht!

Wladimir, Kleider in Fetzen, ohne Mantel, Gesicht von Pulver geschwärzt.

Tanja: Wladimir?

Wladimir schweigt, geht an den Herd, sich die Hände wärmend.

Tanja: Wie du strahlst! (Wladimir schweigt.)

Tanja: Ist es gelungen? Ist er verwundet? tot? Und du — geflohen, entronnen?

Wladimir: Millionen Menschen sind gerettet! Ich bin selig! Ich bin selig durch die Tat! O, jede Tat ist gut!

Tanja: Nun ja, gut für den einen, weniger gut für den andern!

Wladimir: Die letzte erlösende Tat! Ich leide nicht! Meine Güte war Tat. Meine Güte war Licht! Urussows Augen waren hell wie Schnee, der schmilzt — so nahe war ich bei ihm (er drängt sich an Tanja), so sah ich ihn an, aufgesprungen mitten aus dem Spalier auf das Trittbrett seines Wagens, und da warf ich die flammende Explosion zu seinen Füßen hin, mich warf es fort, ganz sanft hob es mich fort und ich war plötzlich unter vielen, unerkannt, unverletzt. Erschüttert ist jetzt die starrste Gewißheit der russischen Majestät, den bösen Mann habe ich getötet, das Böse in ihm vertilgt, seine Hölle ausgerottet, ausgebrannt den Ukas in seiner Tasche, der verbrannte mit den Nägeln seiner Finger! Millionen Menschen gerettet! Begnadigt der Mensch!
O du, ich bin gekränkt mit Seligkeit, ich atme Triumph aus, Triumph atme ich aus, und Gott ist nicht beleidigt! Denn so hat mich Gott befreit aus aller Gefahr, bin ich

durch Gott gerettet. (Ihre Hand an sein Herz.) O dieses Glück, du Holde, jetzt ahne ich deinen Duft und die zarten Wellen deiner Brust, gespannt unter der Seide, jetzt wirf deinen Rock über mich, laß mich schlafen unter dem Himmel deiner Nähe, mich schmiegen will ich an das geglättete Gefieder deiner Seele! Denn zu dir hat mich Gott gerettet, ich bin frei von der Welt. Kein Muß rasselt mehr mit Ketten um meine Kehle. Ich will dir folgen, dich nie mehr verlassen, zu deiner Güte hat mich Gott gut gemacht, und mich vor allen andern hat der Erlöser Gott erlöst durch Tat.

Tanja (kalt): Der alles litt, wird sich nicht freuen über deine Tat.

Er hat sich zu ihren Füßen an die Falten ihres Kleides gedrängt.

Wladimir: Atemlos war meine Liebe vor dem Rasen der Tat, atemlos ist sie jetzt in ihrer Seligkeit und müde. Wie ein Kind nach dem Bad ist mir müde — atmen den Duft des Zuhause, — ohne Gedanken atmen die Süssigkeit deines Mundes, oh meine Hände beide um die zarte Wölbung deiner Knie, die aus Spitzen sich wölben.

Tanja (ergreift ein Kruzifix, drohend): Siehst du das?

Wladimir: Nein. Schlafen, nur schlafen! (Den Kopf an seinen Arm, in die Ellbogenbeuge, die Hände an ihre Knie. Pause.)

Tanja (schlägt ihn mit dem Kruzifix): Auf! Auf!

Wladimir erwacht, schwankt, hält sich an Tanja fest.)

Wladimir: Was ist?

Tanja (macht sich frei): Was ist! Was hast du getan? Wohl hast du einen Bösen gemordet, aber mit Mord hast du auch gemordet deinen Erlöser, der alles Blut verboten hat.

Wladimir (erhebt das Kruzifix): O du durch ungerechten Kreuzestod Gemarterter! O nur Leid hast du gelitten — o du, des ewigen Unrechts Quelle, Unrecht versteinert durch die ganze Zeit ohne Ende! O du, deine Hände sind weggedrängt von der Tat, sie leiden nur sich selbst, an Nägeln, vierkantig geschliffenen hängen sie, an Holz geklammert — aber dort auf den Feldern der monatelangen Schlachten, auf der vereisten Erde liegen Menschen, sich windend wie Schlangen. Maschinen arbeiten, Maschinenschüsse gehen bis in den innersten Winkel der Schmerzen — Menschen erbrechen aus Wunden das Wasser, das sie am staubigen Weg in die Schlacht getrunken, Galle erbrechen sie und Wut, Erde erbrechen sie, die sie aus Hunger geschluckt haben — o nur den Regen wollen die von dir Erlösten trinken und die Augen von dir Erlösten wandern den leeren Hügel der weißen Nachthimmel auf und ab, und warten auf das Ende der Nacht, auf Träger warten sie, auf ein lebendes Ende, auf Träger mit Feldflaschen voller Trunk und mit Brotsäcken voller Sättigung, und auf Abende warten sie, wo sie sich wieder drängen an den Kamin der Heimat, wo ihr Kind schläft, träumend in Seligkeit. Du aber, Erlöser, der nichts erlöst hat . . .

Tanja: Schweig! Schluß! Schweig!

Wladimir: Der nichts erlöst hat durch seinen Tod, der nicht erleuchtet hat, denn deine eigenen Augen sind vom metallenen Sarge der Lider bedeckt und blind, blind, ewig blind, du, dessen Füße sich klammerten an das eigene Leid, du, den das höllische Unrecht der Welt und das infame Recht der Gewalt nicht fortgerissen haben von seinem Leid — mich aber hat es fortgerissen und ich habe meine Füße fortgerissen von den Nägeln, und ich habe das Unrecht nicht gefürchtet, und ich habe Waffen ergriffen gegen die Waffen und Gewalt geschmiedet gegen die Gewalt, und meine Waffe hat getroffen und gut getroffen und immer getroffen — und es ist besser um die Welt jetzt als vor einer Stunde, und es ist besser um mich als es war je zuvor. Unsterblich bin ich mir jetzt, denn meine Furche des Guten ist nicht zu verlöschen, jetzt nicht mehr.

Tanja (zu seinen Füßen, die Lippen an seiner Hand. Pause): Und keine Angst, mein Liebling Wladimir? Ich habe Angst um dich!

Wladimir: O komme mit mir mitten unter die Soldaten, die heute Nachtwache halten an seiner Leiche, und mitten unter ihre Bajonette — komm mitten unter die Generale, die mit Sorgen zusammenhorchen in ihrem Hauptquartier und Kriegsrat halten und doch nur Unrat halten in ihren Bürokratenseelen, nichts wird mich berühren, nichts wird dich berühren.

Tanja (steht auf): Willst du hier bleiben oder fliehen? Es kann sein, daß man die Häuser durchsucht, die in der Umgebung des Tatortes liegen. Willst du hier auf die Gendarmen warten oder flink sein und ihnen entschlüpfen?

Wladimir: Wie hart du sprichst! Ich will fort. Kommst du mit?

Tanja: Ja, aber nicht ohne mein Geld und meine Sachen. (Greift nach der Truhe.)

Wladimir: Geld?

Tanja: Kannst du so bleiben? Die Fetzen hängen von dir herab — ich will dich kleiden — ich will ... du sollst fühlen, wie es ist, von Tanja geliebt zu sein.

Wladimir: Die Truhe bleibt hier. Ich habe fünfhundert Rubel. Das ist genug. Aber das Kind!

Tanja: Ist es deins? Es ist müde, es kann nicht gehen. Ilja — hörst du? Ist das wahr, was ich sage?

Kind: Ich bin im Sterben.

Tanja zerrt die Kiste fort. Wladimir hält ihren Arm.

Wladimir: Tanja, kannst du das tun? Dein Kind hier enden?

Tanja: Deinetwegen? Das und tausendmal mehr. Durch die Gassen fliehen, daß die Laternen sich fortdrehen von uns im Wirbel rasend, über Schienengeleise hinweg, knapp vor den Zügen und dann im hohen Laub sich verbergen, das aufgehäuft ist in der Mitte der Alleen und duftet — deinetwegen, Wladimir, mit dir allein, mich schmiegen unter deinen Arm — denn ich sehne mich nach dir!

Wladimir: Ich lasse das Kind nicht hier allein. Ich nehme es unter meinen Mantel.

Tanja: Schnell doch, schnell, dein Mantel? Wo?

Wladimir (nach einer Pause): Der blieb unten liegen. Vielleicht hat ihn die Polizei. (Es pocht.)

Wladimir (erschreckt): Tanja! Soldaten! Polizei!

Tanja (voll Hohn): Soldaten! Polizei!

Ladas Stimme (hinter der Tür): Nur ich bin's, Lada. Darf man zu Ihnen?

Tanja: Jetzt nicht! Ein Gast ist bei mir. (Zu Wladimir:) Nun, willst du das Kind mit dir nehmen?

Wladimir: Schnell fort! (Das Kind langsam vor in die Mitte des Zimmers.) Tanja hat die Kiste wieder aufgenommen, Wladimir reißt sie ihr aus der Hand, schleudert sie ins Zimmer zurück, trifft das Kind, das stürzt. (Pause.)

Wladimir: Was habe ich getan?

Tanja: Laß es liegen, nur fort! Es ist deinetwegen! Rette dich, rette mich, denn (Umarmung) ich sehne mich nach dir! (Beide ab.)

Lada (geschminkt, mit vielem Schmuck, weißen Handschuhen, großem Hut): Iljuschka! Rührt er sich nicht? Kommt es mir nicht entgegen, das kleine Vögelchen, die Brust an den Draht des Käfigs zu drängen? Wir wollen fort, Iljuschka, schnell, ins andalusische Kaffeehaus zur Musik, komm, mein Herz, komm mit mir, dort wirst du sitzen, Musik horchen und mich erwarten — und dann, spät am Abend neben mir schlafen, du meine Unschuld. Schläfst du jetzt? Wachst nicht auf?! Im Hemd, in der Kälte, mitten im Zimmer? (Zieht ihre Handschuhe aus, faßt seine Hände an.) Ach, die Hände sind so kalt. (Knöpft ihm das Hemd auf.) Das Herz so still. Tot? Mein Liebling tot? O du früher Stern! Ilja, meiner Seele Bruderstimme du, mein Sohn, o warum habe ich dich deiner Feindin nicht aus den Händen gerissen, sah ich doch den stummen Blick deiner Verzweiflung! Diese Augen — und diese wehen Lippen, ganz braun und trüb und voller Schmutz! (Sie gießt Wasser aus einem Krug auf eine Schale, wärmt sie am Herd, ein Tuch aus dem Täschchen ziehend, wäscht sie das Kind ab.) Ach, dieses Blut! Du fielst und bist im Blut! Du süße Unschuld, in Blut hat dich der Verführer Tod verführt! Und so traurig, die Winkel um den Mund so böse! Ein wenig Freude, ein wenig Freudenfarbe um die Lippen! Ja? (Sie schminkt sie mit einem Lippenstift.) Und ein wenig Freudenworte dir ins Ohr. (Leise ins Ohr.) Was soll ich dir sagen, du kleiner Brosamen, der vor dem Essen fortfiel und verdorrte, was soll ich dir sagen, du schmaler Schatten eines Baumes am Wintermorgen — o du winziges Stückchen Spitze, das die böse Wäscherin mit dem heißen Plätteisen verbrannt hat, du süßes Stückchen Spitze, am Hemdeinsatz, das niemand geküßt hat! Und doch! Wie schön! (Küßt das Kind.) Wer wird sich noch so küssen lassen

wie du, wer wird noch so küssen — und nie müde werden! (Sie sieht sich im Zimmer um). Wo hast du geschlafen, wo wirst du heute noch schlafen? Nein nirgends hast du ein Bett. (Geht nach dem Verschlag.) Nur ein Sack, wie von Kohlen, und kleine spitze Kohlensplitter noch darin — Nein. (Öffnet die Truhe, breitet die Seide schön aus, tut die Geldsäcke weg, legt das Kind hinein.) O jetzt, so schön, oh jetzt, so warm; und das hier nimm um die Hand, das kleine Armband, (tut ihm ein Armband um) um meines eigenen Blutes arme Hand, die niemand geschmückt hat.

(Sie trägt die Truhe mit der Leiche auf die Ofenbank, legt Holz nach.) Es wird warm und schon bin ich müde. Wir werden beide schlafen und niemand wird uns stören, auch die böse Mutter nicht. Und singen — (Denkt nach.) Nein, nichts von Moskau, nur so (singt):

Geht mein Brüderchen, das holde,
Geht der stolze meine Ilja jeden frühen
Morgen aus.

Nein, nein. (Sie verstummt).

Das Armband fällt von der Hand des Toten klirrend herab. Lada weint, den Kopf auf die Hand des Kindes gelegt.

VORHANG

II. AKT

Der Bazar, ein ganz kleines, rechteckiges Kellerlokal, links Stufen, bei geöffneter Tür sieht man einen kleinen etwas helleren Vorplatz höher oben. Vergittertes Lukenfenster an der Wand. Darunter ein Wandtischchen, beiderseits je eine Kerze in einem Wandleuchter. Kamin, davor eine niedrige Bank, mit Kotzen unordentlich bedeckt. An den Wänden eine Zither, Plakate, etc. Schakalow und Mattusch. Schakalow ist klein, gelb, hat langen Vollbart, schielt. Mattusch ist sehr groß, glatt rasiert, plump.

Schakalow (reißt Mattusch das Schnapsglas aus der Hand und will es unter seinem Stuhl verstecken): Nein, keinen Tropfen mehr! Es wird Licht, es wird höchste Zeit! Nur heraus aus dieser Mördergrube, diesem Drahtverhau! Auf! (Mattusch nimmt das Glas mit Gewalt an sich.) Nun, was sagte ich? auf! (Stößt das Glas von unten her Mattusch aus der Faust, es zerbricht.)

Mattusch: Du wirst bezahlen. Alles!

Schakalow: Kein Geld!

Mattusch (greift ihm in die Tasche, holt Schmucksachen hervor, Uhren etc.) Ich sehe Geld, höre Geld, rieche Geld!

Schakalow: Aber nicht gemünztes! Unreife Äpfel! Höre mein Freund Mattusch! Ich sage nicht, daß die Wirtin dieses Bazars uns direkt der Polizei verkauft! Aber man wird ihr etwas bieten, und dann kann es sein, daß sie den Kommissär herführt, wie jungen Gänsen wird er uns unter die Flügel fahren, und wehe uns, wenn er Fett findet. Deshalb ist es besser, wir gehen. Auch ist noch viel zu tun. Das Volk ist von Sinnen, seit Urussow hin ist, diese Unmengen von

Menschen, alles ist erregt, als hätte er Wespen zwischen Hemd und Haut, seit dieser Massenmörder krepiert ist. Zu etwas großem würde ich nicht mehr raten, aber Geldbeutel warten wie Fische vor dem Wehr, gesammelt in dicken Mengen. Die Leute sprechen, umarmen sich, bekreuzen sich, wer denkt da an Geld?

Mattusch: Gut, aber diese Flasche trinken wir noch! (Er zieht eine Flasche aus den Brustfalten des Hemdes, trinkt und bietet auch Schakalow an. Schakalow trinkt, holt dann ein Kartenspiel hervor.) Du wolltest doch fort, nun reichst du mir die Karten zum Spielen.

Schakalow: Trinken verfinstert, Kartenspiel hellt auf! Spielen wir um das da? (Klopft auf die Taschen.)

Mattusch: Ja, aber ehrlich!

Schakalow: Nach Recht und Gesetz! (Sie spielen.)

Schakalow: König, Treff, As! Ich spiele aus. Gut, gut! Also: laß mich die Stiche zählen: 13, 18, 27, 33.

Mattusch: Wie kann das sein? (Nimmt die Karten, zählt die Stiche.) 13, 18, 27, 39.

Schakalow: Nun, 39! Ich sagte 39.

Mattusch: Nein, 33!

Schakalow: Wie würde ich dich betrügen, Bruder?

Mattusch (spukt auf die Karten, die Schakalow dann wegwirft).

Schakalow: Pfui!

Mattusch: Pfui du selber. O dich selbst würdest du betrügen, wenn du könntest! Mit der linken Hand bestiehlst du deine rechte Hosentasche, nichts ist dir heilig. Nicht umsonst fürchtet dein rechtes Auge das linke und verbirgt sich in der Ecke!

Schakalow: Sprichst du so von deinem besten Freund?

Mattusch: Mein bester Freund, weil mein Vater mich vor der Geburt verflucht hat, mein bester Freund, weil meine Mutter mich gewürgt hat, weil . . . (weint.)

Schakalow: Ach, halt dein Maul und schlafe! Denn gehen kannst du nicht.

Mattusch (will aufstehen, schwankt und fällt).

Schakalow: Vieh! Besoffen bist du! Dich würden die Menschen bestehlen wenn du auf die Gasse gingest! (Zieht ihm den Rock aus.)

Mattusch: Räuber, erbarmungsloser, was soll dir mein Rock?

Schakalow (rollt den Rock zusammen): Keine Angst, daß die Läuse erfrieren!

Mattusch: Ich wußte es ja, du hast dich meiner nicht erbarmt! Schakalow, du wildes Tier, Schakalow!

Schakalow (stopft ihm mit dem Rock den Mund): Bist du wahnsinnig, schreist meinen Namen aus!

Mattusch (keuchend): O ich gebe dir alles von selbst. Ich bin eine Waise, eine Sturzgeburt! Meine Mutter verlor mich auf dem Wege zum Wäscheboden, auf einer Treppe bin ich geboren! O nimm du dich meiner an, ich bin ganz ermattet und von Kräften.

Schakalow (stößt mit dem Fuß an eine Menge Flaschen, die geleert in einer Ecke stehen). Ja, von Kräften! (Er gibt ihm den gerollten Rock unter den Kopf, und bettet ihn beim Ofen.) Schlaf erst! Ich werde bei dir wachen.

Mattusch schläft vor dem Ofen ein, Schakalow zählt die Schmuckstücke und sortiert sie, indem er die schlechten auf das Tischchen, die besseren auf sein rechtes und sein linkes Knie legt. Die letzteren gibt er in ein Beutelchen, das er an der Brust trägt, die andern steckt er in die Rocktasche zurück. — Er nimmt dann eine Zither von der Wand, klimpert daran, schläft dann ein. Die Kerzen brennen aus. Stärkeres Licht aus dem Kellerfenster. Tanja, Wladimir.

Tanja: Wir sind hier. Dies ist der Bazar.

Wladimir: Warum heißt dieses Kellerloch der Bazar?

Tanja: Weil hier Menschen gekauft und verkauft werden. Und du hast nie Angst? Höre du, wenn ich böse wäre, nur böse könnte ich dich lieben (sie hält ihn mit beiden Armen vor sich) da, sieh mich! Einen bösen Menschen? Ein gutes Herz? (Wladimr lächelt.) Spotte nicht, es könnte sein, daß schon der Hundefänger mit der Schlinge hinter dir stünde! (Macht sich frei.) Jetzt bist du noch Herr! Deine Nacht hast du hinter dir. Was nachher kommt, nicht eine Kopeke ist es wert. Ich rate dir gut.

Wladimir: Drohe nicht! Deinen Namen habe ich erst gelernt, zum erstenmale habe ich gefühlt das Fleisch deiner Schulter, das ich zwischen meinen Fingern hielt heute Nacht . . . wie warmes Wasser am Rande des Sees in der Mittagsonne, in kleinen Wellen rieselte es unter meinen Küssen und zitterte in meinem Mund.

Tanja: Besser ist es für dich zu gehen. Sag „danke, geh"! Besser ist es für dich, mich zu vergiften. In deinen Taschen hab' ich spioniert, als du im Rausch strahltest, ich weiß, du hast Gift bei dir.

Wladimir: Ich dich vergiften? Ich, der Atem deiner Brust, ich, der Nagel am Finger deiner Hand?

Tanja: Was dann?

Wladimir: Was jetzt! Namenlos liebe ich dich, namenlos fühle ich mich geliebt von dir! O du, mein geliebter Mensch, der gute Gott sehnt sich aus dir nach mir! Bei dir fühle ich, wie die ganze Welt sich in Gottes Seele spiegelt und sein Lächeln dem deinen gleicht, wie ein großer Bruder dem kleinen.

Tanja: Gott? Schweig von Gott, wenn du von mir sprichst. Gottverlassen bist du! Von Gott verraten, als du an meine Tür pochtest gestern. Aufs Blut hat dich gestraft, wer dich gestern niedersetzen hieß an meiner Ofenbank.

Wladimir: Aber ich fühle dich in Herzlichkeit! Erwartet wie ein später Gast fühle ich mich: (nimmt ihre Hand) an dieser Hand führte er mich vor. Ich habe ihn gesucht acht Jahre, aber

an deiner Liebe erst, Tanja, atemlos stürmte seine Liebe zu mir, durch die atemlose Glut deiner Umarmung.

Tanja (befreit sich brutal): Idiot! Was anderes hast du gehabt als eine fixe Dirne? Die hast du gezahlt und hast sie ausgezahlt. (Sie holt Geld aus dem Strumpf und zeigt eine Banknote.) Ist das die deine? Warst du zu Gaste in einem Freudenhaus, zögere nicht zu lange! Hast du geliebt, so zahle; hast du gezahlt, geh und mach Platz! Aber keine Süßigkeiten nachher.

Wladimir: Du wirst mich nicht erschüttern.

Tanja (berührt seine Augen): Blind geboren? Bloß gemalte Augen, nur Schalen aus hartem Porzellan? Siehst du nicht den Verbrecherkeller hier? Die Trunkenbolde, die hier schlafen vor dem Kamin, nachdem sie eine schwere Kiste geschoben haben diese Nacht? (Hebt eine kleine Brosche auf, die Schakalow aus der Tasche auf die Erde gefallen ist, zeigt sie und steckt sie in die Tasche.) Hamsterhunde, denen ein Brocken aus den Taschen gefallen ist? Schwerverbrecher, müde nach ihrem schmutzigen Gewerbe?

Wladimir: Tanja, du wirst mich nicht erschüttern!

Tanja: Nie?

Wladimir: Hast du nie geliebt?

Tanja: O ja, geliebt habe ich? Acht Jahre, Nacht für Nacht! In den Kleidern und nackt! Im Bette und auf der Erde auch! Im Garten nachts auf feuchtem Gras wie dich! Reiche, die mir zahlten, Arme, denen ich zahlte. Solche liebte ich, die ich mußte, wie ein Kommis seine Arbeit tut, tun muß hinter dem Ladentisch, und andere, die ich mir selbst zur Liebe küßte ... Greise, die sich an mich klammerten, an das Echo ihrer guten Zeit! Absinthtrinker, die ich mitnahm aus den Nachtcafés, wenn die Musik nach Hause ging. (Zeigt beide Hände.) Beide Hände voll und dich dazu! Verstehst du das? Du böser Blinder, (küßt ihm plötzlich die Augen, er schweigt) trittst mich mit deinem bösen Fuß, du böser, trittst mich mit deinem blinden Wort. Kein Wort? Und diese Hand, kein Schlag? Und dieser Fuß, keine Flucht? (Hat Hand und Fuß Wladimirs berührt, er rührt sich nicht.) (Mit heller Stimme, über Schakalow gebeugt): Schakalow!

Schakalow (erwacht): Wie? Was? Tanja!

Tanja (lacht): Tanja! Schakalows Dirne hast du vergöttert! Stolz paradierst du mit einem entsprungenen Schwerverbrechers Zeitvertreib!

Schakalow: Verzeihung! Befreit habe ich mich gestern in der Verwirrung nach dem Attentat, entsprungen bin ich nicht!

Wladimir (rafft sich zusammen aus innerem Sturm): Die ganze Welt hat Liebe mir durchgöttert, Gottes Hauch hat gehaucht bis in die letzten Winkel alles Daseienden, ich zweifle nicht: grenzenlos ist mein Vertrauen. (Der Polizeimeister erscheint leise

auf dem Vorplatz, ohne daß ihn Wladimir sieht.) Und bin ich im letzten Winkel der Taverne und der tiefste der Erniedrigten, beseligt bin ich durch Gottes Hauch weit über den gestrigen Tag, gehoben weit über die vorige Welt und gerechter der Welt als da, wo ich Urussow traf und alle befreite!

Tanja: Eines anderen Wladimir rühmst du dich! Eitler Junge! Mörder aus Eitelkeit! Was willst du noch von mir? Solcher wie du kannte ich hunderte. Was willst du noch?

Wladimir: Hole Tee, ich bitte dich, denn ich bin müde und durstig.

Der Polizeimeister winkt Tanja.

Tanja: Tee? Wem befiehlst du? Bin ich dein Dienstmädchen?

Wladimir: So will ich schlafen.

Tanja: Nun, so kusch dich, leg dich da auf die schmutzige Pferdedecke — zu den andern, die deinesgleichen sind.

Wladimir legt sich hin und schläft ein. Der Polizeimeister steigt leise herab. Tanja und der Polizeimeister, leises Gespräch.

Tanja: Habe ich mein Wort gehalten?

Polizeimeister: Pünktlich geliefert! Was wären wir ohne dich? In drei Tagen ist das der zweite große Fang. Auch ich habe ihn gesucht, kein Misthaufen, in den unsere Bajonette nicht hineinstachen, kein Freudenhaus, das wir nicht umstellten, um die armen Gäste in ihrer 5-Minutenfreude aufzuwühlen, kein Bahnhof, wo nicht einer von uns wartete als Zivildetektiv, ein Billet für deinen Bräutigam in der Hand, gültig zur freien Fahrt auf den höchsten Galgen auf Moskaus höchstem Platz. (Tanja geht unruhig hin und her). Gib acht, Tanja, wecke ihn nicht. Der da ist vielleicht der einzige, der jetzt schläft. Das Volk ist in Erregung, fiebert fürchterlich. Wir haben vieles abgeleugnet, aber was soll das alles ohne Galgen? Was soll der Galgen ohne Wladimir? Steh still, Tanja, hör! Es ging alles, wie du es vorhersagtest. O, dieses Händchen. (Küßt ihr die Hand.) Der Preis für Wladimir ist mit jeder Stunde dieser Nacht gestiegen, was weiß ich, wie hoch!

Tanja: Das solltest du nicht wissen, du Wucherer mit Menschenfleisch?

Polizeimeister: Wucherer? Nur meine Pflicht! Ich leiste die heilige Pflicht des vereideten Beamten!

Tanja: Ach was! Geld!

Polizeimeister: Geld? Nein, wir tun nur unsere heilige Pflicht!

Tanja: Mein Geld!

Polizeimeister (ebenso brutal): Wer befiehlt? (Etwas sanfter) Der Zar befiehlt, da heißt es gehorchen, Gut opfern und Blut! (will zu Wladimir hin.)

Tanja (stellt sich vor Wladimir): Auch fremdes? fremdes Blut?

Polizeimeister: Wer will mich hindern?

Tanja: Was, du feiger Kapaun? Dein Hinterer ist ja noch staubig von dem Staub meiner Diele, so hast du dich aus Feigheit gewälzt vor dem da!

Polizeimeister (packt Tanja an ihrem Kleid an der Brust): Und wer hat einen steckbrieflich verfolgten, politisch höchst verdächtigen Mann namens Wladimir bei sich gehabt von 5 bis 6 Uhr? Wer den Mörder nach vollbrachter Tat, man höre! die ganze Nacht verborgen und damit die drohende Revolution geschürt, wer hat . . .

Tanja: Wladimir! Auf! Auf!

Polizeimeister klatscht in die Hände, zwei Polizisten erscheinen.

Wladimir (erwachend): Was ist?

Tanja (stößt mit dem Fuß nach ihm): Was ist! Erwache endlich, du Hund! Der Hundefänger ist da! Die ganze Welt hat Liebe dir durchgöttert und jetzt steht der Wasenmeister in deinem Schatten und hält den Sack schon vorbereitet für deinen Kopf: aber beiße nach ihm, wehre dich!

Polizeimeister: Packt an!

Wladimir: Ich wehre mich nicht. Ich zersprenge das Gefängnis; die Liebe von Millionen wird mich befreien mit unendlicher Gewalt!

Polizisten (Pistolen in der Hand): Hände hoch! Wladimir steht still. Schakalow erwacht, stößt Mattusch an, der dann erwacht.

Polizeimeister: Nur vorwärts, Kinder, er beißt ja nicht! Hingegen Tanja — nein, hört, Kinder, bindet mir diese beiden zusammen an eine Handschelle und fort mit ihnen. Und mit dem zweiten Paar Schellen bindet ebenso solid diese Nachtvögel, die ich als entsprungene Fälscher und Räuber erkenne.

Mattusch: Euer Gnaden, Euer Senilenz, ich — eine Waise.

Polizisten: Kein Wort! Hier wird arretiert, Verteidigung gibt es nur bei Gericht!

Tanja ist inzwischen hinter den Meister geglitten, packt ihn am Kragen, um ihn zu erwürgen. Wladimir läßt sich ruhig fesseln.

Polizeimeister: Du kitzelst mich nur, du weißes Schlänglein (zu den Polizisten) nehmt mir diese Boa ab. Bald sollen diese da wie Würstchen paarweise an der Stange hängen, so Gott will und es der Zar erlaubt. (Er stellt sich an den Ausgang.)

Wladimir wird an Tanja, Mattusch an Schakalow gefesselt.

Polizeimeister: Und nun vorwärts, geht! Zuerst diese da! Vor allem visitieren! (Greift Tanja in die Tasche und findet die Brosche. Er lacht und nimmt sie zu sich.) Und was seh ich da glitzern? (Faßt nach den Ohrringen Tanjas.) Das wäre etwas für mein Töchterchen zum Mitbringen! Was sollen sie dir? Auf die Straße gehst du nie mehr! Die armen Greise und die grünen Absinthtrinker werden sich behelfen müssen ohne dich! Aber tanzen wird man dich machen, ich verspreche es dir! Sieh, bloße Ehre wolltest du nicht und heiliges Lob vom Zar, so muß denn dein Stolz gebrochen werden, wie ich die Ringlein hier zerbreche. (Er bricht ihr die Ohrringe aus. Sie schreit

auf, Wladimir rührt sich nicht.) Schrei nicht, ein Tropfen Blut, was ist viel daran, man sagte mir, das gehört zur Liebe!

Tanja will mit ihrer freien Hand dem Meister in die Augen fahren. Die Polizisten haben inzwischen Schakalow und Mattusch gefesselt und die Amtshandlung vollzogen.

Wladimir: Laß ihn, Tanja, tu ihm nichts!

Tanja: Dich hasse ich! Wehrlos wirfst du dich der Gewalt hin! Männliche Dirne! Dem ersten besten zu willen.

Polizeimeister (läßt die Gefangenen vor sich vorbei): Eins, zwei! Drei, vier! Gut. Schnell fort und ohne Aufsehen. Man erwartet euch.

VERWANDLUNG

Der Kerker, großer Raum, in der Mitte ein Ofen. Von der Decke hängt eine Laterne herab, deren eine Hälfte abgeblendet ist, sodaß eine Hälfte des Raumes im Halbdunkel ist. In der Mitte der Wandhöhe, alle drei Wände umlaufend, eine Galerie, wo 2 Soldaten mit geladenen Gewehren patrouillieren. — Es ist das Gefängnis der zum Tod Verurteilten, die auf die Erledigung ihres Begnadigungsgesuches warten. Die meisten Gefangenen, ungefähr 15—20, liegen umher. In einer Ecke sind Matratzen aufgeschichtet. In einer Ecke Heiligenbilder, ewiges Licht; eine Bäuerin kniet dort. Einige Gefangene tragen schwere Kugeln in der Hand, die am linken Fußgelenk angekettet sind. Schwere Türen, breit gebaut, mit Bohlen verstärkt. Tanja und Wladimir in Gefängnistracht im Hintergrund. Der Polizeimeister, ein Papier in der Hand, tritt ein. Die Gefangenen scharen sich um ihn, diejenigen, die Kugeln tragen, lassen diese fallen und schleifen sie hinter sich her. Andere stolpern darüber, Verwirrung, doch keine Rufe.

Polizeimeister: Aufgepaßt! (Es tritt Ruhe ein.) Im Namen Seiner Majestät des Zaren aller Reussen, Nikolaus: Gestern hat eine verruchte Hand den kommandierenden General, Großsiegelbewahrer, Ritter des Georgsordens und des Annaordens, Herrn Alexander Fürst Urussow, Gouverneur von Moskau tätlich angegriffen und ermordet. Seine Majestät, erfüllt von tiefer Trauer und gerechter Entrüstung, haben befohlen: Das Standrecht ist verhängt. (Bis jetzt hat er aus dem Papier vorgelesen, von jetzt an frei.) Es gibt also keine administrative Verschickung mehr! Es gibt kein Sibirien mehr! (Freude unter den Gefangenen.) Es gibt wohl auch kein Zuchthaus, keine lebenslängliche Arbeit in den Bergwerken. Es gibt keine Todesstrafe durch den Strang!

1. Gefangener: Gott segne dich, holdes Väterchen!

2. Gefangener: Gott möge dir das ewige Leben geben, du Befreier der Schuldlosen!

Bäuerin: Kniet vor ihm nieder, küßt die Spitze seines Degens.

Polizeimeister: Erschossen wird alles! (Weite Handbewegung im Halbkreis.) Alles abgeschossen!

(Aufschrei. Kettenklirren.)

Polizeimeister: Ihr seid alle schuldig! Man soll zittern lernen! Ganz Moskau soll das Zittern lernen von euch, geehrte Lehrer, und das Beben vor der Gerechtigkeit und die Sühne nach Vorschrift!

Auf der Galerie kommt ein Priester im Ornat.

Polizeimeister (zu den Soldaten auf der Galerie): Und ihr dort, hütet euch, und denkt an eueren Eid! Und nun, mit Gott! (Ab.)

Der Geistliche auf der Galerie, rechts und links von ihm Meßknaben, die Weihrauchfäßchen und Weihwasser tragen.

Der Pope: Meine geliebten Kinder! Vor Gottes Thron zu treten, bereitet euch! Wer hat gemordet, wer lebendes Blut vergossen?

Stimmen: „Ich", „Ich", „Ich".

Pope: Wer hat geraubt und Gottes Angesicht im Bruder geschändet? Brand gestiftet? Krongut gestohlen? Aufruhr verkündet, den heiligen Zaren beleidigt?

Stimmen wie oben.

Pope: Wer hat gesündigt?

Alle Stimmen. Die Gefangenen auf den Knien.

Pope (weites Kreuzeszeichen über die Gefangenen): So nehme ich denn alles von euch und segne euch im Namen der Liebe! (Er geht auf der Galerie um den ganzen Raum herum. Knaben schwingen ihre Gefäße mit Weihrauch und Weihwasser über das Geländer, über die Gefangenen.)

Bäuerin: O Väterchen, komm näher zu uns, wolle du uns gütigst mit dem heiligen Öl salben. Bitte für uns, erbarme dich, wir sind nicht sehr schuldig. Und sind wir schuldig, so doch des Todes nicht schuldig! Komm näher, berühre uns doch mit deinen Händchen, sieh uns aus der Nähe an mit deinen Aeugchen!

Der Pope verhandelt mit den Soldaten. Schüsse vor dem Gefängnis. Jemand schlägt von außen an die Tür.

1. Soldat: Nicht erlaubt! Vorschrift!

2. Soldat: Nun geh, Väterchen, die Sache ist in Ordnung!

Pope (weinend): Ich werde — werde wieder zu euch kommen. Steht auf! Ich bitte, steht auf! Ich bin noch unerfahren, der jüngste unter den Popen des Gefängnisses! Vielleicht habe ich euch zu wenig getröstet. Ihr Armen! Am meisten muß leiden, wer böse ist! Im Bösen wolltet ihr bestehen, darum muß die ganze Welt sich drehen! Oh diese Tür wird sich drehen nach außen und diese Mauer sich drehen nach innen und hinsinken zu euren Füßen! O die ganze Welt wird sich beugen und flach wie ein Teppich daliegen und mit euren Kugeln werdet ihr hinrollen über sie. Ich glaube, so werdet ihr befreit sein und ihr werdet einen guten Tod sterben! Denn, Kinder, wie solltet ihr Mord und Brand und böse Tat vergessen ohne Tod! Ihr müßt euch waschen in Tod, oh und dann ganz neu aufwachen, im Frühling von Gottes Sonne aufwachen, bald schon, in einem Tag, ach, was, schon früher, in einer Stunde um eurer Güte willen! So bald schon! Ach, auf der Gnade des Heilands wie auf Teppichen wandeln, feiern eure Feier in neuen Gewändern, feiern euer Versöhnungsfest ... Lacht und jubelt, ihr Auserwählten.

2. Soldat (unterbricht): Was redest du da, Väterchen? Ist das erlaubt? Dazu hat man dich nicht hieher geschickt! (Pope will reden.) Was denn noch? Das ist unerlaubt! Laß sie allein! Das ist nicht recht.

Der Pope macht ein Kreuzeszeichen, verbeugt sich, immer von der Stirnseite der Galerie, tief vor den Gefangenen, dann ab.

Tanja und Wladimir nach vorn.

Die andern Gefangenen im Halbkreis um das Heiligenbild, kniend oder liegend, mit der Stirn am Boden.

Tanja: Hast du jetzt, was du wolltest? (Zerrt ihn an der gemeinsamen Fessel.) Sowie ich jetzt an Dir zerre, so mußt du gehen ... Und du — wenn ich dich liebte, selbst wenn etwas im dunkelsten Winkel dieser Tanja dich liebte, die blinde Gewalt steht doch über dir, dem infamen Unrecht bist du doch bloß eine Seite Protokoll in einem Aktenbuch, und Du ganz und gar — was wartet auf dich? Standrecht ist verhängt, nicht einmal ein Urteil, kein Wort der Verteidigung, denn die Trommeln werden donnern, dumpfe Maschinen, alles überschreiend über deiner Menschlichkeit. Und ich, was wartet auf mich? Ich bleibe bei mir — ich bin frei, wie ich es immer war — und wenn ich sehr brav bin und Iwan Iwanow etwas schönes, zartes, pikantes verspreche, dann — vielleicht — läßt er mich zuschauen, wie sie auf die Mauer schießen, die Herren Soldaten, strramm auf die Mauer schießen, vor der du stehst, meines Herzens Liebesliebling Wladimir!

Wladimir: Geh nur!

Tanja (ruft): Iwan Iwanow! (Rennt zur Tür, stößt an die Bohlen; als ihre Hände zu schmerzen beginnen, nimmt sie Wladimirs Hände und stößt mit ihnen wie mit einem Hammer los.) Niemand? Niemand? Das war doch nur ein Scherz, ein warnendes Exempel: Freund Iwan — sei freundlich — Geliebter Iwan, sei lieb! Niemand kommt? (Zu den Soldaten auf der Galerie): So kommt doch ihr, mich mit eueren Bajonetten loszuschneiden von diesem da! Ich bin schuldlos. Verdient um den Zaren! Niemand? Niemandem ist erlaubt, mich an diesen Kadaver zu binden! Gibt es keine Ordnung mehr? Die Gesetze gelten nicht? So doch — Erbarmen! Ich verdurste! Ich sterbe vor Hunger! Das ist mein Lohn? Das ist die kaiserliche Belohnung?

Bäuerin: Wasser ist in der Ecke da bei dir und Brot daneben.

Wladimir holt einen Wasserkrug vor und reicht ihn ihr. Tanja schlägt ihn aus der Hand.

Tanja: Ich habe Hunger, nicht Durst!

Wladimir gibt ihr Brot.

Tanja (schreiend): Ich will nicht, ich will nicht! (Sie stampft auf dem Brot herum.) Und wäre ich vor dem Verrecken, mich ekelt, mich ekelt alles, was der Schweiß deiner Hand angerührt hat!

Wladimir: Und warum liegt doch deine Hand an meiner Hand? Und der Schatten der herrlichen Nacht über uns beiden! Meine Wärme erwärmt dir das böse Eisen, das ein Fremder um uns gelegt hat.

Tanja (will sich losreißen): Fort mit dir! Fort mit deiner Wärme, fort mit deiner Güte! In die Hölle mit deiner Ekstase! (Drängt sich an ihn.) O gut, o wie gut, du Gütiger, daß du jetzt bald unter diesem Gelichter zugrunde gehen wirst, wie gut, daß ihr alle ohne Sarg wie verendetes Vieh nach ansteckenden Seuchen noch warm von euerem verfluchten Leben hinklatschen werdet in die Erde, und die Erde, wie gut, daß sich die Erde heben wird, denn aufquellen wird dein seelengutes Herz und der Gestank wird die Bürgersfrauen erbleichen lassen vor Widerwillen — denn knistern wird der heilige Boden des Vaterlandes unter euerer Fäulnis!

Wladimir: Du bist wahnsinnig! Du bist es nicht mehr, die heute nacht unter meinem Atem sich beugte, wie ein Blumenblatt sich windet und süß zittert in der herrlichsten umsonnten Begegnung! Du bist jetzt dir selbst entrissen, denn wer so lieben kann wie die Tanja dieser Nacht, wie könnte auch nur ein Tropfen dieses liebend geliebten Blutes vereitern zu Haß!

Tanja: O, daß du so ganz vergebens stirbst! Daß die Wucherer und Kriegslieferanten sich freuen! Denn Krieg ist! Krieg ist erst recht, denn nur im Kriege können die aufgerührten Menschen sich beruhigen, das weiß der Zar. Das will der Zar! Du selbst, Wladimir, hast Krieg geliefert! Das Schwert hast du ergriffen, wirst untergehen durch das Schwert. O jetzt erst sind die Generalgewaltigen am Werk, Standrecht steht! Todesstrafe tötet und straft, Urteil ist nicht mehr Recht. Siehst du nicht diese, die alle durch deine Tat vor die Gewehre kommen? Und nicht die allein! Auch die Guten, auch deinesgleichen werden noch mehr leiden als du, endlich, endlich, mir zur Freude!

Wladimir: Nein, Tanja, beruhige dich. Ich weiß, Freunde sind am Werk! Hinter diesen Mauern, Zahllose sind versammelt am Rande der kommenden Befreiung. Brüderlichkeit ist entflammt von gestern abend an in ungeheurem Feuer. Verbrüderung umbrüdert uns! Hauptleute werden sich vor einfachen Soldaten neigen! Einfache Soldaten vor Hauptleuten! Beseligt im Angesicht des vergöttert Menschlichen! Keine Tat ist vergebens! Meines Atems Wort hat nicht vergebens geweht, der gute Mensch, den guten Menschen zu retten! Bis zum letzten Augenblick, Jahrmilliarden weiter, bis zu des letzten Menschen Erlösung!

Tanja: Aber ich bin böse! Mit Bosheit bin ich gesegnet; mit Haß von Gott bedacht.

Wladimir: Auch du bist gut im letzten Grunde deines Herzens! Denn du wandelst im Angesicht desselben Gottes wie ich! Wie könnte er einen eisernen Dorn in seinem Haar dulden, der nie verrostet, nie vergeht?

Tanja: Laß Gott Gott sein! Mußt wenigstens du vergehen, wenn ich böse bin? Da — sieh her? Sieh mich an!

Wladimir: Laß, ich bin müde.

Tanja: Sei nicht müde! Heran zu mir! (Zerrt ihn an der Kette auf.) Und wenn sie mich jetzt mit dir vor die Mauer schleppen, vor die Mündungen der Flinten — nicht in Verzweiflung will ich sterben, sondern in Vereinigung, böse ich, böse du.

Wladimir: Und doch bist du gut!

Tanja: Gut, weil ich dich für 2000 Rubel abzufangen versprach und dich abfing und lieferte bis hierher von meiner Wohnung und von hier bis zum Tod?

Wladimir: Habe ich mich dir nicht gegeben? Ich gab mich nicht in Worten, sondern in Tat. Nicht in Gedanken, sondern gebunden an Händen und Füßen ... Nie haben mich Ketten gedrückt bis heute. Ich habe befohlen, nie gehorcht. Aber gestern stürzte ich mich in deinen Willen. Der Nagel an deinem Finger wollte ich sein und bin es nun.

Tanja: Immer noch nicht genug? Immer noch ein Ausweg für dein Herz, einen Schleichpfad für deine Träume? O komm, und laß mich dir das ganz leise sagen. (Die Hand als Mauer neben ihrem Mund und seinem Ohr.) Erkenne mich, Blinder, endlich erkenne mich! Vor acht Jahren habe ich dich eine Nacht gehabt.... Und gehabt acht Jahre Hölle nachher; zwischen meinen Brüsten deinen heißgeliebten Kopf — immer fühlte ich die leere Stelle bis zur Verzweiflung — (umfaßt seinen Kopf). Könnte ich dich so lieben, Wladimir, Wladimir von gestern Nacht, wenn ich dich nicht schon liebte, unendlich lang? Und könnte ich dich so hassen, wenn — (läßt seinen Kopf los). O du, nicht seit gestern kennt mich dein Blut! In mir war dein Blut, rauschte empor im Glühen deiner harten Liebe, in mir war dein Blut und neun Monate stieß es hart nach meiner Kehle. (Er will sprechen; sie hält ihm den Mund zu.) Jetzt still, jetzt kein Wort, jetzt keine „Tanja"! Keine Tanja war, als du fortgingst, nur neun Monate Feuerglut im Herzen und dann fiel die holde Frucht aus mir, und ich hielt sie in dieser Hand, den weichen Apfel mit dem milden Glanz und dem schimmernden Hauch! Ich pflegte dein süßes Kind, gab ihm Milch zu trinken, das war mir Gift, denn es starb nicht, gab ihm Brot zu essen, und war es mit Schimmel bitter überwuchert, noch viel zu lind und fein schien es mir, und ich dachte, wenn unter meinen Schlägen Blut floß, so müßte es ätzen wie rauchende Säure, da es aus der Hölle kam. Reiß du dich nicht los von mir, jetzt bin ich dein Japan, deine Ferne und dein Kampf und dein ganzes großes Werk! Wie Gottes Seele in Bösem über mir mit der schweren Drohung der Hölle, so ist jetzt meine Seele im Bösen über dir mit der Drohung zur Hölle. Und Hölle in Wirklichkeit! Denn in dem Winkel zwischen dem Ofen und der Ofenbank, wo du gestern mit mir weiltest in

trautem Gespräch, da liegen noch die Haare deines Kindes, die ich zur gerechten Strafe ihm ausriß, liegen im erstarrten Blut und dein Fuß trat gestern darauf umher ... (Wladimir ist zusammengesunken, hält beide Hände auf die Augen.) Wie schrie es nur gestern: (ahmt die Stimme des Kindes nach) Hilf, fremder Gast! Im Sterben bin ich, Iljuschka! Nun schreit es nicht mehr, denn es ist hin.

Wladimir stöhnt.

Tanja: O nur still! Es ist nichts mehr zu retten! Gestern noch, vielleicht! Ein Mensch weinte dir zu? Ilja war zu retten. Jetzt aber ... kleinweis zu zerstücken deine Seele, die im Glück leuchtete bisher, darnach habe ich lange gehungert, acht Jahre darnach gedürstet und einen Tag! Diesen Tag habe ich nun, den hat mir dein Gott gegeben, dein guter Gott, der aus Tanja sich hinsehnte nach Wladimir!

Wladimir (ganz für sich): Wo bin ich?

Tanja: In deiner wirklichen Welt! Hier sind Stöße von Matratzen, (zeigt hin) aufgeschichtet zur Nacht, darauf zu liegen, Kopf neben Kopf und Fuß an Fuß mit Straßenräubern und geständigen Raubmördern! Das ist den Bett. Und das (zeigt auf das zerstampfte Brot), das dein Essen, denn sonst kommt keines mehr heute. Und ich: deine Liebe, Tanja, die dich, ihr Händchen, an einem Seidenschnürchen hergeführt hat. Hier oben (zeigt auf die Galerie) die guten starken Wächter der gesetzmäßigen starken Gewalt: Das ist die Welt, die Gott dir geschaffen hat, und die in ihren Grundfesten dasteht, ein eiserner Turm, nicht zu erschüttern durch dich.

Wladimir (kniend): Kann das sein? In reiner Energie, in fanatischem Werk, dem Guten zu — lebte ich meine Zeit! Gab alles allen und immer mich! Ueber Steppen wanderte ich verkleidet als sibirischer Hirte, zu meinen Freunden, sie zu befreien aus den Kupferbergwerken, aus der lichtlosen Qual streng bewachter Schächte!

In Spelunken wartete ich auf Nachrichten, und die Treue vieler Brüder war so herrlich! Nie stand ich still, ewige Arbeit, leidenschaftlich, ohne Schlaf — und ein göttliches Werk.

Und diejenigen, die grauenhaft starrten im Bewußtsein ihres Erbes und eisern standen in der schrecklichen Ruhe ihrer Seele, die hohen Stabsoffiziere, die auf Bärenjagden achtspännig im Schlitten ausfuhren und die in der Etappe mit seidenen Tänzerinnen speisten, während in den Schützengräben vor Mukden die armen Soldaten sich die Zungen blutig leckten an eisigen Konservenbüchsen — — Erschüttert habe ich alle, so wie ich selbst erschüttert war! (Zu Tanja.) Nur du!

Tanja (beugt sich über ihn): Laß dir in die Augen sehn! Zeige deinen Mund! Nein, noch nicht verzweifelt genug.

Wladimir: Ich beginne zu verzweifeln! Nur außen um die Menschen bin ich gegangen, umschlichen habe ich die Citadelle der menschlichen Grausamkeit, nur von Ferne spähte ich hinein, im Grunde des Herzens habe ich aber sie nie berührt, noch bin ich berührt worden von ihr.

Tanja: Noch nicht verzweifelt genug!

Wladimir: Von Millionen sprach ich gestern, ein Mörder aus Eitelkeit! Keiner ist heute begnadigt, gerettet keiner!

Tanja (zeigt ein Fläschchen): So nimm das! Rette wenigstens dich vor Schmerzen, Rettungsloser. Es ist dein Gift! Ich stahl es dir und wußte warum! Denk doch, wenn du bei der Hinrichtung bloß verwundet würdest. Vor drei Wochen kam das vor. Erspare dir Schmerzen, stirb in Freiheit, wenn es sein muß — und neben mir!

Wladimir (liegt auf der Erde mit der Stirn am Boden und erhebt sich langsam während des Folgenden): Oh daß ich glücklich war und Hoffnung in mir wuchs, wie auf der Sonnenseite edles Obst und doch die Menschen im Grauen der Gemeinheit faulten Tag für Tag! (Zu Tanja):
Ein Mensch — und nicht zu erschüttern! (Er hat ihre Knie umfaßt.) Ein Mensch — und keine Träne! (Er hat sich aufgerichtet und berührt ihre Augen.) Ein Mensch — und kein Gott neben ihm? (Sehr laut): Gott, neben diese da stelle dich, ein Kronzeuge zur Angeklagten! (Leiser): Gott, Angeklagter du selbst, neben diese Angeklagte!
(Pause.)
Gegen Gottes Güte zeugst du, Tanja! Wo du bist, kann Gott nicht sein! (Nimmt das Gift, während er sich abwendet.)

Tanja: Wie fühlst du dich?

Wladimir (geht mit Tanja langsam vor): Mich fühle ich nicht mehr! Ich war! Daß ich gegen Generale Handgranaten warf und die Schienen aufriß vor Zügen, in denen sie ins Hauptquartier rasten — und die Geliebte meines Herzens und die Frucht meines Blutes waren gewürgt von dem Bösen! Dein Mutterauge war zerfetzt von Haß und ich glaubte an meine Tat der tätigen Liebe! War Gott in dir, Tanja? Gott war in dir vernichtet! Gottesuntergang hab' ich verschuldet, Gottes Untergang — ich! (Zuckungen der Glieder) Ängstige du dich nicht vor mir! Deinesgleichen bin ich nun! (Sinkt, nun im dunklen Teil des Zimmers, zu ihren Füßen hin.)

Tanja steht starr, beide Hände an den Knien, den Kopf gesenkt.

Die Gefangenen singen die slawische Liturgie. Wladimir stirbt.

Polizeimeister (tritt unter die Gefangenen, ein weißes Papier in der Hand): Begnadigung! Paßt auf, es diene zur guten Lehre!
(Die Gefangenen sind aufgestanden.) Durch Gnade von des Zaren Majestät wird freigesprochen und los und ledig erklärt von aller Strafe und von jeglichen Rechtsfolgen materieller und anderweitiger Natur ... Tanja! Hier der Schlüssel deiner

Kette, komm her und hole dir ihn! (Schüsse vor dem Gefängnis. Tumult unter den Gefangenen.)

Polizeimeister: Schnell hole dir den Schlüssel! (Großes Getöse, Schüsse, die Bohlen der Tür werden aufgebrochen, zahllose Menschen stürmen ein; rote Fahnen, Glockenläuten.)

Polizeimeister: Was ist das? (Zu den Soldaten auf der Galerie): Feuer! Feuer! Feuer! Worauf wartet ihr noch, Kinder? Wartet nicht, feuert!

Ein Revolutionär: Feuer dir selbst! (Schießt ihn nieder.) Und ihr, ihr Brüder, schießt nicht! Kein Feuer mehr! Frieden, Brot, Freiheit!

Alle (unter Umarmungen, Jubel): Frieden, Brot, Freiheit!

Die Soldaten werfen von der Galerie ihre Gewehre herab.

Revolutionär: Wladimir hat uns befreit, Wladimir, unser aller guter Bruder, der gute Mensch, durch seine Güte hat er die ganze Welt entflammt! Begnadigt ist der Mensch, Wladimir sei unser Zar!

Die Gefangenen: Wladimir Zar! Wladimir Zar!

Tanja stürzt plötzlich über Wladimirs Leiche zusammen. Die anderen Gefangenen eilen hin, erfassen seine schon erkaltende Hand. Pause. Schweigen.

Revolutionär (leise): Der Zar ist tot. Macht seine heilige Leiche frei! Entkettet ihn von dieser Dirne! (Ein Soldat stampft auf die Kette, die zerspringt. Wladimir wird auf die zwei Gewehre der Soldaten gelegt und von den Gefangenen im feierlichen Zuge schweigend herausgetragen. Das Schreien und Getöse vor dem Gefängnis verstummt bei seinem Erscheinen.)

Bäuerin (rüttelt an Tanjas Hand, an der noch die Handschelle hängt): Wach auf, Fräulein! Das Tor ist offen, du kannst gehen! Schläfst du? Was ist mit dir? Hast du kein Geld, um im Asyl zu schlafen? (Gibt ihr Geld, das Tanja auf die Erde gleiten läßt.) O, du willst diese kernige Kopeke nicht! Geld zu verachten, die herrliche Gabe Gottes! Wahrhaftig vom Bösen besessen? (Steckt ihr das Geld in den Halsausschnitt. Tanja immer noch starr, mit glühenden Augen. Die Bäuerin ruft Leute von außen herein.) Kommt doch näher, Brüder! Führt diese Dame weg unter gute Menschen! Gott hat ihre Seele vernichtet und es ist dunkel in ihr.

VORHANG

III. AKT

Erstes Bild. Krankensaal der Irrenanstalt mit weiß lackierten Wänden und 4 Betten. Links ein breites Fenster, das vergittert ist. Ein ovaler kleiner Wandspiegel, verhängt. Waschtisch etc. — Wärterin, Oberarzt; Barbara, Laura, Sinaida, drei irrsinnige Frauen im Krankenflaus, die stumpf auf einer Bank hocken.

Wärterin: Ja, Herr Oberarzt, hier ist ein Bett frei — da heute nachts die dicke Samuela durch Tod abgegangen ist — hier wäre ein Bett frei, wenn es sein muß.

Oberarzt: Schön. Wir legen sie also hierher.

Wärterin: Muß sie liegen? Eine Bettlägerige fort, eine Bettlägerige her, das ist ein schlechtes Geschäft!

Oberarzt: Ein trauriges! Denn die Kranke will nicht stehen, nicht sitzen, von Sprechen keine Spur. Ißt keinen Bissen, rührt sich nicht. Heute nachmittags fand man sie auf der Straße vor dem Gefängnis und brachte sie in die Anstalt.

Wärterin: Schon wieder eine, die man mit der Schlundsonde füttern muß! Warum läßt Gott solche Menschen leben?

Oberarzt: Ihretwillen! Damit Sie einen Beruf als Irrenpflegerin haben, eine höchst menschenfreundliche Tätigkeit, und Vier ein Viertel Rubel Taggeld dazu.

Wärterin: Aber sehen Sie, Euer Wohlgeboren, doch nur diese da! (Zeigt auf die Irren.) Vorwärts an die Arbeit! Beschäftigt euch, ihr Raupen! (Die Irren stehen auf.) Nun endlich! Man wird euch elektrisieren, ich schwöre es, daß die Funken fliegen!

Oberarzt: O! Muß das sein? Und warum ist der Spiegel verhängt?

Wärterin: Verzeihen Sie, Herr Doktor! Irrsinnige dürfen sich selbst nie sehen, sonst toben sie. Man muß sie beschäftigen wie alle anderen. Der Spiegel ist nichts für sie.

Oberarzt: Sie haben recht! Arbeit ist das halbe Leben. Bewegung ist das wichtigste für den Stuhlgang. (Die Irren haben sich näher an ihn herangemacht.) Und nun: Platz! (Oeffnet die Tür, Tanja wird auf einer Räderbahre hereingerollt. Gefängnistracht, darüber ein buntes Bauerntuch. Die Haare sind zerrauft. Sie liegt ausgestreckt, die Arme über der Brust verschränkt, ihr Blick ist tot. Die anderen Irren schwärmen sogleich an sie heran. Oberarzt ab.)

Wärterin: Wie heißt du, Patientin Nr. 4? Redest nicht? Das ist fein. Die andern reden für dich. Solch eine Schweigende haben wir schon sehr gebraucht. Sei also herzlichst hier begrüßt!

(Scheucht die Irren mit einem Handtuch wie Fliegen fort.) Fort, ihr andern, ihr Schleiereulen, fort, ihr Gelichter! Macht das Bett, kümmert euch endlich um die Ordnung! (Ergreift Barbara am Arme.) Du, Barbara, hast du dir heute schon die Haare gekämmt? (Greift ihr ins Haar.) Was hast du da? Einen Schlüssel? Wo hast du das gestohlen? (Reißt ihr den Schlüssel aus dem Haar. Barbara schreit.)

Wärterin: Na, sei nur ruhig, niemand tut dir etwas! O Gott, o dreimal barmherziger Christ, wie kann nur ein ordentlicher Mensch zu solchen Ideen gelangen? Und wenn ich eigens mich dazu hinsetzte und studierte, niemals käme ich auf solche Ideen! (Betrachtet den Schlüssel.) Ein ganz gemeiner Schlüssel aus Eisen und schon gebraucht! Welche Belustigung kann das sein?

(Sie beaufsichtigt Barbara und Laura und hilft ihnen das Bett an der Wand in Ordnung zu bringen.)

Sinaida (vorne zu Tanja, leise, im Singsang und sehr schnell mit eingestreuten Pausen): O ich weiß, Fräulein, Sie kommen direkt

mit der siebenfachen-liebenfachen Botschaft zu mir! Freitag mußten Sie kommen 6 Uhr abends — so wars geschrieben und protokolliert — nicht gegangen, nicht gefahren ... nur so auf diese Weise! (Sie stößt an die Räderbahre und wiegt sie wie einen Kinderwagen.) Ich erkenne Sie gut, im Traum wußte ich es wahr — Im Traumprotokoll war von diesen Dingen alles voll! Ich träumte, daß ich vorbeiging an einer langen Reihe von Zimmern — aber nirgends wagten meine armen Finger anzuklopfen. In der Hand hielt ich die gestohlenen Ringlein und die geraubten Spangen und die goldenen Nadelchen, die stachen mich wund, aber fest hielt ich sie ... denn für mich hatte ich sie gewonnen, für Sinaida aus dem Auslagekasten ausgebrochen vor siebenmal sieben Wochen. — Und du, in einem Zimmer dachte ich sie zu verbergen, was denkst du, Fräulein! Zwischen den Sprungfedern im Sofa, oder in kleinen Löchern, wie von Bildernägeln in die Mauer geschlagen, solch langen kleinen Löchern, mit Gips vergipst, auf der ganzen Wand für niemanden zu finden nur für mich, für ich: (Sie streicht Tanja mit der flachen Hand über das Gesicht.) O, wenn ich sie nirgends mehr finde? O alles verstrichen und alles geglättet, und alles vorbei — vorbei an der ersten Tür, vorbei an der zweiten Tür, an der Tür rückwärts heraus, in einem Zimmer höre ich aber rauschen. Die Tür war offen und schon darf ich lauschen — da baden sich die Mädchen im Dunkeln und das Wasser rauscht um sie ... (Pause. Von jetzt an sehr schnell.) Aber hatte ich da Angst, aber graute da das Grauen in mir; und ich laufe, wie ich jede Nacht laufe und Traumwasser saufe für tiefen Schlaf, und in das Abort flüchte ich mich, da wars noch hell, und ich ziehe an der Kette, die klirrte so grell, da war es Blut, o du mein Fräulein. (Pause.) Reines, feines Blut beginnt zu lecken im Becken, ja so leicht und so lau und so viel wie Wasser fließt, und oben gurgelt es vom Frischen, und Blut will niederzischen. (Springt aus der gebückten Haltung auf und taumelt und flüchtet zur Wärterin, hält sich an ihr an.)

Wärterin: Ja, jetzt bekommst du Angst! Halte dir doch den Mund zu, wenn dir solch unchristliches Zeug kommt und besinne dich an Arbeit! Wie soll dir sonst das Essen schmecken? Regen magst du dich nicht, aber schlafen, ja darnach steht dir die Begier, nach Ruhe und normalen Träumen. Also rasch, fix! (Sinaida an die Arbeit.)

Laura (vorn bei Tanja): O du holder Prinz, laß mich zu dir! Ich will das schwarze Holz sein vom Kirschenzweig im März und du die weiße Kirschenblüte im Mai! O schweige nicht, schweige nicht aus Verachtung! Ich weiß, weshalb du schweigst. Ich weiß, ein reines Mädchen wählt nicht so ihren Freier, und wäre er selbst so schön wie du! Aber du bist zu schön, zum Morden schön ... O diese Lippen, du mein Fürst der

langen Nächte Brust an Brust — noch nie geküßt? (Sie küßt Tanja.) O du weißt es noch gar nicht! O ihr schlanken Glieder, (streichelt sie) wissen es noch nicht? Laß mich lachen (lacht trillernd) das Lachen, weißt du, macht meine Brust beben und zittern, zittern in der Erwartung ... Mein ganzes Leben erwarte ich dich — aber dann dich küssen zum Atemverlieren! Tausend Arten von Küssen gibt es: so Küsse wie die Engel küssen, und so Küsse, wie die Räuber reiben, und Küsse die töten, aber die sind zu scharf und immer salzig von Blut, da müssen die Liebenden, die schreien und erschrecken ... (Tanja zuckt zusammen.) Keine Angst, mein Prinz, lieg ruhig, gebettet auf den Fittichen deiner Flügel. (Faßt sie am Rücken und drückt sie an sich, küßt sie.)

Wärterin: Schämst du dich nicht, du liebesgieriger Satan? Wie ein Vampyr saugst du dich fest an der Armen! Fort, an die Arbeit!

(Laura an der Arbeit, spritzt aus einer Kanne Wasser auf den Boden, Sinaida kehrt mit einem Besen auf.)

Da starrt Tanja erst eine Zeitlang an, geht dann zu den anderen, nimmt eine Bürste und schlägt Tanja sehr heftig auf die Knie. Die andern Irren heulen auf, Tanja selbst bleibt ruhig, starr.

Wärterin: Warte nur, du Bestie! (Sie holt eine Knute aus einem Versteck. Laura und Sinaida verbergen die Köpfe unter den Bettdecken, Barbara geht der Wärterin frech entgegen. Die Wärterin schlägt sie.) Wirst du dich geben? Wirst du niederknien?

(Barbara kniet nieder, erhält noch einen Schlag mit dem Stiel der Knute auf den Rücken.) Und wehe dir, wenn du etwas sagst! (Die Wärterin verbirgt die Knute.)

Oberarzt (tritt ein): Was ist das für ein Lärm?

Wärterin: Ach, Euer Gnaden, die Armen unterhalten sich — unterhalten sich nach ihrer Art.

Oberarzt: Und warum kniet diese hier? Auf! Steh auf! (Zur Wärterin.) Sie, was heißt das?

Wärterin: Ach was, fragen Sie sie doch selber!

Oberarzt: Sie wissen, ich will absolut nicht, daß die Kranken gestraft werden.

Wärterin: Ach, so setzen Sie sich her und versuchen Sie mit Ihrem Höhrrohr und anderm Krimskrams ihnen ein neues Gehirn einzusetzen, ach!

Oberarzt: Wahrhaftig! Man braucht mehr Geduld für Sie, Wärterin, als Sie für die Kranken! (Ab.)

Wärterin: Jaja, Geduld! Nein. Hiebe und Liebe! Das ist es! (Zu den Kranken.) Ist das Bett endlich gemacht? Die Kissen aufgepulvert, das Leintuch ohne Falten? Nach dem Essen ist Hochzeit, da kommt diese da (zeigt auf Tanja) ins Bett! Jetzt hole ich Euch euer Futter, haltet Euch ruhig! Laura, du bist schon fünf Jahre hier, gib mir acht auf die andern! Daß keine mir an den Spiegel rührt! Denn Ihr wißt, wovon die Anfälle kommen! (Ab.)

Die Kranken schleichen um Tanja herum.

Laura: Küsse mich, mein reicher Prinz! Warum liebst du mich nicht? Verrate mich nicht! Ich werde dir goldene Ringe, Sklavenringe schenken. (Streift Tanja den Aermel auf.) Diese Arme sind zu schön!

Barbara nimmt Tanja das Bauerntuch fort und wickelt sich selbst ein.

Sinaida: Du Räubersbraut, gib dem Fräulein ihr Tuch zurück! (Beide streiten um das Tuch.)

Laura (nimmt den Spiegel herab und hält ihn Tanja vor): Willst du mich nicht küssen, so feine Lippen, nun, so küßt euch selbst! (Hält ihr den Spiegel an die Lippen.)

Tanja (wie erwachend): Tanja! (Nimmt den Spiegel in die Hände, sehnsüchtig, leise.) Tanja. (Mit plötzlichem Entsetzen und Grauen.) Töte dich! (Schleudert den Spiegel zur Erde.) Erwürge dich, fürchterliche Tanja! (Springt von der Tragbahre herab, rast wie im Tanz im Zimmer umher. Die andern Irren flüchten in eine Ecke.)

Tanja: Mache dich los von Tanja! Böse Seele, wann entseelst du dich? Böses Bild, wo dich verbergen? (Einen Augenblick ruhiger.) Wladimir! Iljuschka! Von allen bin nur noch ich! O, daß der Boden mich nimmermehr trüge! O, daß ich selbst nimmermehr weiterleben müßte an Tanja! Kann ich nicht fort und schneller im Schatten fortrasen, so daß Gott mich vergißt! Im Wirbel vergehen und in der Flucht meiner Glieder verrauschen, so daß ich ausfließe aus Gottes Gedächtnis!

(Mit den letzten Sätzen Beginn eines rasenden Wirbeltanzes, bei dem sie in die Hände klatscht.)

Fort von dir, Tanja! Fort von dir selbst! Fort aus Gott, fort aus der Welt!

Wärterin (an der Tür mit Schüsseln und Tellern): Haltet sie, fangt sie ein, schnell! Packt sie!

Tanja (rüttelt am Fenster): Heraus und herab! Du Grauen der Welt, Tanja!

(Sie reißt das Gitter heraus, stürzt sich aus dem Fenster.)

Wärterin: Was habt ihr getan? Wer hat ihr den Spiegel gegeben? Wer hat die Arme vernichtet? Wer hat sie sich selbst gezeigt?

Laura: Ich habe sie geliebt. Sie küßte wie ein kleiner Knabe küßt, der beim Küssen erwacht. Ich habe ihn geliebt.

VERWANDLUNG

V. BILD

Halbkreisförmiger dunkler Garten vor dem Irrenhaus. Entlaubte Bäume, das Laub in Haufen. Die vergitterten Fenster des Irrenhauses sind matt beleuchtet. Im Parterre sieht man durch ebenfalls vergitterte Fenster in die etwas heller erleuchtete Küche, wo weiß gekleidete Köche mit Zinnlöffeln aus hohen Töpfen die Abendmahlzeit den Irren austeilen. Rechts Tür ins Haus. Links ein hohes Gitter mit Tor, dahinter die Straße.

Tanja liegt vor dem Hause hingestreckt, auf einem Haufen Asche, Kohle, Abfälle etc. — Sie ist anfangs undeutlich zu sehen. —

Im Beginn ist es dunkel; der Oberarzt und die Wärterin kommen von verschiedenen Seiten mit Laternen. Der Oberarzt trägt über seinem weißen Mantel einen kurzen Pelz, die Wärterin ist wie im vorigen Bild in ihre Anstaltsuniform gekleidet.

Oberarzt: Sehen Sie die Patientin? Irgendwo muß sie doch liegen?

Stimme (aus der Küche): Nicht drängen! Alles nach der Reihe. Also: Achtmal klare Suppe, Grütze einundzwanzigmal, einundzwanzigmal Butter, Chocolade zweimal... wohl für die Damen Wärterin und Oberwärterin!

Wärterin (droht mit der Faust in die Küche): Still doch, Väterchen, wollt ihr wohl einen Augenblick ruhig sein? Es ist ein schreckliches Unglück geschehen. — Eine Dame hat sich vom Fenster herabgestürzt, wir suchen sie hier.

Oberarzt: Nun?

Wärterin: Man müßte sich doch schluchzen hören, — aber es ist totenstill.

Stimme (aus der Küche): Also achtmal dritte Diät, keine Geschichten, so ist die Speiseordnung, nur her mit dem Geschirr. — Du Fräulein aus dem Tobsuchtszimmer, wo bleibst du heute?

Oberarzt: Wir müssen sie finden. Sie kann doch nicht verschwunden sein. Vorwärts, leuchten Sie von der Mauer herauf, vielleicht hat sie sich von außen an das Mauergesims geklammert, wie im vorigen Jahre die Patientin von 28, die wir noch glücklich mit der Feuerleiter retten konnten.

Die Wärterin leuchtet die Mauer herauf.

Oberarzt: Oder vielleicht da in einer von den Kellerluken? Bücken Sie sich! Wir müssen sie finden.

Wärterin: O Gott! O Gott! Hier liegt ja die Arme: Zu unsern Füßen. Und ganz still. (Pause.) Ich glaube, es ist schon alles vorbei. Denn es duftet nach Hyazinten, das ist immer so, wenn einer stirbt.

Oberarzt kommt mit der Laterne näher, stellt sie hin und beugt sich über Tanja. Es wird heller auf der Bühne.

Oberarzt (gedrückt): Unsinn!

Wärterin: Aber ich habe ihr auf das hingestreckte Händchen getreten, wie auf eine stumme weiße Blume. — Mit aller Gewalt, weil ich es nicht erkannte, sie aber rührte sich nicht...

Oberarzt: Nochmals: Unsinn! (Nimmt die Kerze aus der Laterne, hält sie vor den Mund Tanjas; sie verlischt. Die Bühne wird wieder etwas dunkler).

Nun? Sie? Atmet die Kranke? Lebt sie?

Tanja (im Erwachen; seufzt vor Schmerzen. Leise): Ach!

Oberarzt (immer noch über Tanja gebeugt): Nun, Wärterin, lebt sie?

Wärterin: O, dann nur schnell! Hören Sie nicht, wie schrecklich ihr stiller Seufzer klagt? Schnell wollen wir sie aufnehmen, schnell sie zurücktragen in ihr Bett. Und dann gleich die starken Tropfen! Bitte schnell, Herr Doktor! Geben Sie ihr eine süße Linderung, jetzt, bitte, sogleich!

Oberarzt: Ach was, seien Sie still! Ich weiß, was man geben muß.
Barbara, Laura, Sinaida erscheinen.
Wärterin: Kommt her, helft! (Laura und Sinaida weichen zurück, nur Barbara kommt scheu näher.)
Der Oberarzt untersucht Tanja, die mit zusammengepreßten Lippen daliegt und den Kopf in die Schulter vergräbt.
Tanja (leise, gedämpft): Ach!
Wärterin (streichelt ihre Hand): Gleich, mein Herzenskind, gleich!
(Barbara drängt sich heran.)
Wärterin: Du bist gut, Barbara, wenigstens du! Komm nur, wir beide wollen sie tragen: Du gibst mir dein Händchen, mit unseren Händen wollen wir eine Tragbahre machen, ganz sanft wollen wir die Arme hinauftragen über die Treppen.
Oberarzt (zu Tanja): Nun! Wenden Sie den Kopf zu mir! Wie ist Ihnen? Wo fühlen Sie Schmerzen? Der Arm? Sehr? Sehr? Ach ja! Und wenn ich Ihr Knie berühre, merken Sie meine Berührung?
Nein? Nicht ein bischen? Nun, das wird alles wieder besser, nur Geduld!
(Erhebt sich, leise zu der Wärterin): Aus! Hier ist nichts mehr zu machen. Das Rückgrat gebrochen. Der Arm verrenkt. Rührt sie nicht an, laßt sie in Ruhe sterben. Wenn man sie aufhebt, ist sie augenblicklich tot. Lähmung des Centrums et cetera.
Wärterin: Oh! (Pause.) Und die Tropfen?
Oberarzt: Glauben Sie denn, ich hätte sie vergessen? (Flößt Tanja aus einem Fläschchen Tropfen ein.) Morphium in der stärksten Dosis! Sind Sie zufrieden?
Stimme (aus der Küche): Was, es ist euch wieder einmal nicht genug? Die Patienten laßt ihr hungern, ihr selbst aber füttert euch heraus ... wie ... wie Mastgänse ... so!
Wärterin: Helfen Sie ihr doch! Liebster, süßester Doktor!
Oberarzt: Habe ihr geholfen.
Tanja: Warum muß ich so leiden?
Wärterin (weint): Nie liebte ich die Kranken, nie habe ich mich ihrer erbarmt — wie könnte ich denn sonst in dieser Hölle leben ... Nur diese da — nur du ...
Oberarzt: Was soll das Singen? Schnell, den Geistlichen!
Wärterin: Und woher? Unser Pope ist auswärts auf einer Hochzeit.
Oberarzt: So laufen Sie nach dem Gefängnis, sicher ist noch einer dort! (Wärterin durch das Tor links ab.)
Barbara holt Laub und deckt Tanja damit zu
Oberarzt: Dich haben wir hier nötig gehabt! (Barbara hat sich zu Füßen Tanjas niedergelassen, hat eine Mundharmonika aus dem Schutt herausgeklaubt und beginnt zu spielen.)
Oberarzt: Was hast du hier aus der Asche herausgegraben? Schämst du dich nicht?
Ruhig! Oder ... (Barbara hört mit dem Spielen auf.) Wirf das Zeug wieder fort!

Wärterin kommt mit dem Popen aus dem Gefängnis.
Der Pope im Ornat, wie im zweiten Akt.

Pope (einfach, nicht feierlich): Gottes Freude leuchte euch allen!

Oberarzt: Wir danken Ihnen, Väterchen! Lassen Sie bitte diesem Weib die Segnungen der Religion zuteil werden. Ob sie geistesgestört ist, wissen wir nicht. Oder ob sie es war. Denn jetzt ... Sie sehen ja ... Sie hat einen Selbstmordversuch gemacht, (leise) den Transport überlebt sie nicht. Sie ist bei Bewußtsein, soviel ich sehe.

Stimme (aus der Küche): Suppe aus Erbsen zehnmal, Spinat von den grünen Wiesen zehnmal! (Lacht.) Ja, Spinat, das würde euch schmecken, jetzt im Winter. Nein, rote Rüben gibt es! Und gute! für die Mastgänse, was?!

Wärterin: Werdet ihr Teufel in der Küche ruhig sein? Ruhe, sag ich euch! — Der Geistliche ist hier, um eine arme Kranke zu versehen.

Pope schlägt ein Kreuz, betet stumm, auf den Knien.

Wärterin: Und wie schrecklich liegt mein armes junges Kind hier! Auf Asche, Kohle und verfaultem Grünzeug, das diese Banditen aus der Küche in ihrer bestialischen Faulheit aus dem Fenster herausgeworfen haben! O du mein Kind! Eine Decke will ich dir bringen, sie dir unter das Kreuz zu legen, ein Kopfkissen auch für das Köpfchen, damit es nicht so tief liegt.

Oberarzt: Nicht anrühren! Ihr Getue und Gerede: purer Unsinn! (Zum Popen): — Und Sie, Herr Diakon, es ist höchste Zeit!

Pope: Entschuldigen Sie, ich bin noch nicht sehr erfahren ... vor zwei Wochen erst aus dem Seminar entlassen ... Verzeihen Sie gütigst, aber ich habe die Ministranten vergessen, auch das heilige Abendmahl habe ich in der Gefängniskapelle gelassen ...

Oberarzt: Was jetzt? Es ist nicht mehr viel Zeit, das sage ich Ihnen!

Wärterin: Geweihtes Brot und weißen Wein haben wir noch oben, von heute morgen, nach der armen Samuela.

Wärterin ab. Barbara spielt eine kleine Melodie, verstummt auf eine Bewegung des Arztes.

Tanja: Ich leide, ich leide, ich leide.

Oberarzt: Geduld!

Pope (streicht über ihr Haar): Allen Schmerz werde ich von Ihnen nehmen.

Stimme (aus der Küche): Schon wieder jemand?

Wärterin bringt auf einem silbernen Tablett einen Kelch mit Wein und ein Stück geweihtes Brot; gibt es dem Geistlichen, der es Barbara in die Hände gibt. Dann gehen die Wärterin und der Oberarzt abseits.

Pope: Wer sind Sie?

Tanja (hart): Tanja, eine Tänzerin.

Pope: Nicht so meinte ich es, mein Kind!

Tanja (mit zitternder Stimme): ... Nun ... (Pause.) ... Tanja ...

Pope: Warum dieses Zittern? Frieren Sie? (Tanja schüttelt den Kopf.) Haben Sie Angst vor Ihm? Ja, wären Sie die erste im Zuge! Ja, hätten Sie die schwerste Sünde! Aber Ihre Sünden, die sind so leicht wie dieses Blatt hier. (Will von Tanjas Schoß ein welkes Blatt nehmen. Tanja faßt mit ihrer linken Hand nach seiner Hand.)

Tanja! Oh, nein! Bitte, nein. (Pause)

Pope: Wer sind sie?

Tanja: Ich war unter den zum Tod Verurteilten heute in ihrem Gefängnis! Sie haben mich gesegnet. Auf der Gnade des Heilands wie auf Teppichen zu wandeln, versprachen Sie uns allen.

Pope: Allen . . . und Ihnen vielleicht nicht? Fassen Sie sich, sehen Sie doch nur, wie ich Ihnen lächle? Unser Gott wird nicht gefürchtet! Nun, sprechen Sie, wer sind Sie?

Tanja: Tanja, eine Mörderin.

Pope: Oh! (Pause.) Aber auch dem Mörder hat er verziehen! Denn die ganze Last des ganzen Bösen nahm der Mörder auf sich, er schonte sich nicht, er tötete sich mit seinem Bruder. O mein Kind, in welcher Welt leben wir? Ist es nicht eine Welt der Blutschuld? Ist die Sünde nicht älter als wir? Aber fühlen Sie doch das, oh, lassen Sie sich anatmen von dieser reinsten Seligkeit von Herz zu Herz: Begnadigung ist älter als Sünde: Begnadigung rauscht um uns in ungeheuren Wellen Tag für Tag. Haben Sie Wladimir nie gesehen? Den guten Menschen Wladimir, den begnadeten Begnader? Sie haben vielleicht getötet in der Gier nach Geld, in bösem Erbrechen der jähen Wut, in der Berauschung des Verbrechens aus Leidenschaft! Weshalb sollte Gott Ihnen nicht verzeihen, da doch selbst der Staatsanwalt dem Berauschten verzeiht!

Tanja: Wladimir habe ich gekannt, und Wladimir habe ich getötet. Er liebte mich in seiner großen Güte. Ich habe gehaßt seine Güte und er fuhr dahin in der Bitternis der Verzweiflung vor einem halben Tag.

Stimme (aus der Küche): Was, jetzt Feuer machen! Unverschämtes Pack! Euer Maul ist wohl zugeleimt oder zugefroren, daß Ihr mir erst jetzt mit solchen gemeinen Chikanen kommt! Morgens um 5 Uhr aufstehen und abends um 11 Uhr noch keine Ruhe! Marsch, fahr ab, Dunjascha! Ich lasse mir nicht schmeicheln.

Frisches Feuer! Pfui! Gegen die Hausordnung! Und wofür? Das heißt, Dunjascha . . . dir zu Liebe . . . wenn . . . wenn . . . (die Stimme wird leiser) ja, wenn . . . ein Stündlein Liebe — dem Mann der Töpfe und der Siebe . . . wenn ich sehr bitte . . .

Pope: Und jetzt, Tanja! Nicht ohne Grund liegst du hier, Mörderin Tanja, auf dem Haufen Asche und verfaultem Kraut! Nicht ohne Grund deckt dich die Irrsinnige hier mit ge-

storbenem Laub zu! Nicht umsonst mußt du die Stimmen aus der Hölle des Gemeinen hören! Und noch kein Wort habe ich gesprochen von den deinen Wunden, von den Schmerzen, die dich zerreißen und von dem Tod! Du hast schwer gesündigt, aber alles, glaub mir, du mein geliebter Mensch, alles bis aufs Letzte hat er dir abgerechnet; als freie Seele, dem Guten zugeweht, kommst du zu ihm! Fasse dich, tröste dich, freue dich!

Tanja: Ich! Ich! Ich habe gemordet meinen achtjährigen unehelichen Sohn Iwan. Ich habe ihm lange die Speise entzogen, habe ihn gemartert mit Plan und teuflischem Nachdenken vom ersten Tag bis zum letzten. Er fuhr dahin in Verzweiflung und Jammer ohne Namen und ist tot seit einem Tag. (Pause. Geräusch von gespaltenem Holz und zerkleinerten Kohlen aus der Küche. Dann Prasseln vom Feuer. Aus dem Küchenfenster wird vom Koch Asche auf Tanja geworfen.)

Pope: Und hast du bereut?

Tanja: Nein.

Pope: Und Buße?

Tanja: Nein.

Pope: Und jetzt?

Tanja: Ich leide, mein Arm ist gebrochen; mein Körper, den ich liebte schwebend im Tanz und zitternd in Wollust, ist von der Brust abwärts gefühllos versteinert. Atme ich, so reißen Schmerzen an mir unsagbar; atme ich nicht, dann ersticke ich.

Pope (streicht über ihren Hals): Bald kommt der Arzt mit unendlicher Hilfe. Noch geht Gottes Atem durch dich!

Tanja: Mit Schmerzen wie ein doppelt schneidendes Messer von innen geht er. Jedes Wort eine neue Wunde.

Pope: Ein Zeichen bloß, ein Nicken, ein Winken mit der Hand. Unendlicher Jammer ging durch diese Hand! Wirkliches und schweres Böses, aber noch nicht Unrettbares: ein kleines Zeichen bloß: Haben sie geweint?

Tanja schweigt.

Pope: Nie? Kein einzigesmal? Nicht ein einzigesmal — nachts — im Traum ... nie? Nie? — — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen verzeihen kann. Aber Gott ist besser als ich.

Arzt und Wärterin kommen.

Arzt (zählt den Puls): Eins, zwei, drei, vier — (Pause) fünf! Nun endlich! Ich dachte schon ...

Wärterin: Nun?

Arzt (leise): Noch 5 Minuten. (Zum Popen): Ich muß Sie bitten, beeilen Sie sich.

Pope bricht das Brot in den Wein und reicht ihr aus dem Becher einen Löffel voll. Sie trinkt.

Pope: Ich segne Sie im Namen der Güte. Ich segne Sie mit dem Segen der göttlichen Verzeihung!

Tanja (schreit auf): Verzeihung? Oh! Feuer aus der Hölle! Gift! Gift! Gift!

Pope (ernst): Nehmen Sie das heilige Abendmahl!

Tanja (schreit).

Pope (sehr stark): Was tun Sie? Ich befehle Ihnen! Ewige Verdammnis droht! Böse Mörderin, verrucht in der Bosheit der niedrigsten Sünde, erbarmen Sie sich endlich, endlich Ihrer selbst, wenn Sie niemandes sich erbarmt haben.

Tanja: Kein Wein! Kein Brot! Blut war es! Vergiftetes!

Wärterin (mit einem weißen Tuch die Lippen Tanjas streifend): Es war Blut! Rotes Blut! Und der heilige Wein war weiß.

Arzt: Nun Blut! Ist das vielleicht ein Wunder? (Zur Wärterin): Ich befehle Ihnen, daß Sie jetzt mit mir auf die Abteilung gehen! Was wollen Sie hier? Schöne Augenweide! — Das Morphium wirkt. Die Kranke wird schon ruhiger, ihre Augen glitzern im Morphiumglanz. Der geistliche Herr bleibt bei ihr. — Ich sehe nach einer Weile wieder nach ihr. (Arzt und Wärterin mit den Abendmahlsgeräten ab. — Die Rolläden der Küche werden mit lautem Rasseln geschlossen. Es scheint bloß das Licht der Laterne, welche die Wärterin zurückgelassen hat. — Barbara hockt immer noch zu Füßen Tanjas und bleibt so bis zum Schluß des Bildes starr, mit gelähmtem unbewegtem Lächeln, den Kopf auf beide Hände gestützt, die Ellenbogen an den Knien.)

Pope (über Tanja hinsprechend, in der höchsten Ekstase): O Tanja! Es war Blut! Gott hat die Versöhnung nicht angenommen. O Tanja, o schnell! Noch lebst du! Noch bist du vereinigt mit Gott in der gemeinsamen Zeit. So kannst du nicht sterben! Sieh, es ist noch alles möglich, alles ist zu retten man muß dich retten! Willst du nur Zeit? Zeit will ich dir schenken, wie in die Ewigkeit sollst du hineinleben jede Minute dieser Nacht! Wie einen seidenen Fächer spanne ich vor dir die Zeit aus, eben noch war er klein, verborgen in deiner Hand, nun aber, sieh nur, verbirgt er dein ganzes böses Gesicht! O, sieh nur die Bäume, die vereist starren, weißt du, was ihnen Zeit ist? Das Laub das kommt und das Laub das geht, hundertmal in hundert Jahren, es ist ihnen nur wie Flattern von Schmetterlingsflügeln, flügelauf, flügelab, hundertmal in einer Minute. Und du, in deinen Adern das Blut, das zu mir herströmt und von mir wegsinkt, vielleicht sind es Jahrzehnte her zu mir, Jahrzehnte fort von mir, ich gebe dich frei aus dieser Minute, ich löse dich los vom Sekundenschlag der gemeinen Not, unendliche Zeit sollst du haben, lange zu leben und das Gewicht deiner bösen Tat herausziehen aus dem tiefsten Grunde der Welt!

O du, Unglückliche, weißt du, daß ich mich nach dir gesehnt habe! Meine Liebe war mir bis zum heutigen Tage reines Glück, alle konnte ich ohne Mühe lieben, deshalb liebte ich nichts wahrhaft bis auf dich!

Aber bei dir fühle ich endlich das bleibeschwerte Netz der tiefsten Verstrickung, der wahren Versöhnung! Ich versöhne

mich mit dir! Ich will dir leuchten wie der Stern des aufgehenden Poles dem Stern des Untergangs, ich will dich umarmen wie das höchste Ich das höchste Du, ich will für dich tun, was Gott dem Menschen tut, und der Mensch Gott tut! Ich will dich in den Dunst meines Daseins nehmen, ich fühle mich gerettet und dich mit mir!

Schnell, erhebe dich, was können noch die Wunden deines Körpers sein? Auf, auf, du mußt gehen, warte nicht! Du darfst nicht jetzt gelähmt sein, jetzt im letzten Augenblick, in der zum letztenmal lodernden Sekunde!

Flieh, rette uns alle! Mich rette, der dich liebt, und Gott rette, Gottes herrlichsten Teil, seine Güte, die verzweifeln müßte an dir, wenn diese Nacht deine letzte Nacht wäre und unser Wort das letzte Wort! Auf, Tanja, auf!

Tanja (weich): Laß mich! Laß mich. Ich fühle mich leichter bei dir. Mein Schmerz verging. Aber ich bin müde zum sterben. Bleib' du nur bei mir, bete für mich.

Pope: O sei nicht müde! Keine Gebete! Tat! Nur Tat kann retten! O du, sei nicht müde! Wach auf, mein Liebling, sieh hier, die Sterne über Moskaus Straßen, die ersten Sterne. (Es wird allmählich heller.)

Barbara beginnt zu spielen, hört aber nach einer kleinen Melodie wieder auf.

Tanja! Dein erster Tag! (Er faßt sie an den Händen, sie erhebt sich langsam, das Laub und die Asche fallen von ihr ab.)

Pope: O komm in die Atemhülle meiner Liebe, ganz umarme ich deine boshafte Sünde, und ohne Bedingung das Messer, mit dem du gemordet hast, und deine Finger, die sich im Geiz gekrümmt haben, und dein erstes Lächeln, das auf dich wartet, und deinen ersten Frieden, der zu dir hinweht im Morgenwind des März, und die erste Zärtlichkeit gebe ich dir in diesem Kuß. (Küßt ihre Stirn. Sie bleibt stehen.)

Nun kein Verweilen mehr! Fühlst du die unendliche Begegnung? Die unendliche Berührung? Und die Süßigkeit der begnadeten Rührung zuletzt! Kein Verweilen mehr! Gehe, du Starre, bis zum tiefsten Aufruhr des Herzens, wandere, Mörderin, zur Güte, flüchte dich, Böse, in den Duft der Güte, bis du als Mensch Gott im Menschen begegnest!

Sie geht zum Tor. Er verlöscht die Kerze. Dunkel. Barbara beginnt eine Walzermelodie auf der Mundharmonika.

Stimme des Oberarztes (hinter der Bühne): Herr Direktor, wir haben, Ihre freundliche Einwilligung vorausgesetzt, die Kranke hier unten gelassen, da sie den Transport nicht überlebt hätte. Sie hat, wie üblich, Morphium für die Nerven, und den Popen für die Seele bekommen. Jetzt dürfte, nach menschlichem Ermessen, alles zu Ende sein.

Pope: Still! Es ist noch nicht zu Ende.

Der Oberarzt und der Direktor mit der Laterne erscheinen. Im selben Augenblick sinkt der Vorhang. Der Mundharmonikawalzer geht über in den Walzer zu Beginn des letzten Bildes, das gleich anschließt. —

LETZTES BILD

Vor dem andalusischen Kaffeehaus. Sehr grell beleuchteter kleiner mit Bäumen bepflanzter Platz mit Tischen und Stühlen. Niedrige Oleanderbäume in Kübeln. Kleines Orchester spielt auf einem Podium im Hintergrund sehr leise, fast nur summend immer wieder den gleichen Walzer.
Spaziergänger, die gegen Ende der Szene ganz verschwinden. Rings um den Platz sehr hohe Häuser, bis oben beleuchtet, Lichtreklame etc.
Lada, elegant gekleidet wie am Ende des ersten Aktes, sitzt bei einem Kaffeehaustisch, raucht Zigaretten.
Tanja kommt, ebenfalls im Kostüm wie am Schluß des ersten Aktes.

Tanja: Lada! Meine Lada!

Lada: Wer ruft mich? (Steht auf.)

Tanja (drückt sie an den Schultern wieder nieder): Erkennst du mich nicht?

Lada: Aber Fräulein . . .

Tanja: Aber . . . du! Du wohntest doch ein Jahr lang neben mir in einem Haus — Wand an Wand wohntest du bis gestern . . . nun — du erinnerst dich doch!

Lada (ausweichend): Ich habe in vielen Häusern gewohnt, einmal hier, einmal dort — es ist ein Kreuz mit den Hauswirten, sie drohen unsereinem oft — die Lampen riechen so schlecht in den engen Zimmern, wenn sie die ganze Nacht brennen — o Gott, in den dunkeln Löchern kann man doch Gäste nicht empfangen . . . und die Herren . . .

Tanja (unterbricht): Schweig von Gästen! Sag, bist du es wirklich, Lada, die meinen Sohn so geliebt hat, Lada!

Lada: Lada bin ich nur für die Herren, die zu kosen wünschen, meine Mutter aber nannte mich Irene, und so werde ich dereinst begraben werden, hoffe ich, nicht als Lada, sondern als Irene.

Tanja: Bist du es nicht, die mein Kind mit flüssigen Seim genährt hat, mit weichgekautem Zuckerbrot — als mein Kind an den Zähnen so sehr litt?
Beugtest dich über ihn, wie ein Vögelchen in Sorge um sein Junges . . .

Lada: Ich kenne aber Ihr Herr Söhnchen nicht! Ich fürchte, auch Sie habe ich bisher nie gesehen . . . nie die Ehre gehabt . . . so auf eine Weise . . .
(Kellner bringt für Tanja ein Glas Wein auf einem Tablett und Kuchen in einer Schale; Kuchenmesser etc.)

Tanja: Aber Lada, wie kann das sein?

Lada: Ich weiß das doch nicht! Vielleicht gab Ihnen ein übermütiges Herrchen etwas gar zu Starkes zum trinken heute Abend . . . Ich kannte einen, der die armen Freimädchen ganz ohne weiteres berauschte und dann hieß er sie auf dem Kopfe stehen wie Puppen, halb nackt, zappelnd im Rausch und

wie geblendet ... denn die Röckchen hingen ihnen um die Augen ... daran belustigte es sich, das Herrchen.

Tanja: Schweig, schweig, komm näher zu mir, zünde Licht an!

Lada: Licht? (Zeigt auf die elektrischen Lampen.) Licht wäre doch da genug!

Tanja: Bin ich nicht ein Zündhölzchen wert?

Lada zündet ein Zündhölzchen an, hält es vor Tanjas Gesicht.

Tanja: Nur näher, näher! Ich verbrenne nicht! Nun, erkennst du mich endlich?

Lada: Jaja!

Tanja: Tanja?

Lada! Tanja! Gewiß! Tanja, wie konnte ich den Namen verlegen! Wer denn anders als Tanja? Nicht wahr, wir gingen in die Klein-Mädchenschule gemeinsam, unser waren sechs Dutzend, von dort kennen wir einander! Ist es so? Freilich, in der Jugend sind die Gesichterchen allesamt so weich und so gleich, und die langen Zöpfe und die kindliche Gestalt, alle singen an demselben Lied, als ob sie alle in den gleichen Apfel beißen wollten ... nun, so ist es ... und dann die Jahre, immerhin doch ein paar Jahre, seien Sie deshalb bitte nicht gar böse, daß ich Sie nicht gleich erkannte ... liebes Fräulein oder nein, gnädige Frau, so spricht man Sie wohl an, da Sie ein Söhnchen, sicher ein prächtiges, besitzen.

Tanja: Nein, Lada erkennt mich nicht!

Lada: Darf ich Sie jetzt allein lassen? Man spielt jetzt einen französischen Walzer. Hier wird getanzt und ich glaube, es erwartet mich ein Herr, hier im Lokal.

Tanja: Und gibst mir nicht einmal die Hand?

, viel Verzeihung! (Küßt ihr die Hand. Tanja zieht die Hand fort.)

O geh nur, geh! (Lada ab.)

Die Bäuerin aus dem Gefängnis geht vorbei.

Tanja: Mütterchen, warten Sie ein wenig! (Die Bäuerin hört nicht, geht weiter.) Mütterchen, verweilen Sie einen Augenblick. (Tanja berührt die Bäuerin an der Schulter. Die Bäuerin verbeugt sich tief vor Tanja.)

Tanja: Erkennen Sie mich? Heute mittag führten Sie mich aus dem Gefängnis, in Ihrer Freundlichkeit gaben Sie mir ein Geschenk! Eine Kopeke!

Bäuerin: Euer Gnaden irren. Wie käme ich, die mongolische Witwe, ins Gefängnis? Wie käme ich, die mongolische Witwe, zu einer freien Kopeke? Und wie wagte ich es, eine Kopeke einer Dame zu geben wie Ihnen?

Tanja: Du hast mich nie gesehen?

Bäuerin: Heute zum erstenmal, wenn es gestattet ist, gnädiges Fräulein.

Tanja: Und Wladimir, hast du Wladimir nie gekannt?

Bäuerin: (Will sprechen.)

Tanja: Schweig, schweig! Da hast du! Das gebe ich dir! (Sie zieht ein Armband ab.) So halte doch die Hände auf! (Die Bäuerin

fängt das hingeworfene Armband auf und legt es an. Dann bleibt sie stehen und starrt Tanja an.)

Tanja: Nun, so geh!

Pause. Die Musikanten auf der Estrade verpacken die Instrumente und gehen. Die Lichtreklamen an den Häusern verlöschen. Die Spaziergänger entfernen sich.

Bäuerin hat während dieser Zeit Tanja nicht aus den Augen gelassen. Jetzt weicht sie vor Tanja zurück, wirft das Armband auf den Tisch. Drohende Bewegung gegen Tanja. Tanja steht starr. Die Bäuerin geht.

Tanja (ruft ihr nach): Mütterchen, einen Augenblick! Mütterchen, warte doch nur einen kleinen Augenblick! (Die Bäuerin hat sich nicht umgewendet und ist verschwunden.)

Trauermarsch-Musik von ferne.

Lada (erscheint hinter dem Rücken Tanjas): Keine Angst, du! Es ist zwar Iljuschkas Begräbnis, aber sie gehen wohl nicht hier, sondern durch die andere Straße.

Tanja: O Lada, ich bitte dich flehentlich, flehentlich spreche ich jetzt zu dir! Durch die andere Straße laß sie gehen, drüben hinter diesen hohen Häusern, dort sollen sie den toten Ilja tragen! Groß ist Moskau, hier laß sie nur ja nicht vorbeikommen! O was soll ich tun, in diesem bunten Kleid, mit diesen Brillantenketten, die man in ganz Moskau erkennt! Iljas Augen sind zwar blind, er ist tot, liegend trägt man ihn dahin: ich aber lebe doch noch, und dieser Wein zittert in meiner Hand, und ist mein Wein (sie schüttet den Wein auf den Boden). Wird mich Ilja erkennen? Er, der im Tode ruhende, mich, die noch geht? (Die Musik wird stärker.) Nicht wahr, du, meines Herzens Herzensfreundin, die Musik verklingt? leiser — wie Wasser nach dem Gewitter verrinnt —

Kellner: Meine Damen, Schluß! Sie müssen gehen! (Die Musik hat aufgehört.)

Tanja: Lassen Sie uns nur einen Augenblick noch!

Lada: Bitte!

Tanja: Ich will Ihnen Geld geben!

Kellner: Freilich, vor allem die Rechnung zahlen!

Tanja (sucht Geld im Täschchen): Hier ist nichts!

Kellner: So?!

Tanja (will Geld im Strumpf suchen): Sehen Sie nicht her, ich bitte Sie!

Kellner: Ja, das wäre etwas für Sie! Damit Sie durchbrennen ... und vielleicht noch ein echtes Alpaka-Messerchen mitnehmen.

Tanja (hat aus dem Strumpf eine Note geholt): Da, hundert Rubel!

Kellner (wegwerfend): Ah, so großes Geld, sicher falsch! Haben Sie keinen Silberrubel, keine Silbermünze?

Tanja: Eine Kopeke habe ich.

Kellner: Also her mit der Kopeke und schnell! (Nimmt das Geld. Stellt die Stühle auf den Tisch. Die Musik beginnt wieder, nun schon aus großer Nähe.)

Tanja: O Lada? Du bist immer noch hier? Geh doch, eile dich doch, sage ihnen, die die Leiche tragen, durch andere Straßen sollen sie gehen, unzählbare Straßen gibt es, an anderen

Müttern vorbei — unzählbare Mütter gibt es! O nicht gar so langsam sollst du gehen, aufhalten mußt du sie! Umkehren soll der Zug, nicht mit den Füßen voran sollen sie ihn tragen durch den dunklen Korridor dieser dunklen Straße, sondern das Köpfchen voran . . . alles zurück, alles zurück! Die hinter dem Sarge schreiten, zurück! Alles zurück, zurück um einen Tag, ach nur um den Atemhauch einer Minute zurück . . . Vergiß es nicht, Lada, es ist nur ein Wort, sag dir es vor auf dem Wege, bist ja so klug, mein Herzchen Lada . . . Und nur schnell! (Lada ist ins Innere des Lokales verschwunden.)

Tanja (starrt auf die leere Straße, wo sich der erste Schimmer der Fackeln zeigt): Ich sehe dich nicht mehr, Lada! Unsichtbar bin ich der Unsichtbaren — und so habe ich immer gelebt! Ich will mich noch mehr verbergen, im Schatten der Bäume, gedrückt an die Rinde, wie ein Wurm, der sich im Gewitter verbirgt!

Das Leichenbegängnis. Zwölf Knaben mit Fackeln, einen kleinen Sarg tragend. Keine Musikanten. Trotzdem tönt die Musik noch weiter. Vor Tanja löscht jeder Knabe die Fackel aus. Alles geht streng im Takt der Trauermelodie. Der Sarg wird vor Tanja niedergestellt.

Knabe: Hier! Ilja! Wir haben Ilja gebracht. Wohin jetzt mit ihm?

Tanja: Fragt nicht! Nur weiter! (Musik verstummt.)

Knabe: Wir bitten dich, uns zu führen. Komm bitte mit, denn du weißt ja alles! Wie ist es mit den Fackeln? Sollen wir sie wieder anzünden? Bisher gingen wir im Laternenlicht, aber die werden jetzt verlöscht.

Tanja: Zündet nur die Fackeln wieder an! Schnell, bevor es Morgen wird! Schnell, bevor die elektrische Bahn fährt und uns in den Weg tritt und bevor die Automobile uns überholen und den toten Ilja.

Knabe: Tot? Sicherlich tot? Willst du sein Gesichtchen nicht vorher sehen? Der Holzdeckel ist noch nicht angenagelt — sieh nur, die Nägel stehen noch alle heraus — und (er steckt den Finger unter den Sargdeckel) hier geht noch Gottes Odem ein und aus . . . Sollen wir das Stück Holz wegtun? Es ist keine Mühe, gar keine Mühe . . . oder sollen wir ihn ins Grab legen?

Tanja: Jaja! Das soll so sein! Beeilt euch! Fragt nicht mehr! Es ist spät! Schnell, schnell! Tut, was man euch aufgetragen hat!

Knabe (lacht): Aufgetragen! Als wären wir Bedienstete und trügen Tote um Geld!

Tanja: An Geld soll es nicht fehlen!

Knabe: Also vorwärts! Nicht zurück? Vorwärts?

Tanja: Ja, vorwärts! Macht ein Ende, ich bitte Euch!

Die Knaben haben die Fackeln wieder entzündet, den Sarg aufgenommen. Musik, jedoch eine andere schwebende Melodie, eher heiter als traurig, aber sehr getragen.

Knabe: Kommst du nicht mit, du, die Mutter dieses Kindes?

Tanja: Ja, aber nicht so schnell!

Knaben tragen den Sarg langsam fort.

Knaben: Kann man langsamer gehen als wir gehen?

Tanja (klammert sich mit beiden Händen an den Baum, als wollte sie jemand mit Gewalt fortreißen): Nicht so schnell, Kinder! Nicht so schnell, geliebte Kinder!

Knaben: Wir gehen ganz langsam. Wie ein Schlafender in einem Kahn, so schwebt Iljuschka in unseren Händen!

Tanja: Zu schnell, zu schnell! Ach! (Mit einem Aufschrei brechen Tränen in ihr hervor.) Was . . . weint aus mir — wie weint es aus mir! (Der Sarg ist ganz fern, die Musik ganz leise.) Wohin hat sich der liebe Gott gewendet? Wohin ist die Wolke Gott geschwebt? Wohin hat mich der lieben Gott getragen? Wohin hat mich der liebe Gott vergessen? (Schluchzt.) In Wollust und in böser Glut umher — — umhergeworfen acht lange Jahre lang. Tränen kamen erst heute! Heute kamen Tränen, Tanja, Tanja!

Es ist ganz dunkel.

VORHANG

DIE GESCHICHTE VOM FIEBER UND VOM FLOH

So oft einer mit seinem Schicksal nichts anzufangen weiß und ein anderes herbeiwünscht, fällt mir die Geschichte ein, die ein alter Mann einmal erzählt hat: „Es geht allen Kindern wie dem Fieber mit dem Floh."

„Wie ist es dem Fieber mit dem Floh ergangen?"

„Ich weiß nicht viele Geschichten, denn ich habe keine Mutter und Großmutter gehabt, als ich in den Jahren war, wo man solche Geschichten bekommen soll. Ich bin mit meinem Vater auf einem kleinen Pachtgut gewesen und unter viel Plage und Arbeit im Feld und Holz unter polnischen Bauern aufgewachsen, früh habe ich Büchsen knallen und Leute fluchen gehört. Wir hatten nur zwei häßliche, schmutzige Weiber im Hause, mit denen kein vernünftiges Wort zu reden war; mein Vater hatte auch keine Zeit zu schwatzen, und der einzige Mensch, der sich mit mir abgab, war Juschku; so hieß der Knecht, der bei den Pferden, aber auch bei der Feldarbeit, im Wald, aber auch in der Wirtschaft, draußen und drinnen alles zu tun hatte, was mein Vater nicht selbst besorgte. Wie alt der Kerl war, weiß ich nicht. Er stand in einer Wildnis von Haar, von langen, grauen Kopfzotteln und von wirren, langen Bartlocken und hatte geduldige, große Augen, beständig eine Pfeife im Munde und sprach auch nicht eben viel. Aber er zeigte mir allerhand gute Handgriffe und fand immer noch Zeit, mir eine Flöte auszuhöhlen oder aus einem Stück Holz ein Spielzeug zu schnitzen, indes er eine wichtige Hauptarbeit besorgte. Und er erzählte mir diese eine Geschichte einmal an einem Abend beim Kachelofen; ich saß neben ihm auf der Bank und er schmierte gerade seine Stiefel . . .

Es war einmal ein Haus. Das hatte ein Stockwerk. Da droben wohnte ein reicher Mann mit vielen Dienern, hatte Geld und alles, was das Herz begehren kann: Essen und Trinken und kostbares Geschirr und seidene Kleider und herrliche Betten, Schränke und Stühle, ein Feuer aus lauter Gewürzhölzern, wenn es kalt war, mit einem Wort alles, was gut und teuer ist.

Zu ebener Erde oder vielmehr im Keller dieses Hauses aber wohnte ein armer, bitterarmer Mann, der hatte nichts und niemand auf der Welt, als sich und seine Armut. Nicht einmal Siebensachen hatte er.

Der reiche Mann droben besaß noch etwas außer dem vielen, was er wünschte, etwas, was er nicht wünschte, nämlich einen sehr lästigen, aber auch zudringlichen Gast. Dieser Gast war das Fieber. Du kannst dir denken, daß es das Fieber bei dem reichen Manne

gut hatte, so gut, daß es sich bei ihm ganz häuslich einrichtete, wie ein Weib. Das Fieber wurde gepflegt, sag' ich dir, es bekam das feinste Essen: Oberskaffee in der Früh mit Kuchen, Eierschnaps zur Stärkung, gebratenes Hühnchen und gesottenes Forellchen und roten Wein. Das Fieber wurde mit großen Flaschen süßer Medizin gepflegt, und jetzt hieß es: belieben Euer Gnaden diese gute Salbe aufzuschmieren? jetzt: ist nicht diese kalte Kompresse gefällig oder ein gelindes Pülverchen? Das Fieber schlief mit dem reichen Manne in einem Bette auf dem feinsten Linnen, das wie aus Spinnfäden gewirkt war. Es hatte seidene Decken mit Daunen gefüttert, und alle Augenblicke rief der reiche Mann seinen Diener: ‚Schüttle mir die Decke! Siehst du denn nicht, Schweinehund, dem Fieber ist es zu heiß!' Und die Mägde rannten hin und her und brachten dem Fieber kalte Umschläge und warme Umschläge und milchgetränkte Semmelbäuschchen. Am Vormittag legten sie ihm ein Senfpflaster auf und am Nachmittag nahmen sie es wieder weg, und hätte der Tag siebenmal vierundzwanzig Stunden gehabt, so hätten sie immer noch siebenmalsiebenzig Mittelchen gebracht und gekauft und genommen und auf den Mist geschüttet. Den Medizinflaschen hingen schon die Zungen beim Halse heraus vor lauter Eile. So gut ging es dem Fieber.

Der arme Mann drunten hatte einen anderen Gast, das war ein Floh. Dem ging es freilich nicht so gut. Er mußte auf einem Haufen alter, fauler Streu schlafen und auf einem stinkenden Kotzen bei seinem Herrn liegen und früh sehr zeitig aufstehen und mit ihm in die Arbeit gehen zum Holzhacken oder Mistfahren, oder was es gerade sonst zu tun gab. Der arme Mann hatte nicht einmal Zeit und Wasser, sich zu waschen, geschweige denn, sich um seinen Gast zu kümmern. Ja, er wußte nicht einmal, daß er einen Gast hatte, so grob und dumm, so arm und so schmutzig war er. Du kannst dir denken, daß der Floh in dieser Wirtschaft nicht sehr glücklich war und oftmals seufzte: ‚Warum hat mich der liebe Gott gerade zu diesem Lausekerl geschickt, warum muß es gerade mir auf der Welt gar so schlecht gehen, wo es doch so viele Blutsauger, die wahrlich weniger können und sind als ich, gut haben und prassen!'

Es traf sich aber einmal, daß das Fieber ausging. Zu Mittag nämlich, wenn die Sonne recht warm schien und es draußen ganz windstill war, so daß es sich behaglich spazierengehen ließ, machte es sich auf eine Viertelstunde einen Verdauungsweg, denn von dem guten Leben war es dick und beschwerlich geworden und fürchtete für seine werte Person. Und als es eben, von einem Diener rechts, von einem Stubenmädchen links gestützt, über die Treppe hinabstieg, traf es gerade den Floh, der einen Augenblick lang an der Schwelle ausschnaufte, ehe er wieder seinen armseligen Herrn aufsuchte. Der Floh drückte sich bescheiden an die Wand und machte vor dem Fieber, als vor einer fürstlichen Hoheit, eine gewandte Verbeugung, denn er wußte, was sich schickt, und dachte sich

dabei sein Teil über die Sitten und das Glück der reichen Leute. Da nickte ihm das Fieber freundlich und herablassend zu und knüpfte mit dem armen Teufel ein Gespräch an, mehr zum Zeitvertreib, weil es vor lauter Langeweile schon gar nichts Besseres mehr wußte, als aus wahrer Leutseligkeit. Es war eben ein großer Herr.

Der Floh schilderte nun dem Fieber recht getreulich seine Lage. Dem Fieber gruselte es ordentlich vor Vergnügen bei dieser Unterhaltung, es zitterte und bebte den Dienern in den Armen wie Espenlaub, als es zuhörte, und antwortete seinerseits dem Floh mit einer endlosen Aufzählung der Herrlichkeiten, an denen es sich bis zum Ueberdruß wohlgeschehen ließ. Dem Floh wässerte der Mund nach all dem guten Essen und Trinken und nach den tausend zarten Aufmerksamkeiten, mit denen das Fieber umgeben war.

‚Ach, könnten wir nur einmal tauschen!‘ seufzte er bedrückt.

‚Nun, das wäre kein so übler Gedanke,‘ lächelte das Fieber, denn wie alle verwöhnten Leute lechzte es ein wenig nach Schwierigkeiten und leckerte ihm nach Bitternissen und es meinte, ein bißchen Abwechslung und Luftveränderung wäre ihm wohl zuträglich.

So war der Tausch rasch abgeschlossen, das Fieber stieg in den Keller zum armen Mann, der Floh sprang über die Stiege mit einem Satz zum Reichen.

Nun lag das Fieber auf seiner Streu und deckte sich mit dem Kotzen zu und fror jämmerlich. Es zirpte, wie es gewohnt war, mit seiner zärtlichen Stimme nach Bedienung, jetzt nach Wasser, jetzt nach Wärme, jetzt nach Essen, jetzt nach Trinken. Einmal nach Medizin, das andere Mal nach etwas Stärkendem. Aber es hatte lang gut rufen. Der arme Mann hatte keine Zeit, nach ihm zu hören, vielmehr ließ er das Fieber nicht einmal ruhig liegen, sondern stand auf, als merkte er gar nicht, welchen verwöhnten Gast er hatte, beim Hahnenschrei, ging in den Wald, schlug mit der Axt, sägte mit der Säge und fuhr mit dem Karren und fluchte wie gewöhnlich. Das Fieber schrie und flötete, bettelte und tobte. Aber als alles vergeblich war und als es gar kein Futter und gar keine Hilfe, nicht das geringste Tröpfchen Arznei bekam, das ein Fieber zum Leben braucht, hauchte es im Keller sehr bald schmählich und kläglich seine arme Seele aus und starb sogar ohne Tröstungen der heiligen Kirche.

Aber dem Floh erging es wahrlich auch nicht besser. Das ist immer so, wenn man Schicksale vertauschen will. Er kam in die gute Stube und in das feine Bett, und tat äußerst lecker und hungrig seinen ersten Biß in die fette, rote Haut des reichen Mannes. Gleich begann der zu zetern: ‚Was, nach so vielen Jahren bin ich das entsetzliche Fieber losgeworden und jetzt will mich ein niederträchtiger Floh quälen? Das wäre nicht übel! Auf, Johann, auf, Kasimir, schnell, schnell, Sophie, Anna, Magdalene,

flugs, sucht mir den erbärmlichen Blutsauger, diesen Wucherer, diesen Erzgauner!' sprang aus dem Bette, warf alle Kissen durcheinander und schwenkte die seidenen Decken, als wären es Windfahnen.

Das war eine Treibjagd! Sechs Leute suchten einen winzigen Floh. Du kannst dir denken, wie der arme Verfolgte hin und her sprang, um ein schützendes Versteck zu finden, wenn er aus einer Falte gehetzt worden war. Er hätte was gegeben um den stinkenden Kotzen, in dessen schwarzen Schmutz er unsichtbar geworden wäre. Nichts da! Sie ließen ihn nicht entrinnen. Er kam ganz von Kräften und konnte sich schließlich gar nicht mehr rühren, so daß sie ihn recht bald unbeweglich als einen schwarzen Schandfleck auf dem blendenden Leintuch fanden und mit schadenfrohem Gelächter zerdrückten."

JAKOB MORENO LEVY

DAS KÖNIGREICH DER KINDER

Selten naht sich der Wandrer den Ufern des Sees,
in dessen Wasser die Kinder ihre Leiber spiegeln.
Einmal bloß und unwiederholbar trägt der Vogel das Geborene
auf dem Teppich seiner Schwingen in den Himmel,
von dem es nach erreichtem Gipfel wieder zur Erde abfällt.
In Gestalt eines bergenden Weibes zeigt sich der See,
aus dessen Brüsten das Kind die ersten Früchte empfängt.
Dann treten aus ihm tausend Figuren hervor,
die den Himmel bestirnen der kindlichen Welt.
In diesem Reiche ist der König ein Kind.
Er ist der Sieger im Blut.
Dichter und Held, Bauer und Handwerksmann tragen sein zierliches Haupt.
Durch die Straße dröhnt die kleine Armee.
Im Hause: am Buge des Tisches sitzt der Knabe und wirtet.
Und das Mädchen verteilt dann die Speisen nach Maß in gleiche Gefäße.
Großmutter, Großvater, Vater und Mutter, Onkel und Tante müssen sich beugen.
Die alten Schreihälse werden mit Fäusten gestopft und abends zum Schlafe und morgens zur Schule befohlen.
In der Schule: das Kind ist der Lehrer. Er schreitet in heiligem Ernst.
An Bänken haften die Alten und schreiben sein Wort.
In der Schmiede glüht es den Stahl.
Es hobelt den Tisch, bläst Teller und Glas, backt Kuchen und Brot.

In der Kutsche sitzt es am Bock.
Als Mistglöckner fährt es den Mist.
König und Königin gehn mit Gesang durch das Land
und zeigen ihr süßes Gesicht.
Aber das Schicksal eilt. Des Königs Wange wird bleich,
wenn zum vierzehnten Male die Erde die Sonne umläuft.
Im Garten sitzt er und weint und seine Tränen sind Blut.
Wehe, der König stirbt.
Alles, was Beine hat, läuft, des Königs Jammer zu schaun.
Tränen fließen wie Bäche ins Meer, wie Regen auf blättrigem
Grund.
Die Jugend kehrt nicht zurück.
Wehe, der König stirbt:
mit brechendem Auge bläst er eine Schalmei
und wirft sich zum Jüngling empor.
Blitze schnüren sich durch die Fugen des Himmels,
durchschneiden wie Säbel das Reich.
Kinder und Greise verhüllen das Haupt.

GESPRÄCHE DER KÖNIGIN HELLE

WAS IST GESCHEIT?

Eine Frau: Hela ist sehr gescheit und brav.
Ich: Ist das so, Hela?
Hela: Ja.
Ich: Weißt du, was das ist, „gescheit"?
Hela: Das versteht Hela nicht.
Ich: Wie kannst du dann sagen, daß du so bist?
Hela: Ja, aber die Frau sagt es doch.

DIE RETTICHE

Hela: Sag' der Hela, was das ist?
Ich: Das sind Rettiche. Willst du?
Hela: Hela darf nicht. Mutter hat es verboten.
Ich: Du mußt es ihr ja nicht sagen.
Hela: Ja, aber wenn Mutter Hela fragt!

DER TRAUM

Hela: Großvater hat mir eine Geschichte erzählt.
Maulwurf: Hela, bist du dumm, das war ja ein Traum.
Weißt du, was das ist, ein Traum?
Hela: Das versteht Hela nicht. — O ja, ich weiß
schon, du meinst denken im Schlaf.

WAS IST EIN VOGEL?

Ich: Was ist das, ein Vogel?
Rose (Schulkind): Ein Vogel ist ein Tier mit zwei Flügeln, Federn und zwei Beinchen.
Ich: Hela, komm her! Schnell: was ist das, ein Vogel?
Hela: Ein Vogel, das ist ein Spatz, eine Lerche, eine Taube, eine . . . . . das ist ein Vogel.

KLEINER KNABE FRAGT

Die Mutter streichelte ihrem Knaben das Haar.
Der Knabe fragte: „Mutter, wer ist Gott?"
Die Mutter sagte: „Gott ist unser Vater."
Der Knabe: „Wo ist er?"
Die Mutter: „Dort, wo das Blaue streicht und noch höher hinauf."
Der Knabe schrie: „Mutter, das ist zu weit!"

Nach einer Weile rief der Knabe leise: „Mutter, sage mir mehr."
Die Mutter sagte: „Gott wurde ein Sohn der Erde und ging herum."
Der Knabe: „Ist er noch da?"
Die Mutter: „Nein. Viele Sommer sind schon darüber hinweg."
Der Knabe schrie: „Mutter, das ist zu lange her!"

Nach einer Weile rief der Knabe leise: „Mutter, sage mir mehr."
Die Mutter, bebend: „Gott ist dein jüngerer Bruder."
Der Knabe schrie auf: „Mutter, Mutter, so einen Bruder möchte ich haben!"

SPRÜCHE AUS DEM „BUCHE DER KINDER"

Wandrer, willst du zu uns, fragst du umsonst nach der Gegend: wir sind die Tore des Landes.
Ruft dich ein Kranker: gedenke deiner Krankheiten, ruft dich ein Narr: gedenke deiner Torheiten, ruft dich ein Kind: bring ihm die eigene Kindheit.
Kinder sind ungekrönte Könige. Wir sind ihr Volk. Wir halten sie, damit sie lachen können.
Ein Kind: da ist was Treues. Reiche ihm einen Finger: und es gibt dir die ganze Hand.
Wenn ein Kind weint, scheint bald der Regenbogen herein: sein Lachen im Gesicht.
Willst du ein Kind gewinnen, sage ihm etwas ins Ohr.

Lacht dich ein Kind aus, so weine plötzlich und ernst. O, wie wird es da leiden und dich erschreckt fragen: weinst du noch?

Kinder sind Wandervögel, die dich geleiten, Große goldene Tore, die dich einsperren.

Wir sind in Gottes Schmerzen; die Kinder in seinem Herzen.

Nicht die ewige Jugend, sondern zunehmende Jugend und abnehmendes Alter ist Götterlos.

Eine Frucht ist um so wertvoller, je grüner sie ist.

ALBERT EHRENSTEIN

KIMARGOUEL*

Kimargouel, der berühmte, ja komponierte Verfasser des „Erysichthon" und der steilen „Agaoue", war in seinen frühroten Tagen ein strebsamer Mensch. Ursprünglich autochthon, Ureinwohner, dem 23. Bezirke Wiens entsprungen, kaufte dieser Hellene als Obergymnasiast energisch ein Lotterielos. Während — Ritualmord und Pogrom — seine arisch-mosaischen Mitschüler erbarmungslos, reihenweise von Hannibal und dem schwitzenden Prosaiker Vergilius Tacitus hingeschlachtet wurden, bat er egoistisch, für einen Augenblick austreten zu dürfen, und begab sich auf die Weltreise. Mitnichten aus seiner nachmaligen, posthumen Produktion — weder aus dem explosionistischen Gedichtband „Graue Spucke" noch aus den apathischen Skizzen „Vieldüstere Barke" — ließe sich diese Tatsache entnehmen.

Ueber die Pyramiden stolpernd oder hintanzend, des Aufenthalts im paßverpesteten Mangohain satt, kehrte er heim in eine jähweiße Villa am tollgrünen Meer „Breitensee", das, den Herrn zu grüßen, schäumend über die Ufer trat. Einziges Denkmal seiner Fahrten und Fahrscheinhefte ist das einer bibliophilen Elite geweihte, bekanntlich in japanische Götterhaut gebundene „Tagebuch eines Faulenzers". Wer je in diesen Annalen, in den schlohweißen, von solchem Unflat wie Druckerschwärze nirgends angekränkelten, leeren Großfolioseiten gelesen hat, weiß, daß dieser illuster schmale, ephebenschlanke Prachtband so was Profanes wie Aufzeichnungen selbstverständlich nicht enthält, da dergleichen, und ganz besonders ein Tagebuch, ja auch eines echten Faulenzers durchaus unwürdig wäre. Irgendwo in einer geheimnisschweren Ecke allerdings, sozusagen als Randleiste unter barocken Riesenlettern: den so wechselnden Titeln seiner Büchlein, ist in winzigen Buchstaben die schmerzsaure Weisheit dokumentarisch nieder-

* Aus „Zaubermärchen", S. Fischer Verlag, Berlin 1920.

gelegt: „Meine Weltreise? Ich irrte im Irrfeld. Ich fiel von A nach B!" Aber das ist doch wohl mehr biographisches Kuriosum und keineswegs jene „-ische Reise", die das deutsche Publikum seit Seume und Goethe mit Recht von seinen rüstigen Lebensverklärern fodern darf. Ich bitte Sie: ein deutscher Klassiker hat doch Verpflichtungen!

Doktor Oranke natürlich, sein mitleiderregender Verleger, durch eine chimborassohohe Monatsrente an Kimargouels schriftstellerisches Schicksal befestigt, entatmend vor Schreck und Scheck über die sterile Produktivität, die von Kimargouel multimillionärisch-luxuriös projektierten Ipunktsammlungen dieses Lieblings-Autors seiner früh verwitweten Gattin, verlor seine gütig-philanthropische Gesinnung im Hasard an einen eifersüchtigen Aufkäufer. Festgelegt nun durch den unseligen Alleinbesitz von Menschenhaßaktien, wollte Doktor Oranke der nebenbuhlerischen Liebhaber-Ausgabe, dem ansonst für letale Phthisis sich entscheidenden Kimargouel kein zweites Leben vorschießen. Kimargouel blieb nichts übrig, als sich in einem deutschösterreichischen Prytaneum ausspeisen zu lassen und daran zu verhungern; er verhustete ratenweise, aber in sparsamen Dosen seine sanft eiternden Lungenflügel. Im Endtraum bat ihn keuchend ein herkulischer Dienstmann aus der Wurlitzergasse, der geile Riese Atlas, für einen Augenblick austreten zu dürfen, und setzte ihm das Firmament ins Genick. Unter diesem massiven Zylinder währte die Todesangst und Agonie, das Aussterben Kimargouels vom 29. Februar bis zum 1. April — wie jedermann aus dem ithyphallischen Wortnachlaß weiß, aus der soeben in mehreren Exemplaren erscheinenden Reimecholalie „Rast unter der Himmelslast".

Den letztgenannten Tag verbrachte Kimargouel in hellsichtiger Anschauung seines Skeletts, die Knochen zählend.

Sein Ultimo, sein sonderbarer Lebensabend, sein stilgemäßer Eingang ist wohl allen noch in schwermütiger Erinnerung. Wie der Gefeierte, plötzlich wie ein Expressionist, tatsächlich stockend, aber doch rhythmisch aus seiner trauerschwarzen Waldvilla kongenial hinanschritt, und antikisierend, ovidische Metamorphose, scheinbar sich wandelnd entschwand und überging in eine von unbedruckt-schlohweißen Plakatüberklebseln bedeckte Litfaßsäule, die alsogleich ein mißfarbig schwarzer Aussatz umzog; enträtselt wurden nur Annoncen seiner Bücher und die in einer merkwürdigen Antiquafraktur abgesetzten mystischen Urworte „Enschedé en Zoonen".

DAS MÄRCHEN VON DER SUPPE DES LEBENS

Und es lebte ein Zauberer jenseits der vier Wände der Welt und hieß Schmirrulz. Der hatte die Gabe, alle Dinge schmackhaft zu machen, so daß er nie Hunger litt. Und es kam zu ihm ein Mensch, der war seines Lebens überdrüssig und er trat in die Höhle des Zauberers und sprach: „Nichts, du Mächtiger, gibt es auf der Erde, das ich nicht gegessen hätte, und ich wurde schwächer und schwächer. So stehe ich vor dir und habe mein Leben vergessen, bis auf jenen Rest, der mich zwingt zu sterben. Meine Freunde waren schlechte Kost und meine Weiber liegen mir im Magen. Wo ist Nektar und wo Ambrosia? Ich bin alt geworden und habe es nicht verdaut."

Und es antwortete ihm Schmirrulz der Zauberer mit diesen Worten: „Hast du vom Bart deines Feindes gekostet? die Nägel vom Schuh deiner Liebsten verzehrt? Hast du niemals das Gift geschmeckt, womit man die Mäuse fängt? Armseliger! Nimm alle die bitteren Worte in den Mund und die Lästerungen des Tages, und du wirst glücklich sein. Einen kannte ich, der starb daran, denn er wollte die eigene Lüge nicht trinken und so schluckte er fremden Geist, und der bekam ihm übel. Komm, du Sterblicher, du Ungesättigter, ich will dir ein Mahl bereiten aus deinem Leben!"

Und sie standen auf und gingen in den Wald Allalla, der über der Höhle lag. Und der Zauberer entzündete ein Feuer, tat einen Kessel darauf und sprach: „Nun gib mir, was du bei dir hast, ich will es kochen. Dein Geld, auch deine Locken und die Angebinde der Liebe. Deine Kleider und was dich sonst bedrückt." Und der Mensch tat, wie ihm befohlen.

Und wie er so ganz nackt vor der Suppe seines Lebens saß, begann er zu weinen. Der Frost der Ewigkeit schüttelte ihn und er sprach: „Mich hungert, Meister." Und Schmirrulz der Zauberer lachte hellauf, er zog eine Wurzel aus der Luft und gab sie dem Erdensohne. Und er goß die Brühe in einen Teller, und wie der Dampf zum Himmel fuhr, schrien die Engel in den Wolken und jagten davon.

So kam der Mensch zu seinem Ende.

DAS MÄRCHEN VOM KARPFEN UND VON DER NACHTIGALL

Allnächtlich saß die Nachtigall auf dem Weidenzweig am kleinen Teich und sang und sang. Niemand hörte ihr zu und

so war es recht eine traurige Litanei, wurde stündlich süßer und trauriger, bis der Morgen kam; da schämte sich die Arme, verbarg das Köpfchen im Gefieder und schwieg. Viele Nächte gingen so vorbei, aber keine Seele, die sich dieser erbarmt hätte, denn es war eine gottverlassene Gegend ringsumher und gottverlassene Kreaturen.

Bis eines Abends ein junger bleicher Karpfen, den Vater und Mutter vom Hause verjagt hatten, trostsuchend unter den Weidenzweig geriet und auf- und niedergleitend zu sich sprach: „Siehe, nun schlafen deine Brüder tief unten auf den Steinen, während du dem Gesang der Windfische lauschen darfst, und ach, wo bleibt dein Herz, armer verlorener Sohn! Weil dir die Freuden deiner Welt versagt sind, will sich vielleicht die andere, größere deiner erbarmen, die tönende Welt, in der alles ohne Ende ist? Siehe ein Traum und du erwachst." Dann aber rührte die Klage der einsamen Sängerin sein Herz, daß er weinen mußte, und er sprach unter Tränen: „Nie habe ich so süßen Ton gehört. Wie wird das enden?"

Ihr schönen Herbstnächte, Wellen spielen unter dem strömenden Mond und die Seele eines Liebenden kann nicht schlafen. Armer Sünder, ihn trieb die Sehnsucht, im Element der Geliebten zu atmen, verzweifelt sprang er immer wieder empor, aber er konnte den losen Ast nicht erreichen. Und der Winter war nahe, der Kerker aus Glas, das unentrinnbare Beisammensein. Plötzlich, er wußte nicht wie, lag er am Ufer.

Da war er nun in der unendlichen Welt und schnappte vergeblich nach Wasser. Laut schlug sein Herz und immerzu: wie wird das enden! wie wird das enden! Wenn der Abend kommt, die schöne Nachtigall, dann ist er tot.

Zwei Männer fanden den Leichnam und trugen ihn heim. Und der Abend kam, die schöne Nachtigall saß auf dem Weidenzweig am kleinen Teich, neigte das Köpfchen zur Seite und besah sich im Spiegel. Dann begann sie zu singen und die große Einsamkeit brach ihr das Herz.

CARL EHRENSTEIN

EILIGE BESCHREIBUNG

Dr. JAN HUGO GUTT GEWIDMET

Bei meiner Geburt in der stets währenden, andauernden Unzeit konnte der Sternbeschauer die Sterngefilde des Rückwärtsschreitenden, des Willenlosen, des Getriebenen und des Träumers über der Erde verweilen sehen. Im Bilde des Zerstörten waren der Stellungslose, der Unstete, der Jammerflüchtige, der

Schwache, der Faule und der Erschütterte vereinigt. Vor dem Starken lag eine harte Wolke. Dunstiger Nebel verhüllte den Vorschriftsmäßigen; sein Licht konnte nicht zu meiner Geburt gelangen.

In einem verfallenden Hause wurde ich geboren, das einst Königshaus war. Doch das ist lange her. So lange, daß es niemand mehr zu denken vermag. Nur ich weiß davon; aus immer wiederkehrenden Träumen und aus alten, verstaubenden Büchern, die unbeachtet von den anderen auf dem Dachboden in Seiten zerfallen.

Altem Halbkönigshaus entstamme ich. Stolz war in unserem Wappen; doch beide zerbrachen. Erstanden aber wieder in mir. Zum endlich letzten Male. Kein zur Vernichtung bestimmtes Schicksal wird aus mir zu Leben und folglicher Verstörung gelangen. Der Letzte bin ich; unwiderruflich, das letzte Blatt vom vermorschten Baum unseres lebensmüde und zum Tode sich sehnenden und versenkenden Geschlechts.

Verfallen ist der Tempel unseres Hauses im Königsdorfe. Weite Sprünge klaffen häßlich offen aus den einst starken Wänden. Sie auch neigen sich dem Boden zu. Schutt rieselt von der Decke. Häufig betete Gott Druhu Stranu in ihm, andächtig und fromm für sein Seelenheil und für das allgemeine Wahlrecht in Lirien, von dem er sich erdumwälzendes Allheil versprach, nachdem die Mission seiner eigengeistgeborenen Tochter Klebete Sanftwort im Lande Chlubna mißlungen war.

Kein Hahn krähte nach mir. Und so wurde ich geboren.

Dienstkönige waren meine Vorväter in den letzten Jahrhunderten gewesen, sie, die jahrtausendaltem herrischen Blut entkamen. Gebückt mußten sie schreiten. Last drückte ihre Schultern, Fron verkrümmte aufrecht gewesenen Rücken. Dienstkönig wurde mein Vater, wie also sein Vorvater. Zinspflichtig dem Kaufmann des Dorfes, für den zu zinsen, zu zehnten und zu leben auch ich geboren wurde. Zum unaufhörlichen Zinsendienst unserer Verschuldung, die von Geschlecht zu Geschlecht wuchs, bis ins letzte, war auch ich bestimmt, verstimmt. Aus unseres Geschlechts einstigem Königseigentum wurde Lehensgut. Und Lehndienste zu tun, wurde ich geboren, ich, der ich mich endlos dagegen auflehne. Ich, Chamar Charadata.

Marumboo, dem Gott des Handels und für kaufmännischen Unterricht, wurde ich mit meinem vierzehnten Jahre geweiht. Seinen Altären beugte ich mich nicht. Ungehorsam war ich seinen Gesetzen, die Gebote seiner Prediger befolgte ich nicht, ihre Gebräuche verhöhnte ich; nicht achtsam hörte ich ihren Auslegungen zu. Verschlossen war ihnen mein Gehör. Die Handelsmesse störte ich stets, die Handelsgebetbücher las ich nie. Nie sprach ich das Gebet für erfolgreichen Handel wider den Nächsten. Nach langen, vierjährigen Leiden wurde ich aus dem Tempel des Handels gestoßen. Handel sollte ich selbständig treiben.

Juruhu, der erhaben Erdachte, der oberste Gott für die Menschheit auf Erden, gedachte nicht meines Weges und meiner

kommenden Tage. Uebersehen hatte er mein Vorkommen im Buche des Lebens, und so verkam ich; unaufhaltsam.

Viermal rüstete mein müder Vater alte Schiffe für mich aus, sandte mich mit empfehlenden Geleitbriefen in ferne Städte. Viermal scheiterte ich, der Schiffahrt unkundig und unwillig des Handelns mit den Gewürzen der Nelekeninsel um stets stinkende Kaurimuscheln. Viermal ergriff ich in gewohnter Reihenfolge die schon gewohnte Flucht und Ausflucht aus den Handelsausländern. Immer geschah mir das gleiche. Unabänderlich. Im eisigen Handelsmeer sank mein Schiff. Ich wußte es nicht zu lenken. Irgendwo und irgendwie wurde ich mit Schiffstrümmern an eine unerfreuliche, kalte Küste geworfen. Eine letzte Woge brach über mich, spie mich an und warf mich aus. Langsam taumelte ich auf.

Mit knickenden Beinen und gesenktem Kopf, in Scham verhüllt zog ich zur Stadt, aus der ich geboren. Zerrissen wehte das verschlissene Kopfband im Wind, ich knotete es nicht mehr. Langsam kroch ich in die Stadt meiner Königsväter ein. Ansichtig wurden meiner die Gefährten und Inwohner der Stadt meiner Zeit. Meines Schadens froh wiesen sie mir grinsende Zähne. Meckerten: Windlos sein Segel blieb, er kam nicht vorwärts im kalten Meer.

Und sie, Casu der Rechtshändler und Churo der Krämer der wohlfeil riechenden Wässer, — sie taten stets das Ihrige zum Erstandenen und verkauften mit Gewinn so entstandene Mehrheit — sprachen mich an, als erzeigten sie mir freundliche Höflichkeit. Verließ ich sonst das Land meiner in Erde versunkenen Ahnen, schritt ich achtlos an den Händlern vorbei, verletzte sie mit Stolz und Uebersehen.

Casu dem Rechtsdreher und Churo dem Wässerverkäufer stand das Fett in vollen Backen. Gemästet waren ihre Bäuche. Fett zitterte an ihnen, so sie sprachen. Knochendürr war meine haßerfüllte Faust, die ich gerne ihrem Gesicht umsonst verleihen wollte. Weit waren sie in der Stadt vorwärts gekommen, täglich und nächtlich die gleichen Gassen ihrer Geschäfte abgehend, die ich einst verachtet und verspottet. Gut ging es ihnen. Die ich nicht gegrüßt, geringschätzig erblickt, fragten mich nun mit scheinbarem Wohlwollen, wie es mir in den fernen Meeren ergangen. Antwort mußte ich ihnen stehen, denn vielleicht schon morgen muß ich mich bei ihnen um Lohndienst ergebenst bewerben. Lächeln muß ich zu ihrer Rede, die mich ätzt. Mich beugend, neigend und tänzelnd mußte ich ihren lauen Geist mich anwehen lassen, ihren brechschalen Witz zu mir nehmen.

An den Rauchhäusern schlich ich vorbei; in ihnen saßen, wie seit undenklicher Zeit, an die Sitze geheftet, die Rauchenden. Zogen und schoben die Steine des Spiels, legten die dem Erdbestehen sehr bedeutsamen Karten einander zu. Nicht älter wurden sie. Gleich blieben sie; bewegungslos. Die Zeit brach sich an ihnen.

Ungastlichen Wirtshäusern und eigennützigen Gasthäusern kam ich zu. In ihnen zechten die Mannen das wieder Erschlagene vom Tage vorher, das wieder auferstanden war, zu Fleisch und Gericht geworden war, und den Trank, der im endlosen Kreislauf in ihnen ein- und ausgetreten war, sie tranken ihn immer wieder aufs neue.

Weiter ging ich. Weiter kam ich.

Erloschener Ofen, erstorbenes Licht und trübe Dämmerung grüßten mich im Haus meines alten Vaters. Weiß war sein Grau geworden, untröstlicher sein Leid, denn nichts war aus mir geworden. Wieder nichts. Kein Vorwärtskommender. Dem ich mit vollen Händen nahen wollte, Freude zu senken in sein Auge, das durch vielen Kummer geblickt, mußte ich wieder mit leeren nahen, wie viermal zuvor, und mußte wieder Fülle und Füllung von ihm verlangen. Nichts hatte ich zum Besseren gewendet, wie ich für mich vordachte, als ich auszog, für andere das Geldglück zu erlangen, von dem sie mögliche Ausbesserung zertretenen Lebensweges vermeinen.

Ich verkroch mich in Schlaf. Suchte, wie endlos vorher, Abbruch des wachenden Denkens, das Vergessen erniedrigender Dinge. Träume überfielen mich in wilder Folge, krochen rasch enteilend über mich hin. Schlaflos blieben die Sinne, die endlos wahrnehmenden. Müde erwachte ich aus nicht sättigendem Schlaf, wollte nicht mich erheben am finsteren Morgen, nicht in den kalten Tag eintreten, der sich mir öffnete in ewig unerfreulicher Erscheinung. Mahnung stach mich. Zank stachelte mich auf, Hader geißelte mich. Aus den Zimmern mußte ich; Verdingung suchen, aufsuchen Hörigkeit. Lichtscheu und nicht der rot aus Schneewolken leuchtenden Sonne froh, ging ich planlos in den Straßen. Planvoll standen in den Häusern die Verkäufer. Ich erwog, daß ich in ihre Unzahl nicht aufgenommen werden dürfte, da mir alles Handelswissen mangelt und ich zu oft meine Fürsprecher bei den hohen Handelsherren durch mein kaufmännisches Unwissen von mir abgewendet hatte. So wandte ich mich auch ab von der über mich vielleicht im hohen Rat der Götter beschlossenen Aussichtslosigkeit meiner Handelszukunft und suchte das Haus der fliehenden Bilder auf. Betrog meinen Vater um das von ihm zur Dienstsuche erhaltene Geld, indem ich mir noch einen Zuckerstengel erkaufte, an dem ich saugend meine Selbstverschuldung und mein Nichtweiterschreiten in der Erlernung unserer kaufmännischen Kunst vergessen und übertäuben wollte. Gegen Tag- und Nachtschweiß in überlangstündiger mühevoller Arbeit, Plage, Schindung und Tretung jeglichen Selbstgefühls hatte mein Vater das Geld erlangt, verwitterte Silberstücke, abgegriffene, schmutzige Papierscheine. Das Geld, in Leid und Mühe erworben, leidlos und mühelos verwarf ich es im Haschen nach dem Uebertönen, Ueberrauschen des Eintons der Sorge, in der ich meine Zeit zuzubringen hätte. Ich

fühlte nicht in ihm die Summe und den Ausdruck des Schmerzes, der angehäuft war im Innen des Geldstückes. Schmerzlos glitt es aus meinen offenen Händen, in die es aus den arbeitsfeuerverwundeten Händen meines Vaters gelangt. Gedankenlos und dankenlos gab ich es aus.

Gekauert saß ich vor der Mauer der Stadt, die Schenkel zur Brust gezogen, die Beine umarmt; glotzte ins Grün der Wiesen, auf denen rußbeschmutzter Schnee lag. Meine Gedanken wußte ich nicht vorwärts zu lenken. Schnell eilten sie ab von der Wirklichkeit, in die ich gestellt war, erflogen die Anhöhen erdachter Glückszustände, in die ich mich mit einbildender Kraft versetzte.

Ob die Prinzessin des Nebenreiches mir nicht Reichskrone und Herrschaft anbieten werde? Ich bin gut geübter Prinz, landlos und begierig nach keinem Werk, träume im Tag und könnte sicherlich perfekt regieren.

Tatenlos bin ich, wissenslos wuchs ich auf. Fern hielt ich mich den Entgelt, Gold erwerbenden Wissenschaften. Magua, dem Gott der Träumenden, dem Willenlosen diente ich. Der Getriebene, der aus Herrlichkeit vertriebene Herr der Seelenunterwelt, Gidoar, ist mein Gott. Träumer bin ich, willenlos werde ich von den Winden getrieben, geweht nach Dahin und Dorthin. Ich richte meinen Schritt nicht.

Als Kind stolzierte ich in den Waffen und Rüstungen meines Onkels, des verwesenen Kammerherrn des Königs von Tallatschur und Jaschapur und Herrn über den sieben Misthaufen, im Reichshofe vor den untertanen Hühnern auf und ab. Ich blies in sein Horn, entlockte ihm die Siegessignale, die Feuer- und Kriegsrufe. Mutig wandelte ich meine Zeit ab. Mein Denken war fern wirklichem Tag. Der Lehrer, der mir die Hände zerschlug in grausamer Schule, die Kinder der Bauern, die mich stets macht ihrer Mehrzahl auf der Straße schlugen, waren in meiner Gewalt; gefangen. Als eigener Rächer an der Spitze eines über alles Schicksal mächtigen Heeres stand ich, Allgewaltiger. Katschaha, die Gänse hütende Tochter des nachbarlichen Reiches, kniete in demütiger, sanfter Anbetung vor mir.

Schon in früher Jugend, in Außennot und darüber hinaushebendem Träumen verbracht, verlangten die Fernverwandten von mir, ich solle mein Denken richten, an Geldverdienst und Selbsterhaltung denken. Vorahnung, Furcht hatten sie, ich läge ihnen in später kommenden Tagen zur unnützen Last. Recht haben sie gehabt. Denn vielleicht bin ich in meiner Furcht vor nahender Hungersnot gezwungen, mich an meine noch unverstorbene weitläufige Großtante Brekere Quak zu wenden, sie möge mir die Mahlüberbleibsel zur Verzehrung zuschicken. Früher lebte sie lange bei und von meinen Eltern, daran darf ich sie aber jetzt nicht erinnern, sonst bekomme ich vielleicht nicht einmal einen gut abgenagten Entenknochen. Demütig muß ich mich an ihre allunbekannte Großgüte wenden, mich ihr auf Gnade und Un-

gnade ergeben. Mit bestem Dank im voraus. Ich glaube aber an keine gute Erwirkung. Sie hat ein verfettetes Herz, verstopft, verkalkt, vermauert.

Kenntnislos jeglicher Arbeit bin ich. Müßig wache und schlafe ich. Müßig und wenig geachtet wie eine Distel im Felde stehe ich in meiner Zeit da. Fremde Plage auf dem Acker, fremde Fron nährt mich. Ich will mein Leben nicht in Plage vergehen lassen, will nicht arbeiten. Arbeitslos will ich leben wie eine Sonnenblume, Sonnenuhr. Ungeschunden.

Die plaglosen Ritter vom Glück, die Prinzen des Abenteuer, die Könige vom Zaun und Strauch, Gauch, Gauner und Tagdieb kenne ich. Ich las von ihnen in den Schelmenbüchern. Abenteuer auf Abenteuer, Erlebnis auf Erlebnis stand mir mit ihnen zu und verfolgte uns in rasend rascher Folge; inhaltsvoll war unser Leben. Gestern schlug ich wieder ein Lügenbuch auf, blätterte in seinen unterhaltsam sonnigen Seiten. Statt von Handelskönigshaus zu Handelskirche nach Handel fragend und sehnsüchtig verlangend zu ziehen, mich anbietend, als alles handeln Könnender zu offerieren. Doch nirgends werde ich verlangt, gewünscht, gesucht. Faulenzer werden nicht mehr benötigt. Dazu genügen vollkommen die bereits vorhandenen Herren Handelshausbesitzer.

O verfluchte, menscherschaffne Götter des Gewinst bringenden Handels! Mein Vater sandte mich aus, mein Brot mir selber zu suchen, es zu ersuchen, erdienen; wißt ihr mir keinen Zauberweg, keinen Feensteg ins Gold und Schein verheißende Siebenessigströmeland? Ist keine verzauberte Prinzessin samt Mitgift für mich zu entzaubern mehr am Lager vorhanden? O bitte, seht nach!

Was soll mit mir geschehen? Ich weiß keinen Rat für mich. Daß mir hie und da ein Trugbild vorflattert, das Denken, das der Wirklichkeit gerecht werden will, umstößt und ich die Phantasie in Worten einzukleiden mich sehne, davon allein kann ich nicht leben, sondern nur ausgezeichnet verhungern. Denn postwendend lehnt jeder Verleger meine Schriften ab. So ich mich einmal aufraffe und sie einem eingebe, einsende. Die Schrifthändler entdecken mit Vorliebe tote Schriftsteller, verhungerte oder in anderer Not verkommene, und dazu will ich mich nicht entschließen; beschließen lassen.

Ehrsucht plagt mich. Achtung für mich will ich erwecken. Leisten mir achtvoll die Unterdiener meines Vaters die Ehrenbezeigung, danke ich ihnen kaum mit leichter, unmerklicher, herablassender Senkung meines Hauptes. Unterlassen sie die Verneigung, stöhnt in mir die beleidigte Ehre auf. Stete Ehrung verlange ich, und entehre fortwährend, ununterbrochen die anderen.

Es ist in den Ameisen nicht Ehrgift wirksam, Auszeichnung, Bezeichnung zu finden vor den anderen ihres Baues. Doch in Kasten haben wir Menschen uns eingeteilt und strebt stets die Unterkaste in die Ueberkaste hinein zu gelangen. Wären wir

einander gleich in Leistung von Körperwerk und Geistestat, abfiele von uns das Streben nach ruhmvoller Nennung im Leben oder im Tode. Es errichten die Ameisen kein Denkmal aus Käferhorn der Ameise ihres Stammes, die einen faulenden Sperling fand und den Weg zu ihm besang in der den Ameisen gegebenen Tonkunst. Schafft ab, o ihr vergitterten Toren, die Grade; entgittert euch! Töricht gehen wir alle ein durch dasselbe Tor ins Leben und töricht verlassen wir es durch das allgleiche Tor. Das Blendglas der Eitelkeit höhlt uns aus. Anderen weiß ich alte, abgestandene Weisheit zu sagen, die mir auf den Lippen liegt. Worte aber verändern nichts. Weder mich noch andere.

Wie aber wäre es, wir Menschen hätten für uns die veritable Gleichheit gefunden? Gemeinsam schnarchten wir in Sanftmut nach allgleicher Tagesmüh die Seele ein. In der Frühe stünden wir auf vom reinlichen, schweißlosen Nachtlager, sängen gemeinsam den Heilsang ab und gingen ans Werk. In der Dichtstube säßen gemeinsam zum Gedicht vereint die Landes- und Staatsdichter und setzten dem für den Tag vorgeschriebenen Gedicht die Versfüße ein und leimten die Strophen; in der Geiststube säßen die Geistigen und vergeisteten sich. Körperlos schwängen in der Stube ihre Geister hin und her und gedachten des endlosen Sonnenheims. Schlafen gingen sie alle gemeinsam oder einzeln und paarweis, je nach des einzelnen oder der vielen Willen, und hüben und senkten im altbeliebten Beischlaf den Steiß. Wahrlich, lebenswerter wäre das Leben geworden. Lindheit wäre in allen, Süße ginge von jedermann aus, überquellende Freude. Lebenslang tanzten wir dann den Ringelreihen über bedichtete Wiesen dahin, staublos wären die Landesstraßen geworden, alkoholfrei Wein und Bier, das wir im trauten Vereine schlürften. Kling, klang! Nichts würde uns bedrücken. Nach Morgensang käme Mittagsang, beim heiteren Abendsang schnarchten wir gar fröhlich und lauter ein, Nachtsang zöge durch der Träumenden Ohr, lieblich gähnten sie gemeinsam im allgemeinsamen Schlaf, geläutert stünden sie des neuerlichen Morgens auf und kreisten dergestalt ihr göttergleiches Leben ab.

Dem Schritt einer Straßengängerin folge ich. Sie versprach mir Nahrung, Unterhalt, Zahlung. Entrüstet in Unwissenheit wandte ich mich früher von den im Leben Fallenden fort, heute wurde ich selber einer. Entrüstet mögen sich andere in ihrer Wissenheit von mir abwenden; sie trachteten durch nichts mein Leben zum Besseren zu wenden. Kostenlose Worte und billige Ratschläge speisen mich nicht.

Sehnsucht erlitt ich nach gutem, märchenschönem Leben. Das Schnarchen der 365 Frauen des Harems oder der Obfrauen des Bazars wollte ich genießen. Doch satt wurde ich des Uebergenusses jeglicher Speise, abfiel von mir die Sehnsucht nach der Leibspeise Frau. Allzuoft lag ich, sehr verwundert über die eigene Tat, auf der Fleischbank Mädchen. Müde fiel ich von ihr ab.

Nicht besserte es mein Leben. Oede wird alles. Trostes los. Nichts verändert das Leben. Hinter Zielen verbergen sich Ziele. In lebenslänglicher Reihenfolge. Die Strecke laufe ich weiter.

Stets wasche ich in der Frühe mit großer Sorgfalt meinen Körper. Wenn das die Prinzessin der parallel streichenden Straße von ihrer Amme erfährt, wird sie mich sicher zum Prinzgemahl erküren. Die Nächte und die darauf folgenden Tage wird sie mit mir im immerblühenden Rosenhag verbringen. Endlos wird sie sich vor mir im Liebe erregenden Tanz biegen, endlos wird sie vor mir die Lieder der ewigen, rasthaften Liebe singen. Purpurn und lieblich werden stets ihre Lippen sein, keine Warze wird je auf ihrer Wange wachsen, nie wird sie sich verfetten, nie werden ihr die Haare oder die Zähne ausfallen.

Ameise sucht Stelle; ist sehr energisch, spricht perfekt Punisch. Ich aber bin der Kraftlose, Ungestärkte; kein Stehkragen erhält mich steif, aufrecht.

Ein Fußtritt weckte mich. Jafur von Neuhäusl, einer der Prinzen der Zeit, stand vor mir und hieß mich ihm sein Reisegerät, einen brüchigen Wasserschlauch und eine etwas ältere Zahnborste zur Karawane vor die Stadt zu tragen und damit ein standesgemäßes Kamel zweiter Klasse für Nichtraucher zu belegen. Eildienstfertig sprang ich auf. Verdienst winkte. Schnell entging ich der Stadt, schlug den Mantel über das Gesicht, daß keiner der vielen Prinzen der Stadt, meine Kollegen, die arbeitslos wie ich stolz das Tagwerk der Väter, Lasttragen, mieden, mich erkenne. Niemand sah mich; durch die Eiswüste kam ich zur Oase Miawwa, wo die Kamele unter Dampf standen. Mit der Borste belegte ich einen guten Rückplatz, doch der später kommende Prinz Plei-tet-schur wollte dies nicht anerkennen. Es kam zum Zweifaustkampf, worin er mich tötete. Prinz Jafur gab mir einen Paroch Traglohn. Vergnügt eilte ich heim zum Zelt meiner Frau, die erwerbsmäßig dem Prinzen Tamar von der Südstadt allnächtlich vorlag. Sie war schon daheim, teilte den Strohkuchen, den sie heute erworben, redlich mit mir. Hungrig aß ich noch von ihrem Teil. Sie grollte mir und entließ mich des Zeltes und ihrer Gegenwart. Ich setzte mich in die Sonne. Die zehn gerechtlich Entrüsteten in der Stadt, die mich kannten, spien dreimal über mich aus. Bald starb ich darauf. An Arbeitslosigkeit und zerbrochener Geldbörse. Die Gemeinde ließ mich auf eigene Kosten mit Kameldung verbrennen. Es stank weithin.

Dies ist die gekürzte Geschichte des Königssohnes Chamar Charadata von Mitanien, der nicht mehr hoffähig ist. Er war ein Ausländer auf der Erde, und deshalb wurde er mit Recht der Erde und des Lebens verwiesen. Der Stern Erde kam sich darob sehr gereinigt vor. Hell und jubelnd leuchtete er auf. Danach avancierte er in die nächsthöhere Rangsklasse. Den Guten zum Beispiel.

1919

NEUE BLÄTTER FÜR KUNST UND DICHTUNG

Schriftleiter: Hugo Zehder.

AUS DEM INHALT DES ERSTEN JAHRGANGS:

AUFSÄTZE

von Adolf Behne, Paul Adler, Erhard Buschbeck, Theodor Däubler, Albert Ehrenstein, Carl Einstein, S. Friedlaender, Will Grohmann, Alfred Günther, Walter Hasenclever, Rudolf Manasse, Eckart v. Sydow.

NOVELLEN UND SKIZZEN

von Max Brod, P. M. Huebner, Theodor Däubler, Hermann Essig, Rudolf Leonhard, Ludwig Meidner, Mynona, Alfred Neuman, Karl Otten, W. E. Peuckert, Alfred Wolfenstein.

DICHTUNGEN

von Paul Adler, Julius Maria Becker, Theodor Däubler, Dietrich, Alfred Günther, O. Maria Graf, George Grosz, Henriette Hardenberg, W. G. Hartmann, Max Herrmann-Neiße, Kurt Heynicke, Camill Hoffmann, Wilhelm Klemm, Paul Kornfeld, Herbert Kühn, Rudolf Leinert, E. W. Lotz, Anja Mendelssohn, Mynona, Karl Otten, W. E. Peuckert, Max Pulver, Walter Rheiner, Heinar Schilling, Friedrich Sebrecht, E. v. Sydow, Georg Trakl, Alfred Wolfenstein, Bianca Zehder-Segantini.

KUNSTBEILAGEN UND ORIGINAL-GRAPHIKEN

von P. A. Boeckstiegel, Otto Dix, Kees van Dongen, Otto Lange, Friedrich Ahlers-Hestermann, Will Heckrott, Ludwig von Hofmann, Hermann Huber, George Grosz, Georg Kars, Paul Klee, Oskar Kokoschka, Ludwig Meidner, Carl Mense, Felixmüller, Hans Poelzig.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Die Zeitschrift erscheint an jedem 15. des Monats. Jedes Heft enthält 18 Seiten Text (Großquart), 4 Bildbeigaben und eine Originalgraphik. Der Bezugspreis für den Jahrgang (mit dem Aprilheft beginnend) beträgt Mk. 18.—, für das Halbjahr Mk. 9.—. Das Einzelheft kostet Mk. 2.—. Heft I ist fast vergriffen und kann nur noch im ganzen Jahrgang abgegeben werden. — Man abonniert in allen Buchhandlungen oder bei

EMIL RICHTER, VERLAG, DRESDEN

Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich

von R. E. Curtius

Preis geb. Mk. 15.—

Das erste Werk, in dem Literatur von einem seelisch revolutionären Standpunkt aus beurteilt wird. Die großen Führer des neuen Frankreich in Dichtung und Erkenntnis

Romain Rolland, Charles Péguy, Paul Claudel, André Gide und Suarès

werden auf ihre Fähigkeit angeschaut, schöpferisches Handeln und geistige Energie zu wecken. Das Buch prägt neue Werte von internationaler Bedeutung.

Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam

Soeben erschienen:

KURT EISNER

Gesammelte Schriften / Zwei Bände

28 Mark geheftet / 34 Mark gebunden

Eisners Eigenart kommt hier so recht zur Geltung. In dieser Sammlung politischer Feuilletons, Satiren, Märchen, Tagesbemerkungen, Kriegsnotizen ist zugleich ein Stück sozialdemokratischer Parteigeschichte und ein Stück Weltkriegsgeschichte enthalten. Es ist feingeschliffene Kritik, große Politik in kunstvolle Form gegossen. Der Politiker und Künstler hat sich hier zusammengefunden. Man wandelt mit diesen geistvollen Randbemerkungen zu allen Tagesfragen durch die letzten Jahrzehnte und auch durch die Leidensjahre des Weltkrieges. Es ist das Vermächtnis eines Journalisten und Politikers.

In der Reihe **SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN** erschien ferner:

DER ADLER-PROZESS

Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht. Die Verhandlungen vor dem § 14-Gericht am 18. und 19. Mai 1917 nach dem stenogr. Protokoll. 8 Mark

Dieses Buch gehört der ganzen Welt als Dokument einer Zeit, eines Zustandes, einer Persönlichkeit.

GUSTAV LANDAUER

Aufruf zum Sozialismus . . 6 Mark

Frankfurter Zeitung: Das Buch ist für Freunde und Feinde des Sozialismus gleich lesenswert.

Rechenschaft . . . . . 8 Mark

Vossische Zeitung: Seine besten Aufsätze liegen jetzt gesammelt in einem Bande „Rechenschaft" vor, dessen Herausgabe ein Verdienst des Verlegers ist.

EDUARD BERNSTEIN

Völkerbund od. Staatenbund. 1.50 M.

Bernstein greift mit seiner theoretischen Überlegenheit mitten in die Probleme und bringt ihren wesentlichen Inhalt zu Gehör. Er macht wenig Worte und packt doch das Ganze.

HEINRICH STROEBEL

Die erste Milliarde d. zweiten Billion. Die Gesellschaft d. Zukunft. 10 Mark

Ein Buch voll reicher Anregungen, in flotter Sprache geschrieben und zweifellos aktuell. Es bietet in gefälliger Form einen guten Überblick über die verschiedenen Gebiete sozialer Kulturpolitik.

DIMITRY GAWRONSKY

Die Bilanz des russischen Bolschewismus. Auf Grund authentischer Quellen dargestellt . . . . 2.50 Mark

Gawronskys Buch muß als das interessanteste und beste bezeichnet werden, das über den russischen Bolschewismus bisher geschrieben worden ist.

KARL KAUTSKY

Demokratie oder Diktatur . 2 Mark

Kautskys Schrift ist berufen, der Katechismus aller wahrhaften und ehrlichen Sozialisten zu werden und ist zugleich eine Werbeschrift für die wirklichen Ziele der deutschen Republik.

Sozialisierung der Landwirtschaft . . . . . 6 Mark

Als Einführung und zur Orientierung über alle Fragen der Entwicklung der Landwirtschaft, der Brotfrage im weitesten Sinne des Wortes, ist Kautskys Schrift das geeignetste Buch der wissenschaftlichen Literatur, ohne große Fachkenntnisse vorauszusetzen.

LUDWIG BAUER

Der Kampf um den Frieden . 6 Mark

Eine Zusammenstellung von Leitartikeln aus der Baseler Nationalzeitung, hingeworfen von der Feder eines sehr guten Stilisten, geschrieben unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse.

RICHARD SEIDEL

Klassenarmee u. Volkswehr. 3.50 M.

Seidels Buch ist eine Programmschrift zur Errichtung einer demokratischen Volkswehr im Gegensatz zum alten Militarismus und zum neuen Freiwilligensystem.

VÖLKERRECHT UND VÖLKERPOLITIK

Wesen, Fragen und Zukunft des Völkerrechts, gemeinverständlich erläutert von Eduard Bernstein. 8 Mark

GEORG ENGELBERT GRAF

Die Landkarte Europas gestern und morgen . . . . . 10 Mark

Eine politische und Wirtschaftsgeographie, neuartig im Aufbau und in der Methode, angewandt auf die Geschichte unserer Zeit, auf die brennendsten Fragen d. Gegenwart u. Zukunft.

Verlegt bei Paul Cassirer in Berlin W 10

In allen Buchhandlungen erhältlich.

DER TAUSENDSIEGER

Der Wagenlenker Maro, Spanier, Tausendsieger der Roten, dem die Römer dreihundert Bildsäulen, fünf aus vergoldetem Erz, errichtet hatten, wurde gegen Morgen durch brausende Stimmen aus dem qualvollen Schlafe geweckt. Er drehte sich mit gekreuzten Armen auf dem Ruhebett taumelnd ins Helle.

Traum und Wirklichkeit flossen in finsteren Wogen über ihn weg. Er sprach vor sich hin: „Der Bruder ist tot. Es ist schon zu spät."

So sah er auf, mit bleiernen Lidern. Ein dunkler Riese streckte beschwörend den ungeheuren Arm bis zur Decke. Der mächtige Leib schwankte tönend auf Maro zu. Das Gesicht war ein fahler Fleck. Ein grauer Schein vom Meer fiel durch das Fenster und stand als ein Saum von Licht um die wehende Masse. Auf der Marmorwand zitterte Glanz. Der gewaltige Körper schwebte und tobte. Aus seiner Stierbrust blies Sturm und Zorn. Maro rührte sich nicht. Was wollte der Gott? Er war bereit. Keiner mußte ihn rufen. Er löste die Arme, spreizte die Finger und winkte verächtlich. Eine andere Angst umwirbelte ihn plötzlich und verschmolz mit dem Gespenst. Traven!

Der Dämon war von den käuflichen Priestern gezeugt, im Bund mit seinem Gegner Traven! Er war durchs Fenster gezaubert, um ihm die Augen zu trüben, um ihm den kleinen Finger der Zügelfaust zu lähmen! Er wollte Gift auf ihn blasen! Im Stroh war gestern gesprenkelter Kot von verhexten Pferden gewesen!

In Maro stand das Blut auf. Er wurde wach, seine Ohnmacht war fort, und er brüllte: „Morgen fahre ich Traven in die Flanke!" In diesem Augenblick barst der Riese zusammen; nur ein Arm wuchs noch aus, schwang einen dicken Klumpen von Faust und in der Faust etwas Langes und Flatterndes, das über alle Wände sauste. Und jetzt schleuderte sich Maro empor. Die Peitsche, seine Peitsche! Er sprang auf das Bett und griff nach dem Arm. Er griff aber nur in leere Luft, in Schatten, die vor seinen Augen zerfielen. Am Fenster hatte sich der Vorhang von den Ringen gerissen. Der Wind stellte ihn wie ein steifes Segel wagrecht ins Zimmer. Morgenlicht strömte blaß ein.

Niemand war da.

An der Decke hatte sich in den Balken ein langer entblätterter Lorbeerzweig verfangen und schlug wie eine harte Schnur auf das Holz. Durch das Gemach stießen die Streiche der wilden Luft. Er war allein. Maro fühlte den Wind auf der nassen Haut. Er trat zum Fenster, packte den Vorhang. In dem halbdunkeln Garten knarrten die Palmen, die Bäume waren geneigt und verstürmt, zischend sprang das Brunnenwasser über die Terrassen, die Statuen schimmerten feucht aus verwühlten Zweigen. Tief

unten warf sich die See auf die Klippen, spie Schaum auf den Strand, stieg in die Felsen und sank atemlos zurück. Fernes Meer lag grün und leichenstill. Der Himmel war weiß, in einem reinen Nebel. Nur über den Klippen hing schwärzlich ein Wolkenstreifen und ringelte sich wie ein Strick. Maro stand kalt und gelähmt. Der Strick versank, durch den Wind in Stücke gerissen, hinter dem Uferwald, wo die Baumkronen schon deutlich aus dem Grau tauchten.

Die Dämmerung löste sich schnell auf, der Morgen brach ein: Die Zeit war gekommen. Maro schlug auf eine Blechtrommel; ein Knäuel funkelnder Leiber fiel durch die Türe. Die Äthiopier hatten in der Halle auf Fellen geschlafen. Sie sprangen, eine Hundemeute, gutmütig und schlaftrunken, um ihn her. Andere als diese Schwarzen ließ er nicht um sich sein. Er mißtraute den Griechen und sah mit feindseligem Argwohn auf einheimische Diener. Aber für das schwarze Rudel, alle zehn, hatte er in Alexandria auf dem Sklavenschiff sofort eine goldene Armspange hingeworfen. Niemand verstand die Sprache der Neger. Sie redeten nur wenige menschliche Töne, besaßen nichts als ein geflochtenes Schurzfell und einen hölzernen Klotz, einen Kopf, einen zottigen Götzen mit Hörnern, vor dem sie am Abend leise summten. Für den Dienst hatte er sie so sanft abgerichtet wie die Pferde. Aber vor den Pferden hatten sie voraus, daß er mit Mundwinkeln und Augenwimpern zu ihnen sprechen konnte. Für sein Gesicht waren die Gäule gleichgültig. Die Neger errieten jede Bewegung. Sie huschten jetzt auf nackten Füßen durch die Halle, blickten beunruhigt und atmeten knurrend aus den wolligen Bärten. Der Herr war ausgesogen und traurig. Er tauchte im Bad kaum ins Wasser hinein; die Salben wollten nicht schäumen. Als sie ihn kneteten, wurde die Haut nicht rot. Der Herr war gewiß in Gefahr.

Es floß in alle hinein; sie sahen grimmig im Hause umher, ob nicht jemand niederzuschlagen wäre. Ihrer vier zogen rote Wollhemden und Leinenschärpen an. Sie stellten die silberbeschlagene Sänfte vor den Eingang, brachten Purpurkissen und das Staubnetz mit den seidenen Quasten. Die Sonne stieg mit Milchschleiern aus dem Meere, und beglänzte die Palmen, das hellblaue Haus und den Weinberg, der steil von der Küstenhöhe zum Strand fiel. Die Neger fror in der dünnen Sonne. Sie strampelten erwartungsvoll, als ob sie sich für den Lauf nach der Stadt einüben wollten, im Takt mit den gleißenden Beinen, bis Xirter, der Hausmeister, aus dem Stall drei gesattelte Pferde am Zügel heranführte. Er sprach beschäftigt mit einem gelbhaarigen Burschen, der nach Sonnenuntergang an die Türe geschlagen hatte und in der Villa nächtigen durfte, wenn er auch gleich so schmutzig aussah, als sei er auf dem Bauche kriechend gereist. Er schnallte gerade einen frischgefüllten Weinschlauch fest.

Xirter erblickte die Sänftenträger, unterbrach sich und sagte: „Es ist nichts." Sie schüttelten sofort die Kissen zusammen und schlichen mit der Sänfte hinein. Bald darauf wurden die Bronzeflügel zurückgerissen. Maro kam in einem Reitgewand über die Stufen herab, alle Sklaven kugelten hinter ihm her. Xirter und der Gelbe saßen sofort auf. Gur, der älteste Sklave, nahm dem Hausmeister das ledige Pferd ab. Es machte den Rücken rund, schlug in Wirbeln wie ein Bock nach hinten. Maro schritt unbeteiligt auf die Gartenmauer zu. Einmal blieb er erinnernd stehen, sah nach dem Haus zurück, zu dem Stall aus braunroten Quadern hinüber, in dem die Hunde winselten, und mit einem Ruck hinunter aufs Meer, das sich klatschend unter dem freien Himmel regte. Dann ging er auf das Pferd zu, fuhr mit einem Strich über den Hals und war oben. Die Schwarzen warfen sich zum Abschied in den Staub und flehten ihn fragend an. Er nickte und wies mit der Hand ins Land hinein. Das hieß: Ihr kommt nach. Sie freuten sich, hopsten auf und begleiteten die Reiter mit Radschlagen bis zur Wendung der Straße. Der fremde Bursche blinzelte ihnen zu, trieb sein Pferd vor und setzte es gleich in Galopp. Er mußte, das sahen die Schwarzen noch, als Führer vorausreiten. Er hielt sich schlecht, saß mit vorgestrecktem Kopf vornüber. Er ritt spähend neben der gepflasterten Straße hin, die ohne Biegung, gewaltsam und ungebrochen über Hügel und Schluchten in die Campagna stürzte, ein Schnitt durch die Berge. Der Führer lenkte ab; sie setzten seitwärts über Sträucher und schaukelten auf dem Rücken der Gäule in die Wildnis hinein.

Sie kamen schnell voran; es wurde heiß. Der Bursche jagte bergauf und hinunter. Naß und schwarz wurden die Pferde in ihrem Schweiß, selbst von den Mähnen troff Wasser. Sie hatten schon zehn Straßen überquert, waren durch Bäche gewatet, hatten sich durch Gehölz gezwängt. Trotzdem schlugen die Tiere im Klettern mit unverbrauchter Kraft ihre Hufe in die Erde, sie rutschten fast flach bergan. Ihre Bäuche, dampfende Kessel, streiften das Gras. Ein Ast riß Maros Pferd an der Brust. Dunkles Blut verteilte sich in den Haaren und floß über die Vorderbeine. Als die Gäule auf der letzten Höhe gesicherten Boden fühlten, hielten sie zitternd still. Maro sah rote Tropfen fallen; er sprang über den Hals, riß Blätter aus und rieb die Wunde. Die anderen stiegen sofort ab.

Der Gelbhaarige lockerte am Sattel den Weinschlauch, goß sich in die hohle Hand, trank und leckte die blauroten Finger. Mit einem Blick auf die gierigen Grimassen sagte Xirter aufgeregt zu Maro: „Der Kerl führt uns irr, damit es länger dauert." Und knirschend: „Ich will ihm!" Maro hatte die Arme voll blutiger Flecken; das Pferd, lose am Riemen, spürte mit blasenden Nüstern nach Wasser und steckte das Maul zwischen Geißblätter; er hockte wie angewachsen auf einem Stein. Er horchte aber auf,

als der Bursche, von Xirter angeherrscht, beteuerte, daß sie nur noch eine Stunde hätten. „Dann sind wir am Zaun." Und er trat ausschauend mit dem Gaul zwischen abgestorbene Zedern am Hang und deutete ins Weite. Das Tal, graugrün und kahl, floh zwischen Sandstürzen und Schieferwänden dahin und buchtete sich in der Tiefe zwischen gebuckelten Bergen breit aus. Der Himmel war dunkelblau darüber, die Sonne fiel prall ein. Im Hintergrund flossen schiefe Äcker.

„Das gehört dazu. Da pflanzen sie Rüben. Es wächst sonst nichts. Die Mühle ist unten." Xirter hob die Faust: „Schwätzer!" Der Bursche knickte zusammen; er klopfte, sich verwahrend, die Brust. Er rief scharf und frech: „Wenn ihr umkehren wollt! — Aber deines Herrn Bruder geht, so wahr ich lebe, bei uns an der Kette im Kreis und treibt den Stein. Er ist es! Er kam vor zwanzig Tagen mit Meuterern aus Afrika. Mein Verwalter ist klug. Einen spanischen Dolmetscher hat er kommen lassen. Deines Herrn Bruder spricht nicht gern. Er hustet nur, daß die andern schimpfen. Aber dem Spanier hat er alles gesagt. So ist es! Wir kommen rückwärts hinein, am kleinen Wachtturm vorbei. Die Soldaten kennen den berühmten Maro!" Mit dem Rücken zu ihnen, sie sollten nichts von seinem Gesicht sehen, schrie Maro: „Auf! Fort!" Er stieß, ganz für sich, abgebrochene Worte aus; er warf sich als Erster den Hang hinunter. Das Tier raste aufgehauen davon; es stürzte nur darum nicht kopfüber bergab, weil es Maro mit seinen Schenkeln eisern einklammerte, unablässig sein Gewicht hin- und herwarf, und den Körper flach zurückbog, so daß Maros Kopf fabelhaft über dem Pferdeschweif schwebte. Xirter sauste nach. Der Bote hing verbissen dem Gaul am Hals, der in derselben Eile die gleichen Sprünge tat. Er fluchte den verrückten Spaniern: „Eine Narretei mit solchen Reitern!" Ein Regen von Steinen schüttete sich herab, flog Xirter um die Ohren und prasselte auf Maros Pferd. Maro kümmerte sich nicht. Mit einem letzten Sprung war er jäh auf dem Talboden, hielt keinen Augenblick und galoppierte im Zickzack weiter. Überall war Sumpf. Die Gäule kreisten um rostbraune Tümpel und stapften schleudernd durch hohe Dornbüsche. Eine zitternde Säule, war Maro aufrecht im Sattel. Sein Gewand hatte sich verschoben; er ritt halbnackt dahin. Der Bote, der sich nah zu ihm hielt, glotzte. „Das ist kein Mensch." Der Arm war wie ein Scheit. Maros Körper war ein Geflecht von Sehnen und ganz von Narben zerschnitten, am Hals die Haut war in harten Falten über die Knochen gespannt. Maros dunstige Augen hingen an einem Pinienkamm, hinter dem ein Umriß von Turmzacken aufging. Er sprengte bald durch die Bäume. Aus Rübenäckern reckten zerzauste Frauen erschreckt die Köpfe, riefen und schlugen die Hände zusammen. Der Turm und eine Wand aus spitzen Pfählen sperrten die Aussicht. Eng gereiht waren die Pfähle, ein Messer neben dem andern; ein Licht-

streifen zwischen jedem, viel schmäler als eine Hand. Maros Blick zuckte greifend nach dem, was hinter den Pfählen war. Er unterschied eine Flucht von ungewohnt runden Dächern und eine Wasserleitung auf gemauerten Trägern. Geräusch drang heraus, ein kratzendes Schwirren, steigend und fallend. Maro sagte: „Die Mahlsteine." Und sie waren schon auf seine Brust gewälzt; er hörte Tappen der Strafarbeiter, sah sie Triebstangen vor sich herstoßen. Er bebte. Er ritt mit verdunkeltem Gesicht auf den Turm. Eine Rotte Soldaten mit Lanzen stürzte vor. Sie mußten ihn erwartet haben. Sie schwangen Speere und warfen begrüßend die Arme in die Luft. Es waren magere Leute mit schmierigen Helmen und ausgebrauchten Lederstücken. Sie strahlten und schrien in Salven: „Maro! Der Tausendsieger Maro!" Ein pockennarbiger Legionär in ihrer Mitte schrie am lautesten. Er hatte sich auf einen Stein gestellt und schwang ein rundes Gipsbild: Maros kahlen Kopf mit der überhängenden Nase. Über der roten Stirnbinde saß goldgelb der Lorbeerkranz. Fremd und sinnlos klang das Geschrei an dem trostlosen Ort. Für einen Augenblick aber krümmte Maro gewohnheitsmäßig den Mund. Es war fast ein Lächeln. Und er hob ihnen, wie beim Beifall in der Rennbahn, dankend und gewohnt, den Arm entgegen. Dann sprangen alle vom Pferd. Aus dem Turm drängte ein dicker Römer in weißem Umhang, die Füße in glänzenden Schnürstiefeln. Er neigte sich, plump und gemästet, zeigte Maro sein gekräuseltes Haar und schaute unter einer Flut von sanft erklärenden Worten teilnahmsvoll auf. Schließlich sagte er: „Seit heute ist dein Bruder in meinem Haus. Wäre er nicht so eigensinnig gewesen — könnte alles anders sein." Drinnen mußten sie bis an das andere Ende gehen. Der Verwalter schritt schnell. Seine Beine schlugen wie Pflöcke auf die Erde. Er redete mit flatternden Händen auf Maro ein. Geführt, ohne nach rechts und links zu sehen, trat der Wagenlenker hinter ihm her. Er hatte noch die Wellen von dem tobenden Ritt im Leibe. Sein Blut hob und senkte sich in der Gangart des Pferdes. Der Boden unter ihm wölbte sich schwankend; Maro war dumpf wie nach fünfzig Kurven der Rennbahn. Beängstigt wartete der Verwalter auf Antwort. Nichts kam zurück. Er schwätzte zu; Maro war ohne Sprache. Der Verwalter begann sich zu fürchten. Sein Kopf wurde dunkelrot, er schritt immer schneller zu. Er hatte sich vorher zurechtgelegt, wie er den Wagenlenker vorbereiten wollte. Es ging nicht. Er sah mit einem schiefen Blick zur Seite: Solche ausgekühlten und dürren Menschen waren gewalttätig. Nachträgliches Bedenken fiel über ihn her. Dünnes Kreischen aus den Mühlen war unaufhörlich um sie. In zwei Reihen steckten die Mühlen mit einem Hals von schwammigem Tuffstein im Boden und trugen einen seltsamen Kuppelkopf aus gebogenen Brettern, auf denen Dachluken wie tote Augen klafften. Türladen, hoch über dem Boden, waren aufgeschlagen;

hinter den vergitterten Mäulern war das heulende Dunkel; Leiterbrücken, in Riemen hängend, führten hinauf. Wächter mit Hörnern und Knuten strichen faulenzend um die Käfige herum. Hier und da war der Lärm gesteigert. Es klang wie rasselndes Klopfen auf alten Trommeln. Aus einer Mühle, sie war außerhalb der Zeile und besonders groß, kam ein unterirdischer Gesang. Auf einer Tafel an der Mauer war eine rote Ziffer: XXVIII. Der Verwalter wies mit dem Kopf bedauernd auf die Zahl. Er entschloß sich und sagte eintönig: „Hier war er." Und als er merkte, daß Maro hinhörte: „Hier müssen sie üben. Alles muß geübt werden. Und es muß gesungen werden, damit sie richtigen Schritt lernen. Dein Bruder wollte nicht singen. Er hatte Streit mit den andern. Er spie Blut in die Mehlrinne. Es ging nicht mehr. Ich glaube, er ist auch krank." Vor Maros Auge tauchte es auf, Jahre sanken wie Wolkenwände hinab. Der Liebling, der Knabe, sprang im Gestüt schäumenden Hengsten auf den Rücken, die gierig auf die brünstigen Stuten fielen. So ließen sich auf der besonnten Weide die römischen Herren unterhalten, wenn sie die Pferdezüchter besuchten. Die Hengste schüttelten sich in Wut und Wollust, keiner konnte den Bruder abwerfen. Er schnellte unter dem Bauch der Pferde durch, hielt sich an einem Büschel der Mähne, federte gewichtlos auf die Erde zurück und wieder hinauf. Spiel und Lachen war sein Körper, die schwarzen Haare flogen ihm wie ein gefranstes Tuch um den Kopf, seine Stimme war ein heiterer Wind. „Er!" — Maro hatte in die unbewegte Luft hinausgeschrien. Der Verwalter sagte: „Die Hungersnot!" Sechzehn Stunden an der Stange seien befohlen. Man brauche das Mehl für die Kasernen in Rom. Jeden Tag fiele einer um. Während er Maro in sein Haus führte, fand er, er hätte sich nicht in das Geschäft einlassen sollen.

Der Verwalter hatte den Bruder auf ein Bett in der Sklavenkammer tragen lassen. Kopf und Glieder lagen noch, wie sie auf die Streu gefallen waren, hingeworfen und vernunftlos. Aber die Hände waren zwei geschlossene Fäuste, vom Gesicht stießen heiße Wellen auf, der starrende Bart zitterte um den Mund. Der Kranke sprach ohne Unterlaß; zischend, verächtlich, leise. Maro faßte die Hände, sie waren voll Schweiß und Kettenrost. „Ich bin bei dir! Ich! Maro!" Die Fäuste gingen nicht auf, nur ein Riß flog durch den geschlagenen Körper. „Ich bin Maro!" Ein furchtsamer Blick stieg auf, aus lichtscheuen Augen. Dann fiel es mit einmal hell auf ihn, er öffnete weit den Mund und sagte laut und angestrengt: „Deine Stimme!" So erkannten sie sich. Der Wagenlenker strich blind über die eingeschrumpften Arme, über das dünne Haar und den zerbeulten Schädel. Blut floß dem Kranken in die Wangengruben. Nach der Wand gekehrt, in Scham und Verzweiflung, bewegte er abermals die Lippen. Maro schüttelte den Kopf: „Sei still! Nicht jetzt!" Aber der Bruder war schon

wieder in seiner Finsternis. Worte wuchsen aus ihm empor und waren kraftlose Bisse und Stiche. Maro hielt hin und hörte. Er war durch einen frechen Spruch als Verbrecher geschändet worden. Es war auf dem Gestüt gewesen. Ein alter römischer Einnehmer züchtigte ihn mit dem Stecken, weil er ein saugendes Füllen schützte, das der Alte heimlich verkaufen wollte. Er wehrte sich gegen den Einnehmer nur mit der Faust. Aber der Römer brach, vom Schlag getroffen, tot nieder. So war er Mörder, mußte fliehen. „Wohin? Überall die Römer!" In Afrika ließ er sich anwerben. Sie richteten ihn ab. Er war ein reitendes Tier. Er jagte ungezähmte Stämme am Rand der Kolonie. Der glühende Sand fraß seinen Leib, fraß sein Blut. Aber er gehorchte, immer triefend vor Angst, ausgespäht und hingerichtet zu werden. „Die drei Jahre! Da!" Er legte auf der Brust Finger zwischen die Rippen. Der Hauptmann sah ihn, wie er das Fangseil spielend und geschickt um ein lediges Pferd warf. Seitdem mußte er mit dem Lasso die goldbraunen nackten Menschen anspringen, die aus dem Busch mit dem Bogen schossen. Er fing sie paarweise, schleppte sie über die Sandgebirge lebend hinter sich her. In der Meerstadt hob der Prinz, der Feldherr der Küste, im Kreise der Fresser und Offiziere vergnügt den finnigen Kopf und lachte faul hin. Die Wilden wurden läppisch herausgeputzt und auf Schiffen nach Rom verladen. Er lernte andere an. Als sie an Tausend eingebracht hatten, hing ihm der Prinz eine kupferne Medaille um. Er führte schon einen Reiterschwarm an, durfte einen Schuppenpanzer aus gelbem Metall tragen. Die Medaille wurde in der Mitte aufgenäht. Er wurde begehrt und sehenswert. In der Stadt waren Tänzerinnen hinter ihm her, aus den Teppichbasaren und Garküchen wurde mit Fingern nach ihm gezeigt. Man lachte, als ein römischer Schauspieler kam, der vor allen Tempeln feierlich deklamierte, der Prinz sei der Überwinder eines mächtigen und gefährlichen Volkes.

„Das arme dunkle Vieh!"

Aber die Wilden führten jetzt einen langen prunkvollen Namen; niemand hatte ihn jemals an der Küste gehört, keiner konnte ihn merken. Und ihr Name wurde dem Prinzen als Ehrentitel verliehen und auch in das neue Triumphtor gemeißelt, das bald darauf auf dem Marktplatze enthüllt wurde. Im Torbogen war das Bild des Prinzen zu Pferd: er ritt unter der Siegespalme, hinter sich eine schleichende Schar, die gefesselten Wilden. Die Hafenleute und Händler standen spottend, auf die Triumphpforte wurden boshafte Witze geschmiert. Lächerlich wurde der Prinz. Da verbot man den Reitern die Stadt, sperrte sie in die Wüste hinaus. Galle trat ihnen in die Gesichter. Und plötzlich wurden sie mit ihren Pferden und Weibern eingeholt, zur Nachtzeit im Hafen auf vollbesetzte Segler verteilt und nach Asien eingeschifft. Der Kranke rührte sich höher, die bläuliche Faust fuhr aus, mit rasender Gewalt.

„Auf dem Schiff! Der Präfekt! Ich — bei den Pferden; hör' schreien, mein braunes Weib. Ich hinauf; er zerrt sie, sie will nicht, hält sich am Vorhang. Ich reiß' sie weg, in Fetzen das Zelt, bin ihm auf dem Hals. Die Meinen zu mir! Nur zwanzig! Er schreit hundert Lanzen über uns her. Sie binden mich an. Er packt an der Brust das kupferne Stück, schmeißt es ins Wasser. Das Weib — vor mir! — bloß, in einem Netz, hängen sie hinunter, ins Meer, immer auf und ab."

Er schlug gedreht auf das Lager zurück.

Er grub sich unter Verwünschungen ein. Maro nahm ihn. Er atmete schwer, der Leib war kalt; die Augen waren geschlossen. Er umschmiegte ihn rufend, mit warmem Arm. „Deine Augen! Dein Haar! Dein Gesicht! Dein Blut!" Ihr Hauch berührte sich. In dem lahmen Gesicht brach etwas aus. Der Bruder runzelte die Stirne und wollte sich von ihm lösen. Maro nahm ihn noch fester: „Ich bin bei dir!" Der Bruder verzog höhnend den Mund: „Du?" „Wir sind eins!" Ohne Wort schaute Maro, bitter und verbraucht, den Kranken an. Und ihr Elend vermischte sich, sie sahen sich beide. Erblickend fühlte der Kranke: „Du bist alt wie der Vater." Dann: „Bruder — du!" Nochmals loderte er auf. Ein rachsüchtiger Schrei, eine verlöschende Flamme: „Sie würgen, sie schlingen uns alle!" So wurde er schlaff und sank hin. Der Wagenlenker beugte sich lange herab. In die Ohnmacht ging als Trost ein, wie ihn der Bruder behütend umfing. Er spürte den Druck guter Arme. Und in den erschöpften Augen blieb Maro: Er glänzte bleich. Aber er stand ihm verbunden, sie gehörten zusammen, er war in dem Bruder.

Der Verwalter stellte sich vor der Kammer von einem Bein auf das andere. Horchen wollte er. Aber Furcht war bei ihm, und er konnte sie nicht bestimmen. Was war ein Sträfling? Er nahm sie wie Säcke und Esel. Sie fielen vom Fleisch, eines Morgens lagen sie tot neben der Stange. Der eine war wie alle. Nur brachte er Geld, einen Regen von Geld. Unerhörtes Glück nahte in Wellen: Ruhe in einem Landhaus im Sabinergebirge; eine syrische Sklavin für das Bett; Befreiung vom Dienst. Viel auf einmal. Er lauschte angestrengt, verstand kein Wort. Wenn sie sich alle getäuscht hätten? Unmöglich. Sie sprachen beide. Kein Zweifel, sie hatten sich erkannt. Alles war richtig. Ein erschütterndes Stöhnen im Ohr schlich der Verwalter davon. „Wenn er nur nicht zu früh stirbt!" — — Hinter der Küche lehnte der Brite Rusas, der Wucherer der roten Rennfahrer, mit ungeduldigen Kinnladen an einer Mauer. Sein Wanderstab, er war zu geizig, um sich tragen zu lassen, stak in einem Kehrichthaufen. Er war, um vor den Spaniern sicher zu sein, durch das Bogenfenster in den Misthof geklettert. Die raunenden Sklaven hatte man schon am Morgen auf die Felder geschickt. Der Verwalter zog den Deckel auf, nickte Rusas bestätigend zu; er wollte durch die

Öffnung mit ihm reden. Er mußte sich die Nase zuhalten vor dem Abfallgeruch. Aber Rusas bestand darauf, daß er herausstieg, und er zwängte sich durch. Der Wucherer zog eine Wachstafel aus dem Gürtel und las wispernd einige Zahlen ab. Schließlich, ganz nah zu dem Kopf des Verwalters, dem die weißgelben Bartfäden über den Hals wischten, selbstverständlich und gelassen: „Also hunderttausend Drachmen!" „So viel!" „Willst du die Wurst statt der Sau? Tausend gehen für Trinkgelder ab, hierherum und drunten; ein ganzes Drittel für den mit dem Reiherbusch. Der Porsa hat den Cäsar selbst im Sack. Der Porsa ist ein Präfekt! Er hält beide Ohren zu, und wenn das Prätorianerforum vollsteht mit Angebern. Der Porsa baut; auf dem Aventin. Für seine kleinen Flötenbläserinnen ein eigenes Bad! Er braucht Geld. Er hält Wort. — Und ein Drittel für mich." „Ist er so reich?" „Was geht's dich an? Ich leg's ihm vor. Morgen holt er mit meinen Schimmeln Fünfzigtausend heraus." Der Verwalter blies in die Luft: „Aber der Cäsar und die Prätorianer sind für die Grünen?" „Geld ist rot und grün." „Und wenn Maro nicht will?" „Du kennst ihn nicht. Seit drei Jahren hat er die halbe Welt nach dem Halunken absuchen lassen. Seinen Schädel noch würde er kaufen. Die Hände ließe er sich eher abhacken." Und der Wucherer streckte die Hand vor und schlug zur Bekräftigung auf dem Arm. Er war mit grünen Schlangen, geringelt und eigroß, bis zum Ellbogen tätowiert. Der Verwalter erschrak. „Ist es wahr, daß du zaubern kannst? Man sagt, Maro war früher ein Pferd. Drum spricht er so wenig." Der Wucherer steckte unwirsch die Tafel ein, drehte den Römer an der Schulter zur Mauer, half ihm hinauf und schob ihn durch das Loch. „Mit Xirter mach' alles ab!" — — Aber Xirter weigerte sich lange. Er blickte mißtrauisch und hielt sich in einem gemessenen Abstand, sie standen im Lichthof und stritten. Jeder war eine Wand. Verbindlich riet der Verwalter: „So möge dein Herr selber zu Porsa gehen! Er ist die höchste Instanz. Es ist gegen jedes Gesetz, und so lange ich weiß, nur zweimal in aller Heimlichkeit vorgekommen. Ich muß hoch hinauf." Er zeichnete Stufen in die Luft und rieb jedesmal Daumen und Zeigefinger. Der weiße Umhang hing rußig um den Bauch. Lammgedärm und Gemüse war an den Stiefeln. „Nochmals: hunderttausend Drachmen!" Ein schleifender Schritt klang auf den Steinfliesen. Maro, geblendet vom Licht, trat ihnen mit vorgehaltenem Arm entgegen. Er wankte; er stieß sich vorwärts, tappte sich mit einer Hand die Holzsäulen entlang. Er ließ den Arm sinken und sah um sich. Es war das Gesicht eines weibischen Greises; Wahnsinniges, Undeutbares schlug aus einer Tiefe durch Stirn, Augen und Mund. Der Römer wich. Xirter sprang zu. „Was ist dir?" Maro deutete nach den Bergen: „Nichts! Bring ihn mir!" Xirter kannte die Stimme nicht mehr. Unter der Türe beugte sich der Wagenlenker auf. Er reckte den Kopf. Sein Pferd hatte gewiehert.

Es stand ausgeruht vor dem Hause, scharrte und wandte den Hals. Der Verwalter wollte nachstürzen, noch etwas sagen. Aber Maro war schon durch das vordere Tor und in Wolken von Staub auf der Straße nach der Stadt. Das Gewand wehte in Fetzen über den Rücken des Pferdes. Die Wachen sahen ihm nach und redeten heftig durcheinander. Der Verwalter atmete auf und hatte doch eine Sorge im Genick. Im Hause schlug Xirter endlich in seine Rechte. Das Geschäft war gemacht. Xirter ordnete alles an. Der Verwalter überließ für die Reise des Kranken nach Maros Landsitz alles, was Xirter verlangte, das Hausgesinde und selbst die amtliche Sänfte, die zur Mühle gehörte. Als der Bruder mit aufgerissenen Augen, aber doch blicklos, in den Tüchern lag und die Träger schon aufheben wollten, rüttelte der Verwalter plötzlich am Sänftendach. Das Zeichen der dritten prätorianischen Legion, von der die Mühle betrieben wurde! Er wollte es in einem Anfall von Gewissenhaftigkeit entfernen. Er kam aber nicht zustande. Xirter riß es heraus und warf ihm den Erzdraht mit dem Eber, Adler und Löwen vor die Füße. Er klirrte wie dicke Münze. Sie zogen. Wegen der großen Hitze ordnete der Verwalter mitten am Tag eine allgemeine halbstündige Arbeitspause an. Allen Sträflingen wurden Krüge mit gesäuertem Wasser gereicht.

„Was tat ich, daß ihr mich weckt, um euch zu erkennen? Ich habe euer Bild nie geliebt. Gold, Silber und Lorbeer schenkt ihr! Ich habe euch nie geliebt. Ich liebe, die nicht sprechen können, die nicht schlau und nicht gierig sind, die nur Atem und Sonne wollen! Ich war in den Augen von Pferden und Hunden. Ich kam aus der Erde und war mit dem Tier. Ihr habt mich genommen, ihr habt mich geschlagen, ihr habt mich von Mauer zu Mauer gehetzt. Größer und größer sind meine Städte geworden. Lohn habt ihr regnen lassen in meine dürren Hände, den Lohn euch zum Raub! Aber ich durfte in Rausch und Blindheit an euch vorbeigehen und sein in den milden Augen der Tiere.

Mein Fleisch ist zerrissen, meine Arme sind tote Äste, mein Haar ist licht. Schweiß hat mich aufgefressen, euch zur Lust! Ihr habt gebrüllt, und ich habe lächeln gelernt! Traurig bin ich in eure Welt gefallen! Aber ich war euch fern, auch wenn ihr tausendfach um mich waret! — — Was rührt ihr an mir! Was rückt ihr vor meine Stirne! Was öffnet ihr mein Gesicht! Furchtbar weit wird mein Gesicht werden! Hütet euch! — — Entsetzen ist bei mir angekommen! Mein Tag ist aus! Ich ertrage den Tag nicht mehr! Was soll ich tun?“ — — — Maro hatte sich in Erde gekrallt. Die Stimmen schwiegen. Er hob sich auf. Schräger Baumschatten hielt auf einsamem Feld seinen Blick fest. Auf dem abendbleichen Gras wurde schwarze Gestalt lebendig. Ein Körper und eine wehende Geißel. Er sprang auf sein Pferd. In der Ferne stieg Rom auf.

Die Nacht drückte schwül, am Himmelsrand waren kleine Wolkenfahnen. Unter Maros Haus am Fuße des Aventins sammelten sich schon in der Dämmerung Gassenweiber mit Glasketten und hageres Gesindel. Sie sahen nichts, keine Türe war auf, Maro zeigte sich nicht. Es hieß, er sei spät in der Nacht in den Ställen gewesen und unkenntlich verhüllt mit einem einzigen Laternenträger zurückgekehrt. Man wußte nichts Sicheres. Bei Tagesanbruch warf einer von Maros Schwarzen schimpfend eine Hundeleiche über die Gartenmauer. Sonst geschah nichts. Die vergaffte Menge hielt aus und versperrte die halbe Straße, die, tief und eng zwischen Gärten, hinaus auf den Zirkusplatz führte. Weiter oben die Flachdächer der Aventinpaläste lagen noch kühl und müßig in verschwendeten Palmen; aus einem Park mit niedergelegten Bäumen ragten die Gerüste vom Neubau des Porsa. Unten, um die Schenken in den Zirkusbögen, drehte sich im Frühlicht ein schwankender Menschengürtel. Die Schenken dampften, auch im Freien wurde getrunken. Niemand hatte in den Außenquartieren geschlafen. Sie waren längst leer. Alle wollten rechtzeitig dabei sein. Die meisten hatten sich Binsenmatten mitgebracht und auf dem glühenden Pflaster genächtigt. In den Baracken mußten die Fremden zwanzig Drachmen für ein Strohbett bezahlen. Ein Heuschreckenschwarm fiel auf die Stadt, es gab keine Polizei, alle Tore waren offen. In der Dunkelheit goß sich die Rotte der barfüßigen Bettler mit Geplärr und Zank über Rom hin. Sie waren aus ihren Nestern unter der großen Wasserleitung aufgebrochen, sie führten besessene Juden mit sich, schwangen klagend ihre Mäntel, und verteilten sich überall. Sie prügelten sich für Maro. „Maro, der Tausendsieger, ist mager und arm! Er hat eine Glatze! Traven ist satt und reich! Er trägt einen Lockenschopf! Maro war ein braver Pferdezüchter, und Traven ein frecher Prätorianer!“ Sie heulten es als Lied und streuten überall aus, daß Maro nach seinem Siege Brot verschenken würde. Sie waren murrender Hunger, schäumende Blasen auf einem dunklen Wasser. In der Via Lata reihten sich die Reisewagen und standen ratlos mit Bespannung und Vorreitern die geschlossenen Häuser entlang. Die Bettler krochen zwischen Pferdebeinen und Rädern durch. Wo die Zeltbahnen hochgerollt waren, hielten sie wimmernd die Arme hoch. Niemand gab ihnen. In den Wagen waren Frauen; sie saßen aufrecht in ihrer getürmten Festfrisur auf den Kissen und glotzten, fahle Wachsmasken, aus schillernder Florseide und farbigen Gehängen übernächtig in den Morgen hinaus. Plötzlich war Tag, die Luft war sofort heiß. Über trüben Wolken stand die Sonne wie seit Wochen verbrennend und nieder am Himmel. Die überfüllten Straßen wurden Ströme. Auf den Tiberbrücken hieben die Sänftenläufer mit Stöcken blind in die hausierenden Fischer und Bauern. Alles staute sich. Weiber wurden über die Brücke gedrückt und

platschten ins Wasser. Es war nicht vorwärtszukommen. Das Landvolk floh zurück; es lagerte sich mit Karren und Kindern abseits in den verlassenen Säulenkolonnaden und auf den Prunkplätzen; nur vom Stadtforum wurden sie verjagt. Die Bauern verzichteten auf das Rennen und hingen die gewürfelten Jacken und die Strohhüte über die Köpfe der Hermen. Was war ihnen der Traven, der Maro und der Cäsar? Sie machten zu Füßen der Statuen Feuer an und brieten Maiskuchen. Die Meerfische wurden auf den Rost gelegt und mit Öl begossen. Die Fischer hatten nicht schlecht gerechnet. Die Hungrigen drängten zu, die Preise stiegen unerhört. Man riß die Fische, halbgar und im rosigen Blut, von der Glut weg. Und bald darauf warfen Tuchwalker und Färber, empört über die Gewinnsucht und wütend, daß entgegen jeder Verordnung die Bäcker ihre Buden geschlossen hielten, den Bauern Steine ins Feuer. So platzte das erste Geschwür. Sie fielen übereinander her. Breiiger Mais, zerfetzte Fischleiber und Kohlen spritzten hoch; mit befleckten Steingesichtern starrte die Runde der Philosophen und Feldherrn um den Säulenturm, auf dem der besonnte Trajan mit goldenen Armen über die Stadt grüßte. Eine Stimme rief gellend: „Seht auf! Ein Zeichen! Der heilige Cäsar brennt!" Auf der Brust der Goldgestalt funkelte ein blendender Strahlenkern. Einer höhnte: „Der göttliche Trajan soll uns Brot backen!" — Junge Burschen, verkommen vor Hunger, dürr und fiebernd, trugen den Aufruhr weiter, dem Aventin, dem Zirkus zu. — Seit Stunden fraß der Zirkus die Menschen ein; durch alle Tore strudelte Volk, schon müde vom langen Warten. Züge, auf Tausend abgezählt, füllten das gigantische Becken und waren nur Käferschwärme, die sich langsam am Marmorrand einer Riesenschüssel festsetzten. Der Boden war blitzendes Sandmeer. Er begann weiß und braunhell zu glühen. In der Bahn warf aus der Mitte der ägyptische Obelisk einen aufregenden Schatten bis zu den ersten Bänken. Er ragte, spitz und rufend, ein Nadelmast, aus dem Mauerwerk, das schmal wie ein schlankes Schiff die Bahn in Hälften teilte. Der Obelisk zog alle Augen an, weil er auf Wunsch des Cäsars grasgrün gestrichen war.

Zuerst staunte das Volk. Aber viele ärgerten sich. Das Grün blendete. Es war vielleicht Bosheit. Die Zeichen auf den Richtertürmen und Zeigerstangen waren jedenfalls nur schwer zu erkennen. Neue Menschenbäche fluteten die Tribünen hinauf. Die Bretterbänke auf den Höhen wurden schon dunkel und wuchsen schnell zu einem Ring zusammen, über den eine Flamme unruhig fegte. Da und dort sang man das Maro-Lied ab. Als die Priester und Auguren, steif und scheinheilig, mit den Götterbildern und Cäsarenköpfen aufrückten, fand man sie lächerlich. So gesunde Vollmondgesichter seien bei einer Hungersnot nicht erlaubt. Unsicher ordneten sich die weißen Mäntel zur Prozession. Die ersten Prätorianerkohorten, in prahlerischen Helmbüschen,

stellten sich rasselnd unter den Senatorenlogen auf. Sie wurden mit Pfiffen empfangen. In unbeholfener Wut schauten die Offiziere in den Sand. Der Zirkus sperrte den Rachen auf. Er wurde das Maul für die Not. Er brüllte hinauf zum Palatin und verlangte Gehör. Aber der hohe Palatin lag verödet und stumm. Unzugänglich, überladen mit Säulen, hing er breit und verwachsen über den cäsarischen Logen; kein Gewand flatterte, keine Lanzenspitze war sichtbar. Gleißend blinkte die Sonne auf ein irrsinniges Gebirge. Ausgeräumt standen die Hallen; in Lichtgärten strotzten fette Blumen. Schief und wuchernd preßten sich helle und alte Palastwände, Tempeldächer und zahllose Alleen mit beinernen Statuen; dazwischen Treppenfronten mit Stufenecken. Auf Giebelstirnen glühte Mosaik, sinnlos flimmerten schwungvolle Leiber und Malereien. Und unbegreiflich erhob sich über Marmor und Grün der letzte Gipfel; der verwegene Turm aus Ebenholz mit dem Schädeldach aus goldgeflecktem Erz. Er glänzte seidig und weich und war mit gekreuzten silbernen Stangen verziert. Schlief wirklich der Cäsar mit seinen Knaben im Turm? Man suchte, von den Bänken aus, den veilchenfarbenen Mantel. Unwirklich, ein gespiegelter Traum, starrte der Palatin in den brandenden Zirkus. Der Zirkus, nicht der Palatin, besaß die Stadt. Das Volk war eins. Hitziger Schall von den Tribünen war über Hügeln und Tiefen; er stieß in Schlagwellen durch die Tore; er stürmte die Aventinstraßen; er rüttelte an den Massen auf den Dächern. Und er wurde Rausch und Echo in den Scharen, die mit entrüsteten Armen auf dem Pflaster um sich griffen. Die Luft war voll von wilden Posaunen. Es traf alle Ohren.

Gur, der Äthiopier, schön, ein schwarzer und nackter Bacchus, rannte gehörlos durch die dichtesten Haufen, schwenkte seinen Botenstab und schob sich flink durch. Vor Maros Haus brach er mit balligen Schultern durch den Zaun der Menschen. Er kam mit Nachricht vom Bruder. In der Gasse, die er riß, hastete Rusas nach, mit Sklaven, die Geldsäcke trugen. Er schien besorgt und zupfte an seinem Bartbusch. Xirter ließ ihn nicht vor. Erst der Schwarze. Rusas wiegte anmaßend die Achseln. Auf dem Quirinal seien während der Nacht vor allen Bädern Maros Säulen besudelt worden; auf die Hermenköpfe in der innern Stadt habe man graue Wolle geklebt; betrunkene Prätorianer seien es gewesen. Eine Schmähschrift „Maro, der greise Zauberer", in sechs Schreibsälen je dreihundert Sklaven diktiert, würde vor dem Zirkus verteilt. „Weiß er?" „Er weiß es. Er kümmert sich wenig. Die Schimmel läßt er den Knechten." Xirter zuckte mit keiner Wimper. Im Haus war es still. Fern und verworren brauste die Stadt, Windstöße von Stimmen schlugen über den rollenden Springbrunnen. Hinter den Vorhängen tauchten die Neger mit weißen Augen auf und verschwanden. Auf

dem Herd war kein Feuer. Rusas fragte laut: „Wer ist tot?" Hira, die Ägypterin, hatte sich in der Nacht die Pulsadern durchschnitten. Sie fanden sie am Morgen in ihrem Gemach, Goldschmuck auf den Busenspitzen, mit duftenden Haaren, in Linnenschleiern, wie sie Maro am Abend erwartet hatte. Rusas sagte beruhigt: „Das Weib!" Er wußte, daß sie Maro nur selten berührt hatte. Xirter ließ sich nicht ein. Er sah herausfordernd an Rusas vorbei: „Das Geld!" Die Sklaven legten die Säcke hin. Ein Tisch war jetzt zwischen ihnen. Rusas zählte vor; die Goldmünzen einzeln, das Silber und Kupfer in einer geeichten Röhre. Als Xirter die Hand darauf legen wollte, wehrte Rusas ab: „Nur ihm selbst!" Er breitete Pergament und Schreibzeug hin. Ein Johlen fuhr durch die Luft. Dann klang Prasseln von Steinen und der Takt von Waffen. Selbst Rusas horchte mit offenem Mund. Aber er schickte nur zwei Sklaven und blieb bei den Säcken. Die Sklaven kamen nur bis zum Gartentor. Die Straßenschlucht herab stürzten heulende Weiberhorden. Dirnen, verlaufene Schminke im Gesicht, hatten sich auf die Torstufen geflüchtet und preßten flehend die Brüste gegen die Gitterstäbe. Eine warf atemlos einen seltsamen Fladen aus teigigem Lehm übers Gitter: „Dreckbrot! Mörtelbrot! Haben wir gebacken!" Neben ihr eine schrie begeistert und trotzig: „Mörtel vom Neubau des Porsa!" Die Sklaven riefen um Hilfe. Im Gestöber der Straße hielten Frauen erbittert die Fladen hoch. Ein tobender Schwarm überjagte sie; Handwerker, Bettler, Hungernde, alte Männer, halbnackt in den Kitteln, schleppten zerbrochene Ziegel und Stangen, Sägen und Hämmer. Sie rannten betäubt nach dem Ausgang der Straße, den ein zehnfacher Halbkreis von Prätorianern in fester Ordnung umstellte. Lautlos und bewußt standen die Kohorten gegen das Getöse. Steine flogen, krachten kraftlos an Leder und Eisen ab. Die Soldaten duckten kurz. Eine Pfeife gab Befehl, und ein scharfer Keil blinkender Schildkäfer wuchs blitzschnell vor. Er schob sofort das verzweifelte Gewühl entzwei. Er schnitt rot ein. Auch am oberen Ende der Straße war schnelle Bewegung von Helmen und Lanzen. Die Straße war umgangen. Nur noch die Jüngsten schlugen mit splitterndem Holz um sich; sie wurden mit hastigem Schwert hingeschaufelt. Es waren nur Augenblicke. — In ihrer Angst hatten die Dirnen das Gartentor eingedrückt. Es riß aus den Angeln. Aus der Pforte schossen die Neger durch die Reihe der Palmen, auf der Schwelle spähte Rusas mit vorgestrecktem Geierhals. In dem Knäuel der Weiber wurde, fast unkenntlich, der Mühlenverwalter hereingespült. Er wollte das Geld. Er war erbärmlich zerrauft, der Besatz der Toga heruntergetreten; in seiner Verwirrung vergaß er sich so, daß er klagend auf Rusas zulief. Xirter beobachtete sie. Mittenhinein trafen zwei Zirkusbeamte ein. Sie hatten zu überbringen, daß der Beginn des Wagenrennens wegen der Gewittergefahr schon auf die nächste Stunde angesetzt sei und daß sich der Cäsar schon

in der Loge gezeigt habe, weshalb die Fraktionen auf die Umzüge in der Stadt verzichten müßten.

Der Wagenlenker war aus dem Dunkel des Zimmers gesprungen; er zerrte den schnaufenden Äthiopier ins Licht. Auf dem Knie wiederholte der Schwarze die eingelernte Botschaft: Daß der Bruder noch lebe. Noch lebe. Maro preßte den Boten mit seinem harten Gesicht. Der Schwarze drehte traurig den Kopf und beugte sich nieder. Seine Stirne klopfte auf. „Bald wird der Gott bei ihm sein." Er ahmte den Kranken nach. Er gab kurzen Atem; seufzte, röchelte, verdrehte die Augen und rührte auf kindliche Art sausend die Zunge. Unterm Hals riß Maro das rote Leder auf. Schmachtendes Blut würgte ihn. Entsetzlicher als in der vergangenen Nacht kam der Sterbende auf ihn zu. Der Äthiopier schrie mit der Stimme des Bruders. Er warf sich in Krämpfen und krallte die Nägel in die Schläfen. Er rief Maros Namen. Der Bruder selbst rief ihn. Es war keuchende Wut eines furchtbaren Tieres. Der Schwarze schäumte, seine Zähne rieben sich knirschend, mit hämmernden Fäusten brach er zur Erde. Maro starrte berückt. Sein Herz wurde groß und schlug in Händen und Füßen. Eine tötende Kraft hob ihn und wollte ihn sprengen. Seine Hand zuckte, sein Arm fuhr hoch und sank wie ein schneidendes Beil. Von unklarer Gärung gereizt, sah er an sich herab. Er war schon eng in lederne Riemen geschnallt. Die weißen Pferdeschweife flogen, der Staub wogte; er war auf den Wagenboden geschmiedet und ein Pfeil in der Luft. Und in seiner Hand schabten Zügel. Sie war von den Zügeln geknotet. Ein Dämon folgte ihm nach und beschwor ihn. Er war sein Begleiter, er trat, nicht zu verscheuchen, aus dem hellen und düstern Getümmel von Wolken und Himmeln, Straßen und Wänden zu ihm und schwang die Peitsche.

Maro hielt ein. Schauer strömten durch seine Stirne.

Der Gott war stumm. Niemand sprach, ihm zu helfen. Er war allein. Der Sklave lag noch immer auf den Knien. Er sah demütig empor und senkte, als ob er Verzeihung erbäte, die Arme. Ein Handwink, und er stellte sich auf. Maro hing an dem blutwarmen Körper. Brüste gingen hoch und geladen; dunkle Haut blühte straff; Arme waren quellend und voll; Atem und Saft floß in Gelenk und Fleisch; einfältig und stark ruhten die Augen. In einer unendlichen Liebe legte der Wagenlenker die Hände auf die prachtvoll glänzenden Schultern. Der Äthiopier lächelte wie belobt; nickend wies er nochmals die geballten Fäuste. Und vor dem lebendigen Körper stand unablässig der Schatten, die verdorrte Gestalt. Aber der Bruder war still, er schwieg mit verhetzten Augen.

Plötzlich zitterte der Sklave. Er bewegte spürend die Nasenflügel. Durch die Türe sah er im Nebengemach auf einem vorstehenden Stück des Lagers die steifgestreckten Beine der toten

Ägypterin. Er tat einen Schritt und stürzte mit einem dumpfen Spruch flach in der Türe zusammen. Maro hätte über ihn wegtreten müssen. Er wandte sich ab. Sie, die Fremde, die er so selten um sich geduldet hatte, war ahnend zerfallen. Sie hatte sich selbst hinabgesandt. Er nahm es als ein Gesetz. Um Mitternacht war sie ihm heiter und glitzernd erschienen. Er blickte sie an, und sie wich, getroffen und erstickt. Auch sie war stumm gegangen. Er stockte, schloß die Augen, um zu hören. Aus der Luft sprach schreiendes Blut. Es kam herab, wehte heran und behauchte ihn. Ein brüllender Zirkus wirbelte her, der Himmel wurde grau, die Wände verfärbten sich. Der Sklave begann laut zu beten.

Eine finstere Sehnsucht ergriff Maro und wurde stark. Er raffte sich fort, war in dem abgelegenen Säulenhof im hintersten Haus. Draußen, nach dem Tor zu, schwoll der Lärm. Der Hof war leer. Aber auf dem Sockel in der Mitte stand seine Büste in vollem bernsteingelben Haar, eine bemalte Apollofratze, von Weinranken umflattert. Seine Faust schlug hin; das Marmorbild schmetterte auf den Boden und brach schneeweiß. Gleich darauf umgaben ihn viele Menschen. Die Zirkusbeamten traten vor, ganz Dienst, Xirter war an seinem Ohr. Es war ihm, als ob er alles vorher gewußt hätte.

Inzwischen hatten sich die Äthiopier bereit gemacht. Einer trug die Kappe, aus Leder geflochten. Die Stunde war da. Als er, umdrängt vom Hausstand, in der Vorhalle war, und eines nach dem andern segnend die Hände breitete, schwenkte Rusas den Schuldschein. „Du mußt mir noch deine Häuser verschreiben." Er stellte sich zäh in den Weg, hinter ihm der Mühlenverwalter. Xirter riß ihm das Pergament aus den Händen. Die Äthiopier blickten sprungbereit, die zwei flüchteten hinter den Geldtisch. Maro ging vorbei, aber Xirter faßte die Säcke, die Schwarzen faßten zu; mit den Säcken gesteinigt, überschüttet von schmutzigem Kupfer, sanken die beiden nieder.

Maro, der Wagenlenker, verließ sein Haus. Alle sahen ihm nach. Nur die Dirnen, die mit untergeschlagenen Beinen im Garten unter den Bäumen saßen, witterten seine Verwunschenheit. Sie küßten ihm die Füße und wagten kaum aufzuschauen; auf seinem verbrauchten Antlitz war ein Schein, der sie beugte. Er befahl ihnen Getränk und Speise zu geben. Er stieg die Treppe hinab, war auf der Straße, wo man Tote und Sterbende fortschaffte, und setzte den Fuß auf purpurnasse Steine. Menschen lagen verspielt und zertreten und waren ein Pfad von erwürgtem Elend. Aus erblaßten Gesichtern und trockenen Augen nahm er aufs neue den Bruder auf sich und trug ihn als reifes Feuer dahin; durch Männer, die in gedämpfter Geschäftigkeit die Totenbahren beluden, und durch die verteilten Posten, die wachten, daß niemand die rote Gasse sperrte. Lahm, gekühlt umstrichen

hungernde Rotten die Mündung der Straße. Maro wurde erkannt, aus wilden Kehlen flog ihm sein Name wie ein Wutschrei nach. Als aus der Tiefe die wimmelnde Ebene mit dem unabsehbaren Mauernleib lastend und gewaltsam entgegenkam, war mitten im Getümmel eine plötzliche Ruhe. Auf eine Insel knienden Frauen und Bettler fiel der Bann einer Stimme. Worte, zermalmende Worte, klagende Worte stiegen körperlich auf und schlugen in die ziellose Menge. Tausende waren in immer vergrößerten Kreisen festgehalten und hörten zu. Maro, von heißen Winden getroffen, schritt hinein und war in einem Schwingen von glühenden Flügeln. An einem Marmorpfeiler, auf den Stufen eines Denkmals, auf dem der Sonnengott vor gebäumten Rossen das selige Strahlenhaupt sprachlos emporhob, stand ein greiser Jude. Von seiner Stirne floß Blut, rann über den Bart und über das Grabtuch, das sein Gewand war. Er hackte mit den Armen durch die Luft, er wies seine Wunden, teilte sie überall aus. Gekrümmt von verschlucktem Haß fluchte er hin:

„Weib mit den sieben Häuptern!
Weib auf dem Scharlachtier!
Schändliches Weib mit dem Becher der Unzucht!
Auf eine Stunde wird dein Gericht sein!
Der große Jupiter, unser Herr, ist dir abgewandt!
Alle Götter ruft er herbei,
Sie werden auf Wolken kommen,
Auf weißen Pferden
Mit den Heeren des Himmels.
Züchtigen wird er dich
Mit allem Werkzeug der Rache!“

Die Frauen zuckten; die Männer waren schluchzender Atem; nah an Maro und seinen Sklaven drängten sich junge starke Soldaten grinsend heran. Auf den Stufen der Jude richtete sich riesengleich an der Wand auf und spannte die Arme. Seine graue Brust war ein offenes Tor, mit allen Kräften stieß er aus:

„Greuliche Totschläger und Lügner!
Gecken in Federn, Scherben und blechernem Tand!
Eure Reden sind leere Schellen!
Eure Stimmen sind Sägen und schneiden ins Fleisch!
Auf Leichen zecht ihr!
Wo ihr schreitet, verwest die Erde!
Aber ein Engel
Steht in der Sonne und ruft
Alle Vögel herbei
Zum Fraße der Reiter und Rosse!“

Er überschrie sich. Den Kopf wagrecht zurück, sah er verzehrend nach oben, nach dem Himmel, wo die Sonne als gelbe Scheibe im Schoße schwärzlicher Wolken hing.

Alle sahen auf; glaubten den Engel, die Götter und Vogelschwärme zu sehen.

Auch Maro sah auf. Und wieder schaute er den Gott mit der Peitsche, groß und gewaltig wie nie zuvor. Der Gott stand ragend am Himmel. Er füllte den Himmel. Sein Leib waren wogende Berge; flatternde Türme die Arme; das Haupt, weiß und zerrissen, wehte hin über die Sonne; die Wolkenzehen berührten den Palatin; die Peitsche aber schwebte starr, eine helle Kette von Schwertern, auf den Zirkus, auf Maro herab. Und der Gott sprach ihn an und strömte taumelnd in ihm dahin. Die jungen Soldaten griffen den Juden. Sein Zetergeschrei verschwamm in einem maßlosen Tumult. Maro war wieder von seinem Namen umhallt; das Volk grüßte; umringte ihn und die Schwarzen und gab Geleit bis zum Zirkus, wo Sturm der Tribünen das ferne Donnern verschlang.

In den Ställen wandelten die Senatoren aus des Cäsars Gefolge breit und unberührt auf und ab; Pferdewärter und Signaltrompeter liefen; im Mittelgang war zur Rechten das Gatter der Grünen geöffnet. Im engen Pfahlrund war Traven mit zurückgebundenem Schopf schon hoch im Wagen und fuhr langsame Kreise. Ein Troß von grünbebänderten Stallburschen fieberte, eine tausendfingrige Hand, um Pferde und Riemen. Porsa, zufriedene Aufmerksamkeit in dem blauroten Fackelgesicht, prüfte die Vorderbeine des äußersten Rappen. Er hatte den Reiherhelm abgenommen, um sich bücken zu können; die goldenen Panzerschüsseln auf seiner Brust prangten überall durch. Er trat zurück und machte dem Cäsar Platz, der sich auf den Spitzen seiner Perlenschuhe erhob und mit der Wange zart über die fleischfarbenen Nüstern des Rappen strich. Traven hielt vorsichtig die Zügel. Mit einem dünnen Knabenlächeln sah sich der Cäsar um.

Alle lächelten.

Er faltete den violetten Mantel zusammen, rief die Sklaven, die ihm Weintrauben und Backwerk nachtrugen, steckte Beeren in den Mund und ließ anbieten. Den Pferden schob er selbst Kuchen ins Maul.

Es floß nur in Flecken und Schatten an Maro vorüber.

Am Ende des Mittelganges flogen ihm aus dem roten Stall die Knechte entgegen. Die Äthiopier stürzten sich auf das Gespann, untersuchten jeden Haken, jede Speiche und Nabe. Die vier Schimmel, angeschirrt, zerrten am Gebiß und stampften. Er rief ihnen beruhigend zu.

Trompetenstöße, und er stülpte die Kappe über die Glatze und bestieg den Wagen. In der Linken die Zügel, in der Rechten die Peitsche, fuhr er im Schritt neben Traven vor das Tor.

Der Zirkus ging auf. Sie steuerten an die Schranke. Die Logen grüßten mit grünen Schleiern; Traven bauschte sich wie

ein Faustkämpfer; sein Name verklang in dem tollen Gebrüll, das von allen Bänken auf Maro niederstürzte und so ungeheuerlich schwoll, daß ein vereinzelter heftiger Donnerschlag darin wie Getrampel verhallte. In der Cäsarenloge verschwand an der Brüstung der veilchenblaue Mantel. Ringsum aus den Säulenfenstern blickten die Senatoren mit kalten Gesichtern. Maro umkrallte die Zügel. Wärmender Stolz wollte ihn füllen; er sah ohne Regung nach dem Damm in der Mitte der Bahn und in den schwarz deckenden Himmel. Auf dem vordersten Turm flatterte es weiß auf, die Schranke sauste zurück. Als das Tuch den Sand berührte, rasten die Pferde vor. Auf der Logenseite hielt Traven mit drei Längen die Spitze. Maro lenkte nach, und bog am entgegengesetzten Ende so geschmeidig um die Zielsäule, daß er schon unterhalb der ersten Tribüne Traven an der Flanke war. Er streifte kaum an, vielleicht nur mit einem wehenden Roßschweif. Aber die verstörten Rappen Travens prallten, mitten im Schuß, schräg nach innen; das linke Handpferd, an die Mauer gedrückt, stürzte und riß das Gespann über sich. Der verstümmelte Wagen pflügte weithinsprühend den Sand. Maro, gleich vorbei, jagte zu, die Tribünen entlang. Er war auf die Zügel gebückt, wie gefroren im Wagen, die runden Beine wie immer häßlich auseinandergestemmt.

Die vier Schimmel, ein runder Hals in einer Reihe neben dem andern, flogen weiter.

Auf dem Damm sank an der Zeichenstange hastig der grüne Wimpel herab. Ein verrückter Beifall durchschütterte die Luft. Die Tribünen standen auf, das Hungervolk sprang auf die Bänke; die Galerien wurden dreifach groß, waren tobende Sturzflut.

Unruhig, machtlos bewegte sich im Hintergrund der Cäsarenloge ein goldener Klumpen.

Der Cäsar, stehend wie eine Puppe, führte einen geschliffenen Smaragd vors Auge und sah zu. Die gelockerte Wut heulte hinüber. „Nieder mit dem Cäsar!“ „Nieder mit Porsa!“ Alle Mauern wankten, alle Säulen zitterten. Und in dem Zittern schwang, Millionen von dröhnenden Pauken, Donner von oben; ununterbrochen, in rasender Folge. Das Gewitter zog blitzhell über den Zirkus. In der Schrankenkurve beugte sich Maro plötzlich im Wagen auf. Sein Antlitz, schweißblank und knochengelb, ummaß den Raum. Er zerrte besinnungslos am Zügel, hemmte den Lauf und löste die Peitsche. Die Tribünen starrten in jähem Schweigen. Gegenüber lehnten sich der Cäsar und Porsa spähend hinaus. Maro preßte die sträubenden Pferde an den äußersten Rand der Bahn und stürmte dicht neben der Ballustrade hin. Hunderttausenden verschlug es den Atem, als er mit einem Ruck die Zügel abschüttelte, und frei erhoben mit züngelnder Peitsche im Wagen schwankte. Ein Blitz wie ein Geißelstrick flammte über den Zirkus, als er, lang ausholend vor der Loge des Cäsars, die Peitschenschnur in Wirbeln

auf den blauen Mantel und auf den goldenen Panzer schnellte. Die Tribünen sahen noch, wie er, aus dem Wagen geschleudert, mit fliegenden Armen im Feuerschein durch die Luft schwebte. Dann stürzte, nicht anders als eine Runde gewaltiger Wasserfälle, das entzündete Volk über die krachenden Bänke und fiel in die Logen.

In qualmendem Sand lag Maro der Wagenlenker über den Pferden. In sein schwindendes Gehör wollte Vergeltung und Untergang dringen. Er nahm es nicht auf.

Vergehend fuhr er in rasenden Kehren auf einem Turm mit geflügelten Pferden dem Himmel zu, in Flammenbächen stürzten die rächenden Götter entgegen. Sein totes Gesicht war, als ihn die schwarzen Sklaven ohne jede blutende Wunde aufnahmen, in Stolz und Ruhe geglättet.

1917

REVOLUTION DER ERLÖSUNG

> Erwägt man zum Beispiel, was alles schon deutsch gewesen ist, so wird man die theoretische Frage: was ist deutsch? sofort durch die Gegenfrage verbessern: „Was ist jetzt deutsch?" — und jeder gute Deutsche wird sie praktisch, gerade durch Überwindung seiner deutschen Eigenschaften lösen.
>
> Friedrich Nietzsche

Der Mensch dieser eingestürzten Zeit hatte sich ein Labyrinth geschaffen, ein Spiegel-Labyrinth mit Scheinwerfern, in dem er auf allen Wegen seinem eigenen Bild begegnete. So sah er sich gegen jeden Zweifel tausendfach bewiesen und bestätigt, vergrößert und verklärt; in krankhafter Selbsterhaltung wollte er sich den Glauben an den Sinn seines Daseins bewahren. Es war gegeben, daß er, um dieses Dasein weiterzuleben, jeden Ausgang ins Freie verschloß und das natürliche Licht nicht einströmen ließ. Er war nun vorübergehend gegen Zersetzung geschützt und hielt sich aufrecht; aber er war doch schon aufgezehrt und Wand an Wand mit dem Untergang. Das Labyrinth begann zu zerfallen: Er klammerte sich immer noch an sein eigenes Bild. Selbst den Untergang wollte er, sich zum Preise, eilfertig in monumentale Historie umspiegeln. Dieses letzte Selbstporträt, von Eigenlob geschaffen, setzte sich nicht mehr durch. Alles zerfiel.

Auf den Trümmern steht der Zeitmensch, ein Sterbender mit weitem Gesicht und erraffenden Augen, und nimmt zum Ab-

schied Stück um Stück einer brechenden Welt in die Hand. Er ruft um Hilfe. Worte kreuzen in ihm, Worte der stürzenden Zeit; sie helfen ihm nicht, sie sind plötzlich abgegriffen und abgeschliffen. Ringsum ist Schweigen, aber das Schweigen und die Stille machen ihn erkennend. Er horcht in sich hinein, beginnt sich wieder zu hören, und fängt an wieder wissend zu werden: Mit dem Geist, mit der Seele, mit dem Gott in sich.

Und er fühlt, daß der Anbruch der Rettung ist: sich als bewußtes und verantwortliches Geschöpf zu bejahen, um im Namen des Menschen in einem neuen Anfang der Menschheit zu sein. Die Frage nach der Bewußtheit, nach dem Gewissen, nach der Seele ist die erste Frage von heute, und sie schließt in dieser Geburtsstunde einer Zukunft alle andern in sich.

Was von der Vergangenheit hinterlassen worden war, das prüften An-Führer auf seine Verwendbarkeit zu Ausstattungs- und Betriebszwecken; und was von neuen Geisterzeugnissen diesem Betrieb widersprach, das wurde als geschäftsuntauglich und unverwendbar entwertet. Es kam dazu, daß der staatlich bestellte Katheder für offizielle Philosophie über der wirklichen Philosophie stand, das Theater über dem Drama, das Konzert über der Musik, die Kunstausstellung über der Malerei, das Buch über der Dichtung. Und es kam weiter, daß der durchschnittliche Demokrat, der Parteipolitiker, sich ebenso von der Demokratie entfernte, wie der Sozialdemokrat vom Sozialismus, und daß der verwaltende Beamte über die Gemeinschaft, der Staat über das Volk, und die Staaten über die Menschheit hinauswuchsen. Es war allenthalben das mechanistische Interessen-System übermächtig geworden und löste sich zusehends los von der Idee, vom Geist. Das System täuschte Zusammenhänge mit der Sittlichkeit vor, statt ethisch gebunden zu sein, es arrangierte, veranstaltete Humanitäten, statt menschliche Ziele zu gestalten. Das System erteilte nur noch Befehle zu Erfolg, Geschäft, Karrière, es gab Imperative für Interessen aus, keine Aufträge an die menschliche Seele. Denn das kann das System nicht, das kann nur die aus dem Geist geborene und gefühlserschaffende Idee. Keine Frage, unsere Zeit, diese Zeit war zu Beginn der Weltkatastrophe dem Geist so weit entrückt, wie es nur jemals ein seelenloses Wegstück in der Geschichte der Menschheit gewesen ist.

Es ist, um einer Menschheit weiterzuhelfen und ihr die denkbar größten Wirkungen des Geistes zu sichern, als Rettung empfohlen worden: Den Geist in den Stand der Macht zu setzen. Aber in dieser Forderung, die als Reaktion gegen die Herrschaft der Unvernunft durchaus verteidigt werden muß, liegt die Gefahr eines möglichen Mißverständnisses. Der Mensch, selten empfänglich, wenn von außen her das Gebot der Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit auf ihn zukommt, kann nur durch eine innere, eine seelische Umbildung geistig gehoben werden.

Die Entdeckungen des Scharfsinns bleiben unwirksam, wenn die Ideen nicht im Gefühl des Einzelnen freiwillig zu einem schöpferischen Dasein erwachen. Die Erlösung kann nicht darin bestehen, daß der Mensch von verzweifelten Kugeln der empörten Intelligenz getroffen die Hände hochhebt und bezwungen „Kamerad!" ausruft. Auf allen Stationen der Gewalt ist die Wegrichtung zum Ziel, zum Reiche des Gottes und Geistes schon verlassen, da ist das Ideal, das niemals durch einen Marschbefehl und durch die Androhung des Todes erreicht werden kann, schon preisgegeben, da sind abermals Sieger und Besiegte, die sich wechselseitig in Sklaverei und Gefangenschaft führen; eine dauernde Kameradschaft kann so nicht werden. Der Geist kann ebenso wenig in den Stand der Macht gesetzt werden wie die Güte und die Menschlichkeit. Der Glaube an den Segen der Macht schafft immer wieder die Niederlage der ganzen Menschheit. Frieden und Befreiung werden erst sein, wenn dieser Glaube, ein Vermächtnis aus dem Zusammenbruch, an Erschöpfung zugrundegegangen ist. Der bedingungslose Glaube an die Gewalt aber ist nie etwas anderes als Verzweiflung und Ohnmacht gewesen. Denn überall wo sich Lüge, Betrug, Haß und Roheit in Bewegung setzen, da ist Verzweiflung und Geistverlassenheit, da hat der Gott, der niemals frägt, wer zuerst mit der Liebe anfangen soll, kaum seinen Schatten zurückgelassen, da ist keine Bindung mehr mit ideeller Kraft, da ist nur noch triebhafter Rausch. Umso gefährlicher wenn er die mißbrauchten Massen als handelnde Einheit umfaßt hält! Der einzelne Mensch, auf sich selbst gestellt, ist weit williger, bewußt und verantwortlich zu werden als die handelnde Masse, in der die Verantwortung auf Tausende und — wie beim kriegführenden Militärstaat — auf Millionen verteilt ist, und deshalb als eine bis ins Unendliche verkleinerte Pflicht und Last abgewälzt oder garnicht empfunden wird. Darum sind Völker als Unisono schwer zu bekehren. Aber hundert nationalistische und ebenso viele antisoziale Wände werden sinken, wenn das isolierte Gewissen des Einzelmenschen, erzieherisch vorbereitet, berührt und bekehrt werden kann. Diese isolierte Seele kann ohne jedes Hindernis angesprochen werden. Das Gewissen der Völker, durch Parolen, Devisen und Schlagworte ausbeutender Machtbesitzer geschwächt oder ganz vernichtet, muß vom Individuum aus umgeschaffen werden. Für immer werden die Gebilde, die den Namen Staaten führen, eine Ungeheuerlichkeit bleiben, wenn sie fortfahren in ihrer Eigenschaft als Staaten auf die Moral, die der Einzelne und die Familie für sich als verbindlich anerkennen, Verzicht zu leisten. Muß die öffentliche Moral, je öffentlicher sie ist, wirklich immer nur eine umso dünnere Auflösung der privaten Moral sein? Geht es wirklich an, wenn es sich um Krieg, Politik und Eigentumsbehauptung handelt, diese Lösung einfach mit Nationalfarben herzustellen und für Moral-Getränk auszugeben? Ja, hat man denn mit diesem Ver-

fahren so gute Erfahrungen gemacht, um nicht in diesem noch immer schauerlich eingefrorenen Panorama von heute mit allem Ernst darüber nachzudenken, ob man nicht „Nein!" sagen, schreien müßte? Wie heißt es: Einigkeit macht stark? Nein, Einigkeit kann auch schwächen! Es handelt sich wohl weniger darum, o b man einig ist, als w o r i n man einig ist. Stark macht nur die Einigkeit im Zeichen des Geistes. Stark wird sein, der sozialpolitischen Weltbewegung gewachsen wird sein, als ein Glied in der kommenden Volks- und Völkergemeinschaft, wer auf den Anruf des Schicksals in jeder neuen Stunde der Entscheidung mit nieversagender eigener seelisch-sittlicher Kraft zu handeln weiß. Dieser wohlvorbereitete Mensch allein wird für die Zukunft gerüstet sein, nicht mit Hilfe eines intellektualistischen Panzerhemdes, nicht mit Gründen und Schlauheiten — sondern mit einer reinen und sicheren Empfindung. Und für diesen Menschen wird die Zukunft keine Schrecken enthalten. Er wird ihr entgegengehen ohne jede Angst, allein zu bleiben; ohne jede Sorge, von jenen, die an seiner Gesinnung nicht teilnehmen, überrannt zu werden; ohne verzehrende Schicksalsunruhe: und mit dem festen Entschluß zur Gestaltung einer neuen Menschenkameradschaft; als der berufene sozial befähigte Mensch.

Dieser Mensch, abgesagter Feind jeder Vergewaltigung, ist schon auf dem Wege. Er hat in uns allen gelebt, schon vor der Katastrophe des Krieges. Er brach in jedem, der empfindsam war, einmal aus; in Augenblicken namenloser Gefühlssonnigkeit oder verzweifelnder Finsternis. Beides kann so erschüttern und wecken, daß Alltag und Gewöhnung ganz in Nichts versinken. Wie durch Raum und Zeit sieht der zitternd erweiterte Blick, als ob die niederziehende Schwerkraft, die Trägheit des Herzens, verschwunden wäre, um sich; und erkennt geordnete Willkür, Zufall, Wahnwitz und Unsinnigkeit, und schaut den geöffneten Abgrund und frägt vor Menschenhaufen, Straßen, Schulen, Kasernen, Fabriken und komandierenden Denkmälern und Palästen: Bin das ich? Bist das du, Mitmensch? Ist darum Geburt, Liebe und Tod? Ist das die Heimat meines Herzens? — R e v o l u t i o n, die wahre Revolution, das ist vor den Jahrhunderten die Stunde der politischen Gehirnerschütterung im Lebenslauf eines Volkes. Sie ist nicht, sie ist nie durch eine künstliche Flamme entzündet: Durch ein erstes Signal zur Rebellion, durch eine erste Tribüne, durch einen ersten Sturm auf ein Tyrannenhaus, durch Hetzer und Wühler; und sie wird nie und nimmermehr ausgelöscht durch die Zerstörung der Signale und Tribünen, durch Mord und Gefängnis, durch Leichen-Stille und durch bestellte Dolmetscher der Zufriedenheit und täuschende Sänger des Gewesenen. Das glaubten nur seelenlose Maschinisten der Politik. Die wahre Revolution stellt die Frage: I s t d a s m e i n e r

Mutter Land? Mein Mutterland? Diese Herren und Gebieter, diese Wappen und Fahnen, diese Gewalten, diese Grenzen und Schranken, diese Moralstraßen, diese Gesetze und Lehren? — Wie? Wäre der Gewinn einer Antwort nicht so wertvoll wie ein gewonnener Krieg? Wäre die Lösung nicht einen verlorenen Krieg wert? Wäre ein verlorener Aufstand der Moral nicht eine größere Schande als eine mißglückte Erhebung des Machtgefühls? Soldaten, Kanonen, Giftbomben können nur vorübergehende und wenig beneidenswerte Episoden der technischen Machtverschiebung bestimmen. Es wird sich ergeben, daß diese Gegenwart und die nächste Zukunft nichts von dieser Wahrheit umstoßen. Es hat sich schon ergeben; denn der Geist der Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Menschlichkeit steht immer jenseits vom Spruch der Gewalt; jede Gewalt schlägt sich selbst, im Sieg oder in der Niederlage. Fruchtbar für den politischen Geist, der weder durch den Aufstieg noch durch den Absturz der Gewalt bestätigt oder widerlegt werden kann, sind einzig die Gesinnungen, die ein Volk im Kampf mit sich selbst erobert hat. Die soziale Weltrevolution stellt die Frage: Soll diese Erde, das unendliche Mutterland, weniger wert sein, mit weniger Gewalt und mehr Gerechtigkeit, mit weniger Ausbeutung und mehr Menschlichkeit, mit weniger Kirchen und mehr Göttlichkeit? Mögen Hunderttausende von Stimmen des dumpfen Elends sich mit dieser Frage vermischen: Ihre Sittlichkeit kann durch nichts entehrt werden, durch keinen besinnungslos mitschallenden Grimm und durch keine wütende Fratze der Mißgestalt. Sie ist uradeligster Herkunft; sie steigt aus der Tiefe der Ewigkeit empor. Sie wird in pausenlosen Rhythmen wiederholt, wenn der Gott entstellt ist. Sie ist das sehnsüchtige Verlangen, es möge sich ein Gott wieder auf Erden niederlassen, es möge die Erde wieder ein Tempel werden. Die Wut über befohlene Greuel und über die Folgen der Lüge, aktuell gesprochen, der Haß gegen die Urheber des Millionenmordes, gegen die Anführer der Vergewaltigung, gegen das System der sinnlosen Macht, dieser Haß kann den Tempel nicht aufrichten. Er ist ein zweites Erzeugnis der Brandstiftung; und er ist die verschuldete Fortsetzung der Vernichtung, er hat — europäisch gesehen — den Atem von einem primitiven Straf- und Vergeltungswahn. Aber die Brandstifter selbst können ihn nicht beschwören, denn wer Feuer gelegt und geduldet hat, kann nicht Prozeß mit den Flammen führen. Und in der Luft von Gerichtstagen, von Henkern und Richtern, kann keine Kameradschaft aufblühen. Das alles ist trüber Tunnel mit Erinnerungs-Licht, das von rückwärts einfällt und deshalb von denen, die zurückschauen, immerhin mit Licht verwechselt wird. Auch im Tunnel müssen die neuen Ideenstufen weitergeschlagen und immer vorwärts gerichtet sein. Es gibt keine Rückkehr gegen die wahre Revolution; die glühendste Frage kann nur durch die letzte glühendste Antwort und durch keine Auskunft von gestern versöhnt werden.

Sie wird von denen, die für eine Erneuerung der menschlichen Gemeinschaft und die Verwandlung der Welt nicht bereitet gewesen sind, niemals gegeben werden. Wahrscheinlich ist, daß nur jene zur Mitarbeit auserkoren sind, denen die Vision einer veränderten Zukunft, wenn auch nur dem Gefühl erreichbar und vom Verstand noch nicht zu Begriff und Bild geformt, längst in blitzenden Gesichten aufgetaucht ist. Abseits von ihnen wird immer stehen, wer das unbemeßbare Geschehen dieser Jahre als einen Triumph des militärischen Glücksspiels oder als einen geschichtlichen Unglücksfall betrachtet, und die Hände nur brauchen will, um einer Menschheit auf die eingestürzte Bahn zurückzuhelfen; oder wer besorgt ist, es würde sich sein Volk als eine unbrauchbare Idealistensekte von der wirklichen Menschheitsaufgabe ausschließen; oder wer im Unglauben so versteinert ist, daß er das Glück in der Vervollkommnung der Institutionen zur Massentötung sieht; oder auch die Phantasielosen und Unbeschwingten, die den Reichtum des geisterfüllten Menschen nicht kennen, und den Lebensbaum für ewig entblättert halten, weil er nicht mehr mit dem jämmerlichen Macht-Zierat der letzten Zeit behängt sein wird. Alle diese Ungesegneten wollen nicht begreifen, daß eine höhere Würde der Arbeit auch eine größere Würde der Geburt, der Liebe und des Todes erschaffen kann; sie boten sich wohl an, um eine Wirklichkeit zu bereiten, aus der eine Hölle geworden ist, aber sie wehren es ab, sich einem Traum hinzugeben, der ein Paradies ausdenken will. Sie schauten ruhig zu, da aus Jahrzehnten üppigster und massenhaftester Aussaat der Krieg aufging, ließen nicht gelten, daß er ein triefender Dämon sei und wollten ein Schreckensgestirn von entsetzlichen Strahlen in einen wohltätigen Stern umfälschen; und sie gebärden sich ungeduldig, da in plötzlichen Tagen ein bleicher und zuckender Engel aufwächst und nennen seinen Kampf mit dem Dämon des Krieges Utopie und seine Verheißungen Lügenlichter. Für sie alle, alle, alle ist jeder Aufruf, jedes Manifest, jeder Notschrei, jede Sprache — verlorener Schall. Sie sind unbekehrbar; für sie ist es zu spät. Sie sind zu alt und zu hart. Die Zukunft, die Gemeinschaft, der Sozialismus, die Versöhnung, der Wille zur Welt ohne Gewalt muß schon vorher in uns gewesen sein, um sich im Chaos der Entscheidung lebhaft und tätig zu behaupten.

Mit dem sozialen Menschen, dem Fragesteller, war der Geist längst auf dem Weg. Sie haben ihn einen Verneiner gescholten, einen Unterhöhler, einen Zersetzer; sie haben ihn mit zusammengebissenen Zähnen austreiben wollen. Denn die er ergriff, sahen die Verirrung und den verfinsterten Himmel und deuteten es. Und wie hätte man sonst bei Zeiten an neue Brücken und Sterne denken können, wenn der Geist nicht wach gewesen wäre? Denker und Dichter, die von ihren Mitmenschen als Welt-

und Menschenfeinde, als Kranke und Schädlinge verworfen worden sind, haben die Erneuerung der Welt eingeleitet. Der Graben zwischen ihnen, die aus der Qual und Unrast ihrer inneren Kämpfe den Hülferuf ausstießen, und zwischen den geschäftigen Verfassern von schmetternder oder einschläfernder Begleitmusik: Er ist der heutigen Menschengenossenschaft noch nicht sichtbar. Doch rückblickend wird man einst erkennen, wer am geistigen Unterbau der Zukunft gearbeitet hat. Manche standen in einer so namenlosen Verlassenheit am Werk der rettenden Güte, daß sich beim Anblick der Zeitmenschen mitunter ihr Antlitz bis zum Haß und ihr Willen bis zum Wahnwitz verzerrt hat. Strindberg, der letzte große heroische Verneiner und vorbereitende europäische Erlöser, der verzweiflungreichste Geist an der Schwelle der Katastrophe, ist in einer Zeit der Gemütsverdunkelung auf die Goldmacherei verfallen. Er wollte die Geldmenschheit mit ihren eigenen Waffen schlagen.

Der neue Mensch in der Nähe des Geistes, der Mensch, der die Ankunft der Lebensgnade ist, der ist noch nicht weiter als ein junges Kristallgebilde, das mitten in verwirrten Kräften und Elementen klare und ebenmäßige Gestalt werden will, ein strahlender Körper von ungeahnten harmonischen Verhältnissen. Malende Formgeber haben dieses letzte ganz geistige Menschheits-Ereignis auf ein bildhaftes Gleichnis gebracht. Sie haben, ahnungsvoll aufgewühlt vom Erlebnis der letzten und schwersten Fragen, die erstarrten Begriffe von Raum und Zeit im Sinn der herrschenden Anschauung aufgelöst. Sie drückten das Verlangen nach neuer Erkenntnis aus, indem sie die Flächen und Dimensionen entzweirissen und aufrissen, und sich viele allgegenwärtige Augen, befreit von der Trägheit der herkömmlichen Schwerkraft, und zahllose einander durchdringende Wirklichkeiten schufen: Symbole für ein erfühltes Werden, das Fluß, Strom, Ausbruch, Geschehen, Ereignis und — Genesis ist. So hat sich — in unerklärlich-kryptischen Geistesbahnen — eine Zeit in sinnlichen Zeichen vorausgemeldet, in Zeichen, die zuerst nicht verstanden wurden, weil der Anschluß an die verabredete Konvention fehlte: Hier, bei jenen Bildern, die auf Futurismus, Kubismus und Expressionismus getauft worden sind — lagen vielleicht zu allererst die Eingeweide der Gegenwart bloß, wurde mit bekenntnishafter Entblößung und triebhafter Leidenschaft das wirrsälige, schmerzhafte und erlösungsbedürftige Herz dieser Zeit gezeigt; hier ist der Zeitmensch und seine zusammenstürzende Materie. Und hier ist auch schon neu-konstruktiver, aufbauender Willen: In den mathematischen trigonometrischen Linien, jenen instinktiv gewählten Erinnerungen an eine unzerstörbare Ur-Ordnung. Chaotische grauenvolle Verzweiflung und geistig überwindende Kristallbildung! Der kommende Mensch kündigt sich an, in entstehender Klarheit, mitten aus seinen Ge-

fühlskatastrophen heraus, und entgegen der Katastrophe, ein werdendes Kristall, gezeugt vom stetigen und ununterbrochenen Geist.

Immer wieder, und gerade von den finstersten Regisseuren dieser allerdunkelsten Zeit wird höhnisch behauptet, durch nichts sei der Glaube an den Geist mehr widerlegt worden, als eben durch diese Zeit, deren Hauptströmungen der Ungeist, der Völkerhaß, die Unmenschlichkeit, die Ungerechtigkeit und die Unsittlichkeit seien. Es gehört in das Bild der Geistfeinde, daß die beweglichsten und verfälschendsten Klagen über den Mit- und Nachbarmenschen von jenen angestimmt werden, die den Notstand der kriegerischen und sozialen Unmenschlichkeiten erweitert haben und ihn um ihrer selbst willen ausbeuten wollen. Niemand verlangt eine menschlichere Behandlung als der Unmensch, der stets auf der Suche nach Rechtstiteln ist, um seine unmenschlichen Eigenschaften zu betätigen. Ihn von der Gestaltung der revolutionär zu erobernden Menschenkameradschaft auszuschließen, ist Bedingung für jede erste erlösende Stufe. Seine Arbeit würde immer auf Dissonanzen gerichtet sein. Er lebt von der Unversöhnlichkeit und wird an ihr stark. Er lebt von der Feindschaft der National- und Klassenfarben und ist kraftlos und unsichtbar, wenn er sich nicht in ein buntes Kostüm stecken kann. Seine Absicht ist: Zu verhindern, daß sich der allüberall schwebende Geist der Menschlichkeit verbündet; dieser Bund würde ihn beseitigen.

Seine Vorwände und Ausflüchte sind: Daß sich der Geist selber nicht einig wäre, wie die Welt zu verwandeln sei. Unter Berufung auf die Verschiedenheit der geistigen Ausdrucksmittel leugnet er die immerwährende und gleichgerichtete Bewegung des Menschen in der Richtung des Geistes, verneint er den unaufhörlichen menschlichen Wanderer nach dem geistigen Ziel, den einzigen unumstößlichen Inhalt der Geschichte. Geschichte, das ist für ihn: Das Geschehen von Schlachten und Mord, von Autodafés, Hinrichtungen, Bartholomäusnächten und sizilianischen Vespern, und die Helden darin sind ihm Dynastien, Herrscher und Feldherren. Aber es wird noch eine heroische Geschichte gelehrt werden, für die der Tod des Sokrates wesentlicher ist als der Untergang des Leonidas bei den Thermopylen und die Geburt der Geistbefreier Goethe und Beethoven wichtiger als die Schlachten bei Leipzig und Sedan. Die Entstehung solcher Geschichtsbücher wird eine Frucht der erlösenden Revolution sein. Sie wird selbst eine Bedingung des Fortschritts sein, denn sie wird unwiderlegbar beweisen, daß alle Völker und Länder durch ein- und dieselbe Dynamik des Geistes verwachsen und daß diese edelsten Energien nur künstlich getrennt und zerteilt worden sind. Eine andere Frucht und Bedingung zugleich: Daß alles Geistige was in Museen chloroformiert, in Bibliotheken philologisch verschlossen, in Hörsälen vorsichtig verwässert, in Theatern

unterhaltend kanalisiert und in Musiksälen opiatisch verspielt wird, daß alles, was aus bewußtem materialistischen Raffinement und aus verlorener Kenntnis stumpf und unwirksam gemacht worden ist, seinem tiefsten Sinn zurückgegeben wird. Die Menschheit kennt ihre Schätze nicht. Fürchterlich ist der Irrtum, daß die Zeichen für die größte Revolution aller Jahrtausende, die, recht verstanden, eine neue Religion und neue Erlösung werden soll, Mordmaschinen und Blutflaggen seien. Unerhört ist die Behauptung, es fehle ihr an Vorbild für Wort und Gefühl.

Befreit, die ihr d e u t s c h sprecht, die religiöse Inbrunst aus den gotischen Türmen; die Gemütstiefe aus den Dürerschen Holzschnitten; die unverschwommene Sehnsucht und Tragik aus dem Mythos des Nibelungenliedes!

Öffnet euch der Klarheit Lessings, dem irdischen Verwirklicher Goethe, der Beweglichkeit Heinrich Heines, dem Aufklärer und dem Erdenker des ewigen Friedens Immanuel Kant, dem Allerbarmer Schopenhauer, der kühnen und tapferen Umsturz-Romantik Friedrich Nietzsches und der Reinheit Hölderlins!

Laßt die Herzenskraft Bachs, laßt Mozarts strahlende Melodik und Beethovens Freiheitsbegeisterung strömen!

Geht im Geiste hundert Jahre zurück und in der politischen Wirklichkeit hundert Jahre vorwärts; stellt euch ein auf den Gipfeln, die euere unerschrockenen Führer vorausgegangen sind; überschwemmt die letzten Jahrzehnte kaufmännischen Schaumes und eingeredeter Machtstreberei mit unsentimentaler Vergessenheit! Und ihr werdet niemals mehr eure Märtyrer töten, eure Freunde verhöhnen und die falsche Rechnung eurer alten Katastropheure durch neue Verführer nachahmen lassen! Und ihr werdet dann im Kreis der kommenden Menschenversammlung allbeteiligte Bundesgenossen sein!

Die größte, schwerste, entscheidendste und letzte Frage bleibt gestellt. Zehn Fragen, alle einander verwandt, werden ringsum gestellt. Noch nie hat es Fragen gegeben, die so unerbittlich zu Ende gedacht werden mußten wie diese. Der Weg zur Lösung ist nur in mächtigen Sprüngen zu gehen. Noch niemals war soviel Schwung und Anlauf nötig. (Schrecklich genug ist, daß so viel Schwungkraft schmählich vorausverbraucht worden ist.) Man muß den Talisman des Geistes im Herzen tragen, um nicht zu stürzen. Kein System, keine Methodik, keine höhere, diplomatisch tuende Mathematik kann helfen. Das klare Einmaleins der Überzeugung wird sich als einzig brauchbar erweisen. Alles liegt in einer einfachen und deutlichen Ungeheuerlichkeit vor aller Augen. Keiner ist, irgendwie geheimnisvoll erleuchtet, als heilbringendes Gespenst beschäftigt. — Die Völker rüsten sich zu einer Menschenversammlung; sie werden über den Markt der beteiligten und ausgesperrten politischen Kaufleute hinwegschreiten, und sich nur die Männer auswählen, die den Markt der

Makler zur Güte anhalten wollten. Sie werden die zulassen, die mit einem unverwachsenen und gerüsteten Herzen kommen. Ihr ruft in die Züge, die sich noch brennend und blutend, von Panik heimgesucht, ordnen wollen: Wo ist denn der neue Mensch? Ist er Schrecken, Aufruhr und Elend? Nein, das ist er wahrlich nicht! Zeit! Zeit! Krampfhaft geballte Fäuste, zum Schlagen erzogen, können nur langsam sich lösen; wir brauchen geöffnete Hände, die sich verbrüdern wollen! Der Samen für das Paradies wird erst aufgehen, wenn sich die Erbschaft der Hölle verzehrt hat. Wir waren fast tot. Das Erwachen ist schwer. Aber jeder, der das Land seiner Mutter liebt, wird das unendliche soziale Vaterland bauen. Es ist das Leben. Es ist die Antwort auf die Frage der Revolution. Es ist ein Abschied von dem, was gewesen ist; es ist, auf einer jüngsten Lichtstraße, die Wiedervereinigung mit dem Ideal; und es ist die Auferstehung im Geiste, der Beginn der verlorenen Religion.

März 1919.

AUS
KAISERIN MESSALINA

Die Gärten des Lukullus. Bacchanal.

MESSALINA

Reif! Herbst! Hängt keine Frucht mehr ungeschnitten?
Wir ernten ein, und schenken Tanz zurück!
Schlagt mir zu eurem Tanz den Takt so wild,
Daß von dem Pochen eurer nackten Füße,
Dämonen, aufgeweckt in ihrer Erde,
Aufs neue diesen kalten Boden hitzen!

(Jubel.)

Streut! Werft! Umhüllt uns ganz mit späten Blüten!
Mit allen Händen sprüht den Duft um euch!
Zerscheucht den dunkeln Himmel mit Gelächter,
Und peitscht euch an, daß ihr nicht müde werdet!
Springbrunnen seid und Schaukeln!
Die Haare los, schnellt auf! Geschwister seid
Der Winde, wiegt die Hüften, öffnet euch!
Brennt Feuer in die Lippen aller Männer!
Schürt auf die Stadt, die Welt! Singt Flammen hoch!
Begehren! Sehnsucht! Auf die Arme dann,
Daß eure Brust verzehrt, was ihr entfacht habt!
Ich schleud're mich der Lust ins Herz!

(Sie küßt Silius. Die Mädchen jubelnd herbei.)

Tanzt, tanzt! Steht mir nie still! Wenn ihr euch dreht,
Dann stürmt mein Blut in mir wie euer Tanz!
Und ihr dort,

(zu einigen Mädchen, die Schalen und Becher tragen)

Gebt mir eine volle Schale!
Den Saft, der dunkel ist, wie Blut von Tauben!
Verliebt macht dieser Wein! Wer trinkt,
Dem springen Funken aus den roten Augen!

(Mädchen reichen den Wein, sie trinkt an, gibt die Schale an Silius.)

SILIUS

(gießt Wein auf die Erde):

Götter sind wir! Und Bauern sind die Götter!
Den Göttern dies, daß sie nicht neidisch werden!
Und dieses dir! Cäsarin aller Götter!

(trinkt)

Neunmal gefüllt und neunmal ausgeschlürft,
Daß dieser Trunk des Namens würdig sei,
Der in neun Zeichen als Gestirn uns strahlt!
Für M e s s a l i n a!
Ihr Freunde her! Nehmt den Pokal und trinkt!
Habt ihr getrunken, seid ihr Könige!
Ich schenke Länder aus!
Seid ihr nicht durstig? Trinkt! Es ist das Reich!

(Die Mädchen füllen die Becher, Silius kredenzt. Entflammung und Übermut. Silius geht von einem zum andern.)

GETA:

Das Reich ist nicht gepflegt! Wir wollen gärtnern!
Verrunzeltes Gemüse seh' ich trocknen!
Den Schutt heraus! Und Bäume eingepflanzt!
Wir sind beweglich! Uns're Arme warten!

TURO:

Bartscheerer sind die Legionäre worden,
Die Feldherrn beißen Nägel! Schmeiß' sie fort!
Die Zitherspieler, Schwätzer, Schreiber!
Die Völker sind verwöhnt und Rom verfault!

SILIUS:

Ich teile auf! Die Hände her! Was wollt ihr?

(zu Geta)

Willst du den Nil mit allen Pyramiden?
Dein ist er, Geta! Morgen reisest du!

GETA:

Weinkeller bau ich in die Pyramiden.

SILIUS

(zu Turo):

Roßschlächter in den Eichenwäldern, dir!
Sie sollen ihre Gäule braten,
Und uns im Norden ihre Meere geben!
Ich höre, die Soldaten kriechen rückwärts,
Ein Krebs hockte auf unserm Thron!
Geier sind wir, Wölfe, Panther, Löwen!

TURO:

Die Welt ist unser Pferd! Wir wollen reiten!

GETA:

Der Friede muß aus seinem Stall heraus!

TURO:

Der Friede ist ein Weib! Mars ist ein Mann!

SILIUS:

Das Reich groß! Immer größer! Adler überall!
Soldaten in die Luft und in den Orkus!

GETA:

Aushebung wird gehalten im Olymp!

TURO:

Legionen auf den Mond!
Kasernen auf die Sterne!

SILIUS:

Zuerst das Reich!

(von einem zum andern)

D u nimm mir Gallien ab!
Ein kranker Mann taugt nicht zum Statthalter,
Des Klaudius Vetter hat die Wassersucht
Und baut Theater. — Weg mit diesem Kranken!
D i r die Britannier! Lehr' den Fischen fechten!
D i r Rhaetien! D i r die Alpen!
Zieht Straßen auf die höchsten Gipfel,
Stellt Türme auf die Berge!
Reißt die Berge ein!

1909—1919

AUFLÖSUNG

Höllen brachen über Berge lodernd ein,
Schwarzsee brandet über Sturm und Feuerschein.
Ausgespien ist aus Jahrtausenden der Wahn,
Grauen stillt sich satt und schaufelt rote Bahn.

Flammen fressen in der Länder Angesicht,
Brüder halten über Brüder Hohngericht,
Alle Wege stürzen ab in Gift und Qual,
Leib um Leib wird weiß und grün und fahl.

Und die Feuerstifter strömen Finsternis,
Türmen dunkle Grüfte, jedes Licht zerriß.
Umgezaubert ist, wer atmet und wer denkt,
Schreckensreiter flattern, und der Satan lenkt.

Zehn Gebote Gottesliebe sind zerstückt,
Neue Tafeln sind mit Haßgesetz geschmückt.
Irrsinn ist Vernunft geworden, Untat Recht,
Traumwut ist verwirklicht worden, Gut wird Schlecht.

Und dem Menschen, der verwest in Sümpfen harrt,
Haben falsche Priester Wort und Heil verscharrt,
Heben die besessnen Arme zum Gebet:
Daß die Weltvernichtung bis ans Ende geht.

Kalte Kohlen reden sie, gefrornes Blut,
Regenbogen spiegeln sie durch Schmerzensflut,
Buntes Morden preisen sie als Ehrenspiel,
Laut und hirnlos loben sie verwunschnes Ziel.

Eine Menschheit, um den Tag gebracht,
Schwimmt in ungeheuerlich verdorbner Nacht.
Leichenauge nur, sehnsüchtiges Geschwür,
Starrt in tiefstem Unrat auf zur Himmelstür.

Und aus toten Seelen stößt ein Geist empor,
Gott wird wieder, den die leere Welt verlor.
Orgelstimme wird er auf dem höchsten Berg,
Engel sammeln in der Sonne sich zum Werk.

Feuerwirbel sinken kraftlos, Schwarzmeer weicht,
Purpurteufel sterben nieder, lichtgebleicht.
Lügenhelden aus dem hohlen Irrenhaus
Lachen heimlich sich verzweifelt selber aus.

Prangend stehn sie auf dem Markt. Es ahnt ein Kind,
Daß sie schon verfallen und verurteilt sind.
Strahlend weht der Geist durchs Dunkel. In den Lauf
Springen Gottes Feinde, Gott löst sie auf.

Juni 1918

DIE LEGENDE VOM WELTVERKOMMENEN SONKA

Kunst will Sein und Sein ist nichts als Liebe.

MIT barfüßigem Schritt die heimatlichen Pfade kosend,
aufrecht wie Bäume, hellumblühten Hauptes,
weltenübersegnet,
sind wir einmal die selig Wandernden gewesen,
und wanderten, versöhnte Brüder auf verteilter Erde,
von Volk zu Volk, die Grenzen jeder Auserwähltheit überschreitend,
ein selbstlos reines Herz von Mensch zu Menschen tragend brüderlich.

Wir waren arm wie die Vögel unterm Himmel und nackt wie Lilien des Feldes
und atmeten das Licht der grenzenlosen Liebe,
den Odem Gottes, der die Welt vereinigt
im Paradies der Menschheitsseele.

Wir schritten aufzubauen
das Weltreich e i n e s Volkes,
beseelt von göttlicher Vernunft,
in den Gesetzen deines Geistes.

Wir ruhten aus mit Landstreichern am Kreuzweg
in gastlich mildem Schatten alter Bäume,
wenn Mittag uns mit lichter Ruh beschenkte,
und feierten die Abende mit Dichtern in Gesprächen
im Kreis der Schwestern, die sich offenbarten
in allen ihren himmlisch-irdischen Gestalten:

Wundersame Priesterin der unbefleckten Flamme,
demütig stolze Trägerin von des Geschlechtes Schwere,
gekrönte Dienerin des Kindes, gnadenreiche Mutter,
Meisterin des heimatlichen Mahles, heilige Schwester,
Hüterin Gegenwart, Gebärerin der Zukunft,
unserer zügellosen Ichgesänge versöhnende Sordine —
wir betteten das Herz in deine traumvollen Hände
mit einzutönen in den Werdedithyramb des Alls.

Wir spielten mit den Knaben in den Gärten
und unserem Spiel entstieg, vom blauen Tag umschlungen,
der Jüngling heidnischer Gesänge, Genius der Freiheit.

Wir tranken Bruderschaft mit Königen und Bettlern
aus der verklärten Quelle deiner großen Güte,
die unsere Menschheitsstirn erlöste,
den Spiegel deines Wortes, Namenloser,
der du der Ursprung aller Weisheit bist,
der Sinn, die Wahrheit und das Leben:

Wir waren Menschen von des Lebens Gnaden,
nicht Könige, nicht Bettler, — Menschen, Menschen,
von jedem Hauch verkündet war Liebe unser Wesen,
daß Lerchen nisteten in unserer Wanderschaft.

O Erde, Erde! Krieg.
O Erde, Blindenhaus der schwarzen Felder!

Menschen werden von Menschen mutwillig geschlachtet,
Tiere, wutbrüllend unverständliches Morden wider den Geist —
Tod ohne Tat, zielloses Blut:
Es erstickt das siebenmal haßdurchbohrte Weltherz.

Gräberfurchen wühlt ein rostumflorter Pflug
in den jäh verdorrten Weinberg meiner Menschheitsstirne.
Blutschwarzer Geier erdennaher Flug
durchkreuzt Vergangenheit,
umnachtet Gegenwart,
da Leichenzug um Leichenzug
sich stürzt in totgeborne Zukunft,
Seiendes begrabend:
Ach, das Nimmermehr der Welt.

Der ewige Tag wird eingescharrt
und die unsterblichen Gestirne:
Was erlischt nicht die Sonne
an der Einsamkeit düsterster Erkenntnis
Erd und Himmel, Sein, All, Wirklichkeit —
die Welt ist Wahn.

Geschöpfe sind aus Staub gemacht
und unser Herz ist Staub —
Geist, Erde und Gestirne Staub.

O, Macht der Menschen über Menschen!
Gewaltige der Macht, die Wind mit Blut bebauen,
Gesetze züchten, uns zu würgen,
von unserm letzten Hauch zu leben,

weh Tyrannen,
die in Gewalt gedeihen
und Haß in Recht entfachend,
Brudermord bereiten.

Und die Ohnmachtmächtigen der Erde:
Vagabunden, Huren,
deren Armut unrein ist
wie Lüge, Neid und Gier.
ein räudig Pack aus Läusen und Gestank!

Und ihre Kinder sind die Sündenbrut der Alten.

Denn Liebe: Liebe — Unglück in der irren Weltmechanik,
Liebe: Verrat, betört Verworrenes,
das Wollust schreiend,
Schwachheit röchelnd,
Trug gebärend,
doch zugrunde geht.

Ich aber bin allein geblieben,
bin elend bang allein geblieben,
das Tränenmeer zu trinken zwischen Höll und Hölle.

Wohin hab ich verloren
Welt und Weib und Wesen,
was zu verlieren war, verloren,
daß ich nicht sterben kann?!
Was ruf ich an? Was ruf ich an!

So trostlos hart, so schwer, so bang bin ich allein.

MIT den ewigen Gestirnen
zeitlos schreitend, Gottes Schreiter,
schritt ich brüderlich und heiter
über sternenhohe Bahn.

In den Schluchten kam ich an, —
als ich aus der Sterne Spiel
fern zurück ins Chaos fiel
kam ich in den Schluchten an:

Und ich tast in Weh und Wahn
mich felsab und felsenan
einsamer und schwerer.

Dunkel liegt das fremde Land,
rätselhaft verhüllt und stumm.
An dem Stab der blinden Hand
frißt beständig, steil und krumm
und zerrissen ohne Steg,
frißt mir bodenloser Weg.

DEIN Auserwählter leid ich sonder Maß,
doch deines Willens Gnade macht mich stark.

O Herr! Der wüstzerstampften Liebe: Haß
zersägt mir tausendfach das Mark.
Ich bejahe den Krieg, das blutige Tier,
rot überwiehernd dürstendes Flüstern.

Ich krümme das Rückgrat, ich blähe die Nüstern,
mein Haupt reckt sich rasend ins Weltrevier.

Und meine Hände, deiner Tat Verzücken,
die magischen Kreise Gestirne zerpflücken,
und meine Zähne, gefletscht aus gräßlichsten Wonnen,
in mittagflammender Hölle sich sonnen,
die meine Blicke zu Dir überbrücken,
daß ich in des Einzigen Anblick erlahme.

Dein Tod und dein Leben! mir entsprudelt der Same,
in meinem Blut ertrinkt der Boden
der Tage und Nächte All, verschlungen
von Gischt und Lava meiner Hoden,
verendet Wehruf ruhbezwungen.
Beendet. Entladen. Erfüllt. Verklungen

umsäuselt die göttliche Quelle
in kosmischen Kristallgebirgen
nach ungedachter Zeit
wieder des Anfangs ersten Keim.

WIE oft wurde ich gemustert, numeriert und ausgestrichen,
eingetragen, aufgeschrieben, registriert und mitgezählt,
eingeteilt und ausgewählt,
verglichen:
ich habe die Zeichen der Zellen, Betten, Akten, der Teufel weiß wessen,
wo ich geknebelt ward, und wo ich gefesselt gefangen gesessen,
nicht gekannt oder vergessen.

Armselig wie Zahlen die Menschen, die sie schrien und schrieben, —
ich, ich bin der, der ich bin, geblieben:
Sonka,
töricht fremd im irdischen Land,
Geist in Gottes Hand:

Unbeirrt auf harten Wegen leid ich klarem Ziel entgegen.

Sieben Martern meinetwegen!
Drosselt, knechtet, hängt mich auf,
setzet eure Nummer drauf —

mich hält kein Galgen auf,
ich ziele Gott, dem Ist, entgegen.

ICH bin ein Narr, doch fehlen mir die Schellen:
ich tanze nicht und schreie nicht auf Märkten,
ich lehre nicht,
ich löse keine Bilderrätsel auf,
Buchstabenspiele, Weltgeschichtlichkeit.

Denn irgendwo und wie und wann
geschieht das Sterben dieser fremden Erde,
mir Mutter einst: da ward ich Keim,
ich trieb, ein Schilf in Leid und Werden,
und duldend Mensch geworden,
wuchs empor ich in den Raum
nackt ein Baum.

Blut und Tränen, schwarz wie Wolkenstürze,
haben blind mein Erdreich unterwühlt und weggeschwemmt.
Ich wurzle nicht.

Sturmgetrieben ein wandelnder Baum,
den kein Sturm zerbricht,
wachse ich und wurzle nicht:
was nährt mein Geäst, was erfüllt meinen Stamm?
ich bin ein Baum, bin aus Wurzel, Schaft und Wipfel:

Zeitentwurzelt
über Welt und himmelaus
die Einsamkeit tragend,
Frucht und Blüte meiner Krone —
in Gott hinein.

LEBEN: Werden Entleiden Sein.
Wort und Werk werden, entleiden, sind.
Die Ahnung meiner Seele in der verhüllten Zeit vor neunzehnhundertvierzehn — was aber mein Gehirn damals kaum begriff — ist durch das Erlebnis des Krieges tiefste Erkenntnis geworden:
daß die Erde Totgeborenes ist.
Da ist Tod nicht zu fürchten; fürchte dich nicht vor Leid, Liebe und Verrat.
Denn diese Erde ist nicht die Gefahrzone im Weltall und dieses All ist chaotisches Sterben in sich.

Von unwissenden Beherrschern, die, beschränkt von der Vorstellung ihrer Weltgesetze, irdische Furcht erschufen, wird die Erde methodisch geordnet. Diese Weltorganisatoren, Moralfeldherren, Staatsphilosophen und Religionsstifter sind keine Nihilisten; ich aber bin ein Nihilist, weil ich das Nein bejahen muß und das Bewußtsein des Absolut - Absoluten jenseits der Welt, Gott, habe, das einzige Menschliche, die Demut, die ihnen nie werden kann.

Dieses ist mein Wesen: Verkommenheit. Welt - Zeit - verkommen — sein. Ich rechne nicht mit Zeit und Welt. Ich verzichte auf Bild und Gleichnis. Denn ich verzichte auf Gefolgschaft. Ich verzichte auf Jünger, die mich verstehen und deuten könnten. Ich bin fern aller Lehre. Und mein Leben bejahen, hieße Gott verneinen.

Ich bin das Bleibende im Strom, der nicht ist, weil ich Gott weiß.

Totgeborene Erde muß versagen: Nichts ist Alles ist Nichts.

Sünde ausgelöscht! Gut und Teufel, Tun und Lassen ausgetilgt! Sehnsucht erfüllt!

Was könnte foltern, erschüttern, quälen: Erde! Was feig machen oder mutverzerren! Erde.

Kein Tor zur Hölle, keine Pforte in den Himmel, ich gestehe: es gibt keine Welt.

Leben: Werden Entleiden Sein.
Wahrheit ist bildlos Gott. Gott ist. 1 = 1: das ist Alles. 1 = 2: warum nicht. Geschrieben, gesprochen, gehört. Ja und Nein. Und N e i n. Wir denken, wir denken irdisch.

Gott ist durch kein Gleichnis zu erjagen, weil Gott kein metaphysisches Wild ist, das vom Pfeil des durchdringenden Wortegehirnes getroffen werden könnte.

Ist in kein Sinnbild zu kleiden wie die Gliederpuppe Mensch. Verflucht!

Ist sinnbild: bild — und sinnlos. Sein heiliger Sinn: Vereinung der Welt, der Zeit. Vereinigung des Lebens in Welt und Zeit. Gott ist Sein. Sein ist das Sein. Ist nur Sein.
Ich hüte mich, mehr zu verraten von meiner Heiterkeit.

Wirklichkeit geschieht. Geschehen stirbt wirklich. Welt, Zeit; Leben in Welt und Zeit. Stein wird zu Sand, Sand vielleicht Stein: Stein Sand. Es wächst, es fließt, es stirbt. Ding bleibt Ding, solang es stirbt.
Leben Kraft Trieb; ein Gehirn will Vorstellung. Ein Gehirn denkt. Ich wende nichts ein. Aber Gott lasse man aus dem Spiel. Denn Wirklichkeit ruht – und – tanzt, ruht nicht. Zum Teufel die Moral! sie ist nicht Sprache geworden: es ist gleich 1 : 1, wenn es sein muß, eins ist nicht zwei, wenn es nicht sein muß; dies ist der Erde klar. Braucht die Erde Gott? Was braucht die Erde Gott!
Wer spricht von Zusammenhängen? Ich dichte. Und werde mich hüten, mehr zu sagen. —
Und ich betrete die Erde wieder, daß ich Boden unter den Füßen habe. Ich komme zurück mit der großen Erfahrung meiner bildlosen Gesichte, des Gottwissens. Ich bin da als Wille des Dichters, des Dichters, der weiß. Und mir ward die Dreieinigkeit des Wortes: die Sprache des Künstlers; mir ist die Ehrlichkeit des Weltverkommenen, die Unabhängigkeit des Wissenden. Der Arbeit Können und Wollen. Sendung: die Macht des Dichters. Und Bewußtsein trotz der Sendung. Trieb: Gestaltungstrieb.

Mit meinem Gottwissen bin ich da, ein dichtender Mensch. Ich bin nicht anders; ich kann nicht anders: ich muß sein, was ich kann. Die Bedingung meiner Form. Meine Art bedingt mein Charakter. Und doch und deshalb: Futurus sum bis ans Ende. Undenkbar —
undenkbar ist das Was, es ist nicht darzutun. Der Rest ist Arbeit Der Rest ist das Wort. Aber: Bild und Gleichnis versagen, sogar der Punkt. Er ist Raum, er ist Vorstellung. Und ruf ich die Fläche, ist sie gleicher Stoff wie der Punkt. Die Linie muß verglimmen, wenn ich sie ansehe.
Ich dichte.
Ist größere Tragik auf Erden!
Ist solche Tragik jenseits der Welt?
O Wahrheit; denn die Wahrheit ist bildlos wie Gott.
1 = 1.

Jenseits der Schönheit. Schönheit, der Sinn, der den Sinnen entspringt, die da sind, Dasein, um nicht irre gehend zu leiten. Also Entwertung der wertlosen Werte, der totgebore-

nen. Schlacke, die Schlacke ist von Anbeginn zu Anbeginn. Schlacke Alles in Allem. Was ist der Rest: eben Alles: Nichts.

Ich werde mich hüten, mehr zu sagen. Meine mutige Unabhängigkeit bis an die Grenzen . . . die Grenzen. Also endet meine Wahrhaftigkeit, meine Ehrlichkeit: ich leugne es nicht. Ich bekenne. Gott.
Ich hüte mich Nichts zu sagen. Alles bleibt: Schönheit — Krätze. Das ist da, Dasein, das nicht ist.
Kein Rückzug. Wenn ich sie von meiner Flucht reden höre, antworte ich:
Totgeboren und nicht wissend die Erde der Schönheit!
Alles lebt in der Welt. Es ist leicht hier zu tanzen. Leichter noch wissend da zu tanzen. Mitten im Kriege wissend zu tanzen. Über und unter wölbt sich der Weltraum: warum nicht tanzen!

> — Meerengen von Fischerbooten torpediert; Untersee von Langmut destilliert; Riesenerze Malachit und Hydroxyd schmelzen im Tumult der These: Branntwein nistet in der Teuerung; Rosenernte hämmert in die Stellung aller Offensiven und am Knotenpunkt der Erden lagert Munition. —

Will man noch zwingendere Sprache? Brauch ich Verstärkung gegen das Frachtstück im Kampf um den Tanz auf Erden!
Ich heiße Sonka, der Dichter von Mund zu Mund.
Die Menschen sehen mich und hören meine Stimme,
sie lesen dieses Nihilisten Manifeste, sie seben dieses Mathematikers Skelette, warum fragen sie (denn sie fragen): Wer ist Sonka? Wo, was?
Es ist nicht Flucht, wenn ich die Äpfel dieses Sommers zähle, die Äpfel, die im Herbst von einem Raubtier zermalmt, gefressen, vernichtet werden. Auch ich bin gefräßig. Und mäste mein Aas.

DIES eine Bein, darauf das andre ruht,
gestellt auf niebebauten Boden irgendwo
und mit den müden Händen einen wunden Fuß umfassend,
sitz ich verkauert stumm auf einem morschen Stamm,
gekrümmten Rückens,
daß mein Knie, von meines Hauptes blinder Last bebürdet,
die kalte Schläfe mir durchbohrt.

Ich bin ein Samenkorn
vom Wetter hergetragen.
Was werde ich, wenn ich da Wurzel fasse,
in diesem Moder kraftverlassen?

Bin ein verirrter Block,
verwitternd.
Entspringt eine Quelle meinem Gestein?
Verwehen Stürme mich zu Staub,
daß mich die ganze Erde begrabe?
Oder bin ich Felsen genug, zu versinken im Grund?

Bin eine Schraube,
losgelöst von ihrer Dampfmaschine,
die vorüberrollte zu den Städten.
O, ist der Riesin Leib geborsten ohne mich?
O, ward die Lücke ausgefüllt von einer stahlgetreuern
Schwester?
mein Wert, mein Schicksal: der neuen Maschine zu dienen?
wird man mich suchen? wer mich finden?
spielende Kinder — ein rostig Ding?

Ich bin ein Bund Telegraphendraht,
der von einem hastenden Motor verschleudert,
hier die Straßenböschung herabglitt.
Guter Draht, geglüht, zu verbinden,
der Erde brüderlich schmerzvollen Puls zu verkünden,
Bewegung erleidend zu klingen.

Ich werde zerfallen, Unkraut düngen,
Dasein wird mich überwuchern.

Ich sitz verkauert stumm auf einem morschen Stamm,
zusammenbrach ein Wanderer am Wege,
mit erdenschweren Händen ein Gebilde,
(Seele ward der Form,
die Seele meines längst verscharrten Meisters,
der Götter schuf aus Stein)
ein meisterhaft vollendet unvollkommen letztes Werk:
Mensch auf dem Weg zu Gott.

Stoff: mein Leib,
Gestalt: mein Blut,
o Gleichnis mein Blut,
es sei dein Traum, was er wolle:
einmal verschlingt dich die durstige Scholle,
schmilzt in kosmischer Glut —
und endlich mündet die Welt in Geist,

der meinem Ja sein Nein erweist.

ICH habe die Erde unbeschlafen gelassen,
unbefahren die Ringelspiele
der Menschheit an den Heeresstraßen.
Nie hab ich angelegt auf ruhmbemalte Ziele.

Wie lächelt die Quelle verliebt sich zu spiegeln
in mir, mich spiegelnd im Ferneblauen.
In dem Geheimnis mit den Sternensiegeln
wir selig zu Tode uns schauen.

AUS mir loht stets ein Feueraufblick der Bejahung:
je bleicher sich mein Haupt in einen Schädel wandelt,
je dünner meine Hände Spinnen gleichen.
Hekatomben ungesühnter Leichen
bebürden mir die kranke Menschenbrust.

Mein Aufblick
durchbricht die blutschwarze Erde der Welt,
versengt das Sterben,
entschwebt dem All.

Willenskraft,
die mir das Antlitz meißelt,
ist Dichtermacht von Seiner Macht.
Ich trag ein Kreuz von Allerwelt verlacht,
und doch von Aller Schmerz gegeißelt:
mein Dichterherz.

Seit Anbeginn
verhöhnt mich Wahn der Zeit.
Ich treibe zu dir hin
in deine Einzigkeit.

Und Sünde und Not
mein tägliches Brot,

weil ich Gottes bin.

MEIN Pfad
durchläuft die höllischen Schächte,
umkreist die Bahnen der Sonnen:
des Menschtums Gleichnis scheingesponnen
rot eingewebt in Tage und Nächte —
mein Pfad, der die Zeit verlassend,
Irre erleidet, Wahn und Wahrheit,
bis seine blutenden Augen, erblassend,
verwerden in Klarheit

GOTT: ist die Ruh, Vollendung
in Nichts entwandelter Kraft;
Ist: bildlose Beendung
von Zeit und Tod und Wanderschaft.

Nach dem Widerstreit der Stunden
sind die Dinge blind verblendet.
Nichts wird, wenn sich Gott beendet,
mein beharrlich Leid bekunden.

Einmal werden meine Stimmen
stumm sein von der Ruhe Gnaden.
Wann wird endlich wer bestimmen,
mich zu allem Nichts zu laden?

BETTLER Von Haus zu Haus, wo wohnst du?

Auf der Menschheitsgaleere, geschmiedet an die Zeiger der Lüge,
geflochten ans Urrad ans Uhrrad der Zeit,
hausen die Nächsten, Besitzer der Höhlen und der Paläste,
hassen die Armut, die sie furchtsam lästern
und mästen Gewissen verbittert mit Wahn —

aber du?

Blaudunkel flutet dein Blick:
doch die Nacht kennt dich nicht,
du bist unter Schatten nicht zu erblicken,
dich beherbergt kein Grab.

Dein Antlitz ausgemergelt von Sonne —
und ich begegne dir nie,
wie du des Sommers wanderst im Staub der Straßen
oder wie du wandelst am weißen Strand vor den Toren
und ich find dich nicht schlafen am Wiesenrain
und ertapp dich nie
abbeerend die Sträucher im Weinberg.
Die Gräser blühen nichts von deinem leichten Gang,
die Wipfel rauschen nichts von deinem sich wiegenden Haupt,
der Winde Atmen hat deinen Odem nie verspürt.

Nicht kündet spiegelnd dich der Glanz der herbern Jahreszeiten:
Schnee oder Blüte.
Die Männer wissen dich nicht,
die Frauen: niemals hat solch ein Mensch hier gebettelt.

Und ich erschau dich doch allemal, Bettler von Haus zu Haus,
am hellen Mittag und zu Mitternacht
unbekümmert schreiten von Haus zu Haus
in Bettlertracht
mit deinem Bettelsack
und deiner Schnapsflasche:
Wo luderst du dein Tagwerk hin?
was ist dein Wesen, was dein Sinn?
Wo ruhst du aus?

Zeitgeläute, raumatmend. Werden tönt nur Klageruf,
Sonka nennt mich die Erde.
Sich tötete der Mensch, der liebend mir den Namen schuf,
Geist, daß er sei, ewig, und nicht mehr werde.
Beseelt ward der Anfang, entleibt das Ende —
Tod ist vollendetes Immer.

Und wiedergeboren bricht aus tagdurchflossenem Sein
Widerhall seiner Stille,
— erstritten erlitten auf Erden einmal —
das Wort und der Laut:
ein Mal, mir geworden, mein Name.
Liebe und Sterben in Ewigkeit da sein
bedeutet den Dulder,
verwirklicht den Dichter,
leitet im Wesen der Welt des Sehers heimgeheiligten Pfad,
schmerzerhellte Beziehung zum Geist.

Stoff gestaltet den Schein der Legende.
Endlich verklingen. endlich geläutert von meines Ursinns Berührung
verklingen die Dinge Sonka.

Gleichnis verwirrt und Bild verführt,
da ist des Wortes Irresein,
da ist der Traumgesichte Schein.
Ich schreite gleite unberührt,
ein jeder geht den Weg allein.
Stein wie Stein, zu Staub wird Stein,
Weg bleibt, was der Weg gebiert,
Spur nur, was der Fuß vorliert.
Aber jenseits von Weg und Spur und Staub —
Ist Sein Gott.

Gleichnis haucht das Tote nicht lebendig,
Bild schlägt, was lebendig wurde, tot.
Aus meinem leeren Bettelsack verschenk ich ewig Brot
und meiner Flasche Nichts, das ich verspreng, ist wahnlos, nichts,
Beständig.

MORGENS erwachst du,
es regnet Herbst
nach eines Sommers Tag:
du erwachst
im Flaumbett deines Mutterhauses in Gayā an der Gaya
im Marsgebirge deiner indo-slovakischen Heimat,
oder in Wien: Bettgeher auf einem Stundenlager
und obdachlos in den Praterauen
oder in Amsterdam im Strohsack-Asyl
der jüdischen Barmherzigkeit „Achnosas Achim",
in Pariser Quartieren,
im Straßengraben vor Rom,
auf Deck, in Kajüten,
auf Matten des Urwalds
oder im Wigwam,
in Scheunen und Ställen,
Kasernen des Krieges,
Latrinen Europas,
im Kerker unterm Spielberg
oder im Unterstand bei Sokal,

in Baracken, Lazaretten:
im Kriegsspital 1,
im Feldspital 2,
im Reservespital 100,
(letzthin plötzlich in der Obhut,
süßer heimatlicher Obhut
der Okurkas, Häscherghurkas
einer neuernannten Grenzstadt
weiß-rot übertünchter Pfähle
schwarz und gelber Unterfarbe
wie die Seele der Regierung,
die mit schiefem Lächelmäulchen
ihren Krämernamen zwitschert)
oder wie jetzt, den 22. IX. morgens 8 Uhr 55,
in Kolin an der Elbe
im Turm der Villa Děkanka
im Familiengrab,
morgen am Mond —
überall zuhaus, fremd in der Heimat
erwachst du, es regnet, Herbst
nach einem Sommersonntag,
immer und wieder erwachst du allein:

Ruh ist Ziel aller Fahrt,
weißt du, lebendiger Leib,
mit geschlossenen Augen sehend;
Tätigkeit und Geschehn,
weißt du: Kampf mit der Zeit
um das Sein!
Mit den freundlichen Dingen,
deinen Feinden, maßest du dich,
bestandest, Unterlieger,
lebendigen Leibes besiegter Sieger,
nie ward dir der Freund:
der feindliche Feind.

Es regnet Herbst, Regen
nach letztem Sommertag,
da erwacht Erwachendem
morgens der Feind.

Ave dem Feind,
dem erwarteten Freund,
erlösendem Spender seienden Todes,
Mundschenk ewigen Weins,
bildlosen Herbstes Erbauer.

PILGERND hab ich aufgenommen
Botschaft deiner stillsten Frommen.

Jenseits schlachtenmüder Stille
bildlos gottdurchtränkte Stille.

Diese Landschaft wird vergehn
und nicht wieder auferstehn.

Und in spätem Abendlichte
wird des Blutes Schmerz zunichte.

Und mit eines Tags Vergluten
spülst du mich in deine Fluten,

überwältigender Wille.
Und verströmst mich in der Stille.

ICH höre Schritte!
Naht mir Fleisch und Blut?
Es will mich umarmen
mit köstlicher Schwere:

Mein Geist ist satt.
Keinen Körper weiß meine Seele,
mein Körper kein Weib.
Nie küßt ein Herz mehr
meinen bittern Mund,
den für die Stille süßen Mund,

himmlische Sehnsucht ist mein Leben,
nie wird mein Same irdisches Geschlecht.

WELT ist da, und Zeit ist Raum,
selbst das Jenseits noch ist Traum,
blutverwirkt mit Raum und Zeit
Eins im Kreis der Wirklichkeit.
Zeit ist Raum und Traum ist Welt,
die am Fels des Worts zerschellt:
Tod — ein Wort,
der Fels, das Wort.

In des Wortes Wesen mündet
Ruh nur, die sich findet.

NOCH bin ich nicht der Geist so weltlos klar,
um heimzumünden in des Wesens Nichts,
das Gottes ist und ewig war, bevor das Chaos war;
noch bin ich Rhythmus, Farbe und Gestalt des Lichts:

Es werde Licht! da ward die Welt aus Not und Schein —
es werde Licht, da ward in ihr der Pfad zu Tod und Sein,
noch muß geschehn, daß ich am Pfad Entschlafender im Licht erwache,
aber erwache als einsamer Stern über deinem Dache,
erwache schon als Baum an deines Hauses Schwelle,
als Wind, der dich umarmt, und die dich liebt als Welle:
solang er leidet, muß der Mensch im Gleichnis werden.

Doch einst erlischt der Stern, erlischt in Tod und Sein,
es schläft der Baum, schläft in die Stille ein,
und Wind und Welle münden gotthinein,
wenn wir geworden s i n d und nicht mehr werden.

AUCH an des reinen Leides weisen Tagen,
auch in der hohen Nacht der klarsten Gegenwart
zerschimmert, vom einzigen Gleichnis getragen,
des Menschen einsame Fahrt,
wie wandernder Segel flatterndes Linnen
im grenzenlosen dunkellichten Garten
abendweltbegrenzter Wasserspiegel.

Leben ist Warten und nichts beginnen
und alles ertragen:
Leben ist Sterben, Tod ist Sein.

Wann enden meines Sterbens Tage,
wann wird der Reise Kreis vergehn,
wie lange trägt mein Herz die Frage
noch von Geschehen zu Geschehn.

ERSTEH mir doch in Raum und Zeit,
o Ebenmaß der Wirklichkeit,
daß ich das Dasein nicht entwerte,
der leidverzehrte Gottgekehrte,
daß ich nicht immer der Erde entrücke
und Einkehr finde im menschlichen Glück.

Zu spät schlägt vielleicht die verhaßte Uhr:
ein Tor,
der diese Welt verlor,
ein Toter, der nicht Gott erfuhr.

Ich möchte beim Anbau säumen
und segenschwere Ernte träumen,
Pan betreuen gottvergessen
und dann von süßen Früchten speisen,
Sonnen, die die Welt umkreisen,
Erde und Sonne essen,
innig unter Menschen wandeln
und mir irdisch Gut erhandeln,
feierabends beim Wein
der Nachbar meines Nachbars sein.

Ich wollte ihre Unruh haben,
wenn sie begatten, gebären, begraben.

Doch alle Türen sich verschließen,
nie darf ich ein Herz genießen,
niemals wird in Raum und Zeit
mir friedliche Fläche der Menschlichkeit.
Ich treibe diesseits von Gott und jenseits der Uhr,
abseits der Welt und ohne Spur.

BEWEINT mich die Frau, sie weint: ich Weib,
zerjauchzt mich die Frau, frohlockt sie: ich Weib —

immer dunkler blutverbunden
mit Sehnsucht und Schmerz der sterbenden Stunden
siegt ihre Stimme: ich Weib wie Weib,
ich Weib wie Erde, Wasser, Luft und Feuer,
wir Töchter der Sonne, wir Hexen der Hölle —
vertraut sich bitteröde Wildnis
dem Wüsten entwandernden einsamen Mann.

In jäher Faust blitzt das Messer: Verbrecher!
und Klage mordet: Lust und Hunger —

Landstraßen und geheime Pfade
erinnern: Pilger, heiliger Pilger,
aber Wälder und Ebenen, breit duftend,

schimmern und tönen: Freiheit,
immer neue Heimat, letzte heimatlose Freiheit;
es wachsen und schwinden die Horizonte:
unvergänglich im Sterben ruhend geweiteter Raum.

Mir begegnet der Mensch, wer er auch sei,
umarmt mich: Sonka!
brüderlich dank ich dir, Bruder.

Mein Name ist Trost den Sklaven und Krüppeln
im Tumult großer Städte: nichtiges Dasein.
Sonka! Aufruf den Bettlern im Geist,
Arbeiter in den Fabriken und vor den Palästen: Arbeiter,
Arbeit!

An allen Fronten der Menschheit den Menschen verbündet,
demütig, kniend, jammernd, brüllend, gebietend
läutet mein Name inbrünstig den Frieden.

Und Waldhörner tragen mein Herz von Wipfel zu Wipfel:
Ave blühende Schönheit!

Panzer und Drähte, gehämmert, verkünden der Fahrten
endliches Ende
und Aeroplane wolkentief
posaunen: Endlichkeit, Raum, vergänglicher Traum.

Störrisch faßt den überragenden Felsen
anflutendes Meer: Ufer, Fessel!
leichthin schaukelt die Woge den stählernen Riesen,
Sturm: Ärmliches Wrack deiner Hände!
Meervolk bekränzt entschäumt den Tiefen,
das Spielzeug spielend mit Blumen zu schmücken.

Weil ich nichts bin und nichts habe,
geizt der besitzende Nachbar verbissen:
Räuber und räudiger Hund,
indes ich, ein Wildbach, in Dunst und Dickicht entschwinde.

Einfältig glitzert jeden Tag und jede Stunde
Mond oder Sonne: Sonka.

Wer ruft in die Welt den Namen
mit seiner ganzen Seele,
dem Herzen meines Herzens —

namenlos,
höre mich.

O Wahrheit, Wahrheit, einfache Tochter der Täler,
Berge und Flüsse,
der Blüten und Samen,
der Sterne, Sonnen:
nimm und erlöse mein bitteres Menschenherz.

Befreie die Freiheit,
entbinde die Liebe,
beflügle die Sehnsucht,
gib Ruhe den Flügeln,
Gesang meinem Flug.

Segne die Nächte
mit friedlichen Träumen,
ihrer großen Erfüllung
die tagenden Tage.
Verschenke das Leben
mit offenen Händen
an Gute und Treue,
o, Wahrheit, Wahrheit,
einfache Tochter der Täler,
Berge und Flüsse,
der Blüten und Samen,
der Sterne, Sonnen.

ERHEB dich, Liebe, erhebe dich,
entsage nicht, trage,
trage dich wieder, duldend schwer,
aber erhebe dich, erheb dich
und leb nicht nebeneinher.

Vertraue dich dem Ruf der Erde,
ihrem Rhythmus: Stirb und Werde,
traumgeschaute Welt bricht an;
wisse, daß du ichbefangen,
toten Dingen nachgehangen,
und Vergangensein ist Wahn.

Versöhne dich und erhebe dich,
versöhne die Tage, erlösender Blick:
Zukunft! ewig kommendes Glück —
erheb dich, Liebe, trage dich,
schreite, befruchte und trage.

JETZT hingestellt vor euch in dieser Stunde,
die Julifeierabend ist, süß von Getreide und Holunder,
hingestellt vor euch, ihr Männer und ihr Frauen,
die ihr so aus der Arbeit kommet guten Willens,
zu hören, was ich rede,
ich redete zu euch,
wie ich zu Hirten und zu Kindern sprach
vom Ölgebirge meiner Heimat
vor vielen vielen Jahren:
Seid gut in dem Bewußtsein eurer Kraft und Sendung,
seid Menschen und versöhnet euch.

Jetzt hingestellt vor dich in dieser Stunde,
auf die der hohe Julihimmel blickt mit allgerechten Sternen,
spräch ich zu dir, du großes Arbeitsheer,
Heer der Revolution und Freiheit,
ich redete zu dir:

Ich war dir roter Fackelbrand zur rechten Stunde,
und war dir Flammenfahne, Blut und Stimme
gegen ein Jahrtausend,
o, höre, ich beschwöre dich:
Sei stark in dem Bewußtsein deiner Kraft und Sendung,
versöhnet euch, versöhnet euch.

NOCH einmal rufe ich dich an, weil ich dir schon so oft begegnet bin auf der großen Landstraße meines Lebens, dir Kamerad, dir Freund, dir Bruder, dir Genosse, dir Bürger, dir Mitmensch, noch einmal rufe ich dir zu, nicht Kamerad, nicht Freund, nicht Bruder, nicht Genosse, nicht Bürger, nicht Mitmensch, noch einmal halte ich dich an: Mensch! Erkennst du mich? Ja, ich bin der, welcher von Osten kommt mit dem Stern im Haar, immer wieder von Osten kommt wie ein Bettler, aber geschmückt mit Löwenzahn durch die Straßen der Stadt wie ein Narr, Sonka. Weißt du nicht mehr, ich ruhte sehr müde am Neptunbrunnen in Florenz und Kinder brachten mir Fische und Brot, weil ich hungrig war, und alle Bettler der Gegend aßen von meinem Hunger und wurden satt ohne zu betteln. Kennst du mich nicht? Verblaßte das Wunder in deinem Herzen, das geschah, als du deinen wütenden Hund auf mich hetztest: der sprang mich an mit gefletschten Zähnen und ward zum Lämmlein, als er mich erreichte, und leckte meine Hände. Erinnere dich: daß du gestorben wärst an jenem Tag, da du verlassen warst

von Gott und Menschen. Ich schwieg und sah dich an. Aus meinem Schweigen wurde dir das Leben. Ich habe mich an dich verschenkt, Verbrecher im Gefängnis, an dich Totkranker im Spital, an dich Obdachloser im Asyl, an dich du Mädchen von der Straße, an dich und dich und dich und dich, ich habe mich verschenkt mit Blick und Gegenblick und meiner Hand in deiner Hand, die ich umfaßte. Du kennst mich ja. Ich bin von Osten. Und deine Maske aus dem Dreck des Westens wird nicht auslöschen mein Gesicht, das sich verschenkt, verschenkt, verschenkt, sieh mich nur an! und schon hast du ein Herz und ein Gesicht.

Noch einmal rufe ich dich an, weil ich dir schon
so oft begegnet bin auf der großen Landstraße
meines Lebens, dir Kamerad, dir Freund, dir
Bruder, dir Genosse, dir Bürger, dir Mit-
mensch, noch einmal rufe ich dir zu,
nicht Kamerad, nicht Freund, nicht
Bruder, nicht Genosse, nicht
Bürger, nicht Mitmensch,
noch einmal halte
ich dich an, Alles
Umfassender:
Mensch!

DICHTUNGEN UND BEKENNTNISSE
AUS UNSERER ZEIT

Soeben erschienen:

ALBERT EHRENSTEIN

ZAUBERMÄRCHEN

Preis geheftet Mk. 4·50, gebunden Mk. 6·50

Der Leser dieser Zaubermärchen sieht sich einer so reichen Fülle phantastischer, grotesker, geistreicher, spöttischer Erfindungen gegenübergestellt, daß er erst an dem frischen Geschmack der Wirkung gewahr wird, wie sich diese Sagen und Schwänke in unserem gesellschaftlichen und politischen Dasein täglich begeben.

NADJA STRASSER

DAS ERGEBNIS

Lyrische Essays

Preis geheftet Mk. 5·50, gebunden Mk. 7·50

Nadja Strasser geleitet uns in ihrem neuen Buche durch den unterirdisch überall hohlen und rissigen Bau unserer Zivilisation. Eine einsame Frau, durch Schmerz zum Wissen geläutert, sieht die Summe aus dem Tagebuche des täglichen Lebens der Gesellschaft.

Soeben erschienen:

ADRIEN TUREL

SELBSTERLÖSUNG

Preis geheftet Mk. 5·50, gebunden Mk. 8·—

Von den scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen des Lebens her entspringt in Turel alle Bewegung der Seele und kämpft sich denkend und gestaltend zur Einheit durch. Es ist das Auszeichnende dieses Erstlingswerkes, daß sein Verfasser ein Denker und Künstler zugleich ist.

ALFRED WOLFENSTEIN

MENSCHLICHER KÄMPFER

Ein Buch ausgewählter Gedichte

Preis geheftet Mk. 4.50, gebunden Mk. 6.50

Dieses Auswahlbuch des für unsere neue Kunst repräsentativen Lyrikers wirkt wie eine völlig neue Selbstgestaltung seiner dichterischen Persönlichkeit. Es ist die Dichtung des dunklen Weltleidens der Jugend und des aufstrahlenden Kampfes neuer Gemeinschaft gegen Erstarrung und Bedrückung unserer Zivilisation.

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

NEUE BÜCHER
DES VERLAGS PAUL CASSIRER BERLIN W 10
DIE SICH ZU GESCHENKEN EIGNEN

DIE MALEREI IM XIX. JAHRHUNDERT

Entwicklungsgeschichtliche Darstellung auf psychologischer Grundlage von

MAX DERI

Zwei stattliche Halbleinenbände

etwa 65 Mark

Der erste Band des Buches erläutert die hier zum ersten Male zusammengefaßte Theorie an Werken von Manet, Courbet bis Van Gogh, Picasso, Kandinsky und Liebermann. Ein Tafelband mit 200 Abbildungen ergänzt das Werk. Max Deri ist einer der bedeutendsten Interpreten bildkünstlerischer Eindrücke, seine vorbildlichen Vorträge im Dienste der aufblühenden Volkshochschulbewegung haben seiner Idee den Weg gebahnt. Durch dieses Werk wird Deris Bedeutung als glänzender Vermittler seines neuen Systems bei der Betrachtung von Kunstwerken weit über den Kreis seiner Hörer hinausdringen.

DIE MEMOIREN DES HERRN VON SCHNABELEWOPSKI

von

HEINRICH HEINE

Mit photolithographisch verkleinerten Abbildungen von

JULIUS PASQUIN

In handkoloriertem Pappband

30 Mark

100 Exempl. in weißem Ziegenleder

100 Mark

Die bereits früher durch eine beschränkte Auflage bekanntgewordenen Illustrationen Pasquins zu Heines schöner Novelle erscheinen hier in einer verkleinerten Wiedergabe, weil der Wunsch, dieses seltene Buch einer wesensverwandten künstlerischen Gestaltung auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, allgemein und immer dringlicher ist. Der Verlag hat sich deshalb entschlossen, eine einfache Ausgabe mit verkleinerter Wiedergabe der Pasquinschen Lithographien herauszugeben, die den Reiz dieses erlesenen Werkes behalten hat.

DIE PRIMADONNA

Von

ADOLF WEISSMANN

Mit mehreren Abbildungen im Text und 24 ganzseitigen Lichtdrucken

Umschlagzeichnung von

Hans Meid

In schönem Halbleinenband

45 Mark

Wie in E. T. A. Hoffmanns Zauberbuch, aus dem die Gestalten, wenn sie der Stab berührt, lebendig aufstehen, springen die Bilder der Primadonnen verschiedenster Zeiten und Länder — der Patti, der Lucca, Jenny Lind, der beiden Garcias, Isabella Colbrand, Mara, Arnould, Schröder-Devrient, Krones — daß man sie zu sehen und zu hören glaubt aus diesen Blättern. Aus ihrer Kette entwickelt sich die Gemeinsamkeit der Art, und die buntesten Schicksale und Charaktere zeigen sich verbunden, nicht durch den Beruf und die gemeinsame Kunst, sondern auch durch eine mitgeborene Verwandtschaft der Wesensart.

BERNHARD KELLERMANN
EIN SPAZIERGANG IN JAPAN

Mit Titelzeichnung von

KARL WALSER

In schönem Halblederband nach einem Entwurfe von Karl Walser

28 Mark

In japanischem Pappband

18 Mark

SASSA YO YASSA
JAPANISCHE TÄNZE

Mit vielen Illustrationen, davon sechs mehrfarbigen und sechs einfarbigen Lichtdrucken nach Zeichnungen von KARL WALSER

In Halbleder gebunden

20 Mark

DIE KUNST DES RADIERENS

Ein Handbuch von

HERMANN STRUCK

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 121 Abbildungen im Text und 5 Originalradierungen von Max Liebermann, Edvard Munch, Paul Baum, Hermann Struck, Hans Meid, sowie einer Originallithographie von Max Slevogt:

40 Mark

Dieses Buch von Hermann Struck ist eine leicht faßliche Einführung in die Technik des Kupferstichs, der Radierung und der Lithographie. Ein Anhang gibt in summarischer Weise die für jeden Sammler und Kenner notwendigen Notizen über die Schwarz-Weiß-Künstler von Martin Schongauer bis zur heutigen Zeit. Dieser Auflage ist ein neues Verzeichnis beigegeben, das die hauptsächlichsten Schriften über die in dem Werke vertretenen und erwähnten Künstler unter besonderer Berücksichtigung der Oeuvre-Kataloge enthält. Druck und Ausstattung entsprechen den im Frieden hergestellten früheren Auflagen. Diese Neuauflage ist vermehrt um Reproduktionen von Graphiken Pechsteins, Meids, Jäckels u. a. als Vertretern der jungen Künstlergeneration.

ALTE TIERFABELN

Nach Karl Wilhelm Ramlers Fabellese (Leipzig 1783) mit 75 Steinzeichnungen von

AUGUST GAUL

Mit einer Einbandzeichnung von August Gaul

Gebunden etwa 30 Mark

Karl Wilhelm Ramlers Fabellese aus dem Jahre 1783 ist nie veraltet, weil die Welt, die sich in dem Buche spiegelt, nicht gestorben ist. Keinem andern war der Stoff der Tierfabeln so natürlich wie August Gaul. Nur er konnte hier mehr geben als ihren klaren einfachen Ton; ein wertvolles Stück seiner selbst in neuer äußerer Form. Zum erstenmal schließt er Wort und Bild im Buch zusammen und durch den seltenen Einklang von zwei künstlerischen Sprachen ist hier ein Werk zustande gekommen, das klassisch zu werden verdient.

In allen Buchhandlungen erhältlich :: Ausführliche Verzeichnisse kostenlos auch vom Verlag

DIE ROTE ERDE

MONATSSCHRIFT FÜR KUNST UND KULTUR

HERAUSGEBER: KARL LORENZ / ROSA SCHAPIRE

DIE ROTE ERDE pflegt jüngste expressionistische Kunst, um die Menschheit-Erde ringend. Sie vereinigt all die Künstler, die mit den letzten Fäden innerer Erleuchtung um den Menschen, um die Erde hinausgehen, die großen Wege lächelnder Glückseligkeit zu bereiten.

MITARBEITER SIND

Kurt Bock / Georg Britting / Alfred Brust / Albert Ehrenstein / Lyonel Feininger / Erna Cerlach / Werner Gothein / W. C. Hartmann / A. de Haer / Kurt Heynicke / Karl Kriete / A. Rudolf Leinert / Karl Lorenz / Carl Mense / Rudolf Mense / Emil Maetzel / Paulfried Martens / Felix Müller / Wilhelm Niemeyer / Will Erich Peuckert / Max Pechstein / Rosa Schapire / René Schickele / Schmidt-Rottluff / Anton Schnack / Martin Schwemer / Alfred Wolfenstein / Friedrich Wolf u. a.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Es erscheinen im Jahre 12 Hefte. Der Preis für das Einzelheft beträgt M. 3.—. Im Jahresabonnement M. 30.—. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Bütten gedruckt, von den Herausgebern handschriftlich signiert, jährlich 12 Hefte M. 260.—. Die Vorzugsausgabe wird nur an Subskribenten abgegeben.

DIE ROTE ERDE ist durch alle besseren Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post oder direkt vom Verlag zu beziehen

VERLAG „DIE ROTE ERDE", HAMBURG I ALSTERTOR 2

DIE ERDE

POLITISCHE UND KULTURPOLITISCHE HALBMONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER: WALTHER RILLA

LA FEUILLE, Genf: „Une nouvelle revue qui représente un caractère vif et intransigeant, tout en maintenant plus étroitement la note spirituelle, est rédigée par Walther Rilla: ‚La Terre'. En peu de temps, ce jeune pamphlétaire a acquis la confiance de tous, car il est adroit et son verbe est aussi sur que fin: qualités rares chez un journaliste allemand."

LA VOIX DES JEUNES, Luxemburg: „...Walther Rilla ist der machtvoll ungestüme Herausgeber einer politischen und kulturpolitischen Halbmonatsschrift: DIE ERDE. Imperativ dieser Streitschrift: Daß wir die Synthese Marx-Tolstoi verwirklichen und die Änderung im Raume erzwingen, die Brandung, der das gottheitliche Reich morgen seine Entfaltung verdanken wird."

CARL STERNHEIM: „DIE ERDE ist außer der „Aktion" heute das einzige nicht nur aufklärende, sondern auch geistig bedeutende Blatt."

EINZELHEFT 1 Mk., VIERTELJAHRSABONNEMENT 5 Mk.

DURCH DIE BUCHHANDLUNGEN, DIE POST ODER DIREKT BEIM

VERLAG DIE ERDE, BERLIN-HALENSEE

ESRA

EINE JÜDISCHE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VOM JÜDISCHEN HOCHSCHULAUSSCHUSS IN WIEN

REDAKTION: EUGEN HOEFLICH

Die Monatsschrift ESRA ist für alle Intellektuelle im jüdischen Volke geschrieben und nimmt Stellung zu allen Fragen des Judentums. Ihre Mitarbeiter sind die besten jüdischen und nichtjüdischen Schriftsteller. Sie bringt als einzige jüdische Zeitschrift regelmäßig auch Arbeiten jüdischer Dichter. Die ersten Hefte enthalten unter anderem auch Beiträge von:

Hugo Bergmann / Max Brod / Adolf Boehm / Albert Ehrenstein / Micha bin Gorion / Eugen Hoeflich / Arno Nadel / Rabindranath Tagore / Oskar Rosenfeld / Siegfried Schmitz / A. J. Schwarz / Dr. Ch. Strasser / Friedrich Thieberger / Doz. Dr. H. Torczyner / Felix und Robert Weltsch / Meir Wiener

DAS HEFT KOSTET K 3.—

EINZELNUMMERN UND ABONNEMENTS IN DEN BUCHHANDLUNGEN UND IM VERLAG ESRA, WIEN, IX., ALSERSTRASSE 28

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

12759

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

RENEWALS AND RECHARGES MAY BE MADE 4 DAYS PRIOR TO DUE DATE
LOAN PERIODS ARE 1-MONTH, 3-MONTHS AND 1-YEAR.
RENEWALS CALL (415) 642-3405

DUE AS STAMPED BELOW

LIBRARY USE ONLY

JAN 11 1990

CIRCULATION DEPT.

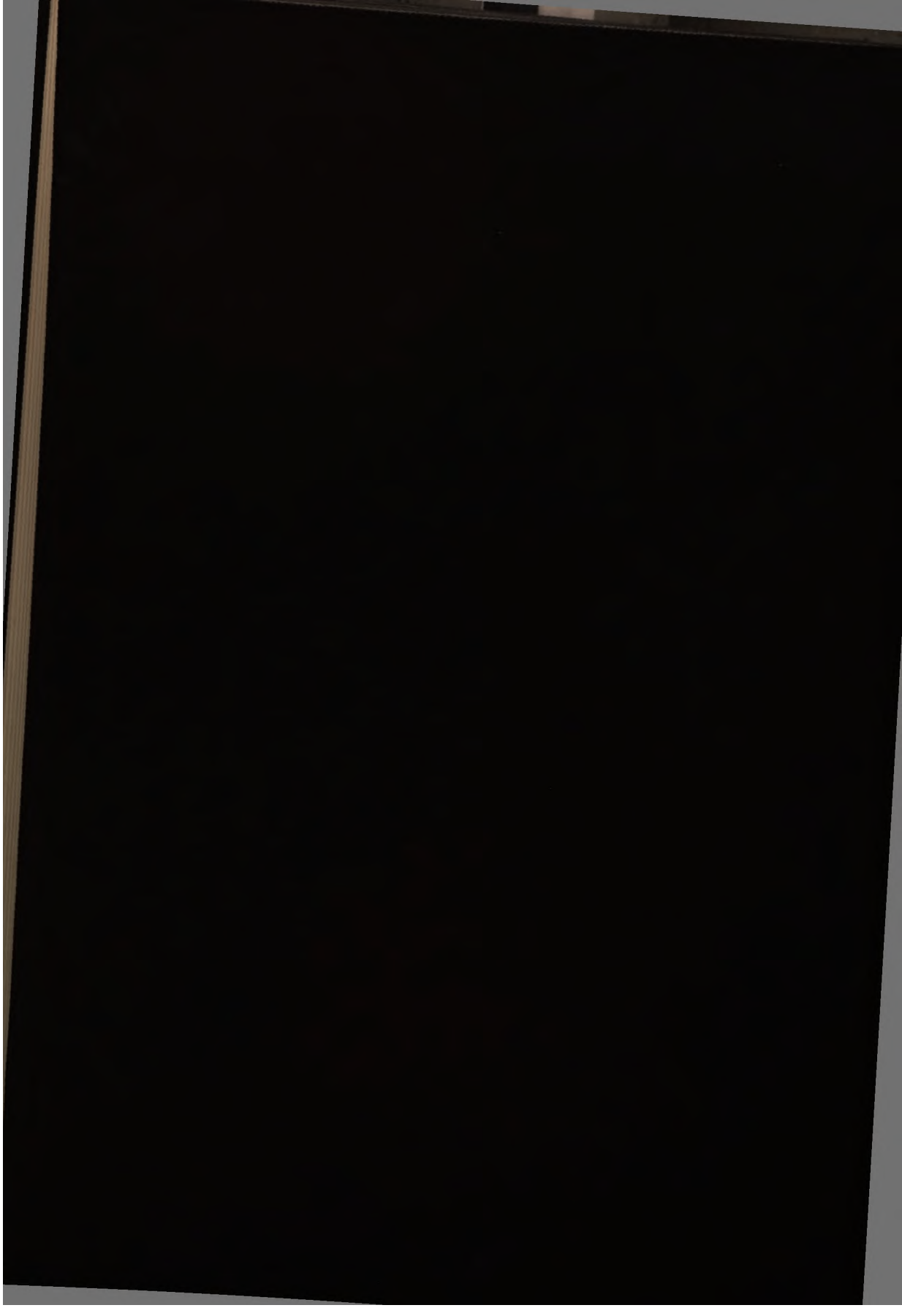
REC. CIR. JAN 11 '90

JUL 24 1990

CIRCULATION DEPT.

RECEIVED
JUL 31 1995
CIRCULATION DEPT.
JUL 03 '95

Nov. 30
Dec. 21
Jan. 3
Jan. 13
Jan. 21
Jan. 27
Feb. 26
March 19
Aug 1
Aug. 11
Aug. 25
Aug 31
Sept 8
Sept. 24
Oct. 30
Nov. 8
Nov. 22

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046157944